Ferdinand von Saars

sämtliche Werke

in zwölf Bänden.

Im Auftrage des Wiener Zweigvereins der Deutschen Schillerstiftung
mit einer Biographie des Dichters von **Anton Bettelheim**
herausgegeben von **Jakob Minor.**

Mit 5 Bildnissen, einer Wiedergabe des Grabdenkmals des Dichters und einem Briefe als Handschriftenprobe.

Siebenter Band.

Novellen aus Österreich I.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Ferdinand von Saars

Novellen aus Österreich.

Herausgegeben

von

Jakob Minor.

Erster Teil:

Innocens. — Marianne. — Die Steinklopfer. — Die Geigerin.
Das Haus Reichegg.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Vorwort des Herausgebers.

Die ersten vier Novellen (unsere Ausgabe Nr. 1—4) sind zuerst einzeln in Buchform in zierlichen Miniaturausgaben erschienen, für welche die Ausstattung von Gutzkows eben erschienenen „Kurstauben" (Leipzig, Brockhaus 1864) als Muster diente. Die ersten Drucke der späteren findet man mit wenig Ausnahmen in den Spalten der österreichischen und deutschen Zeitungen und Zeitschriften; und die Buchausgabe zu dreien oder zu zweien folgt diesem ersten Abdruck meistens auf dem Fuße nach.

Die erste Novellensammlung führt den Titel „Novellen aus Österreich". Sie ist 1877 erschienen und „Sr. Exzellenz dem k. k. österreichischen Minister Leopold Freiherrn von Hofmann zugeeignet". Sie enthält unsere Nummern 1—5 und ist in „zweiter durchgesehener Auflage" im Herbst 1893 mit der Jahreszahl 1894 (700 Exemplare) erschienen.

Im November 1882 folgte mit der Jahreszahl 1883 die zweite Sammlung: „Drei neue Novellen" (600 Exemplare), „Elise Altgräfin zu Salm-Reifferscheid geb. Fürstin Lichtenstein zugeeignet", unsere Nummern 6—8 enthaltend.

Erst von der folgenden dritten Sammlung ab wird die Reihenfolge auf den Wunsch des Verlegers auch auf dem Titelblatt ausdrücklich angegeben: „Schicksale. Drei Novellen (der Novellen dritte Sammlung)", im Herbst 1888 mit der Jahreszahl 1889 in 600 Exemplaren erschienen, „Baronin Sophie Todesko herzlich zugeeignet" und Nummer 9—11 enthaltend. Die zweite Auflage, ohne Jahr

(1897) und ohne Widmung, bezeichnet sich selbst auf der Rückseite des Titelblattes als „Sonderausgabe aus dem zweiten Band der Novellen aus Österreich, Auflage von 1897"; sie beruht auf dem gleichen Satz und besteht einfach aus den ersten 11 und 1/8 Bogen der ganzen Sammlung, die für die Sonderausgabe in entsprechend größerer Anzahl gedruckt wurden.

Im November 1891 mit der Jahreszahl 1892 erschienen endlich die „Frauenbilder. Zwei neue Novellen (der Novellen vierte Sammlung)" (600 Exemplare), mit der Widmung: „Seiner Durchlaucht dem Fürsten Hugo zu Salm-Reifferscheid der Dichter in Raitz" und Nr. 12 und 13 enthaltend.

Alle diese vier Sammlungen und die im Oktober 1892 mit der Jahreszahl 1893 im Einzeldruck erschienene Novelle: „Schloß Kostenitz" (Nr. 14) wollte Saar schon im Herbst 1896 in einer Gesamtausgabe vereinigen, für die auch der Verleger ganz Feuer und Flamme war. Zuerst dachte man an 4 Bände und an eine Ausgabe in Lieferungen, die auch den „Herbstreigen" umfassen sollte. Anfangs 1897 entschied man sich für zwei Bände, von denen der erste um Ostern, der zweite im Sommer erscheinen sollte. Die „Novellen aus Österreich. Erste Ausgabe in zwei Bänden" 1897 enthalten alle Novellen Saars bis zum „Schloß Kostenitz" in chronologischer Reihenfolge, also auch in derselben Anordnung, wie sie früher in den kleineren Sammlungen erschienen waren; der erste Band enthält Nr. 1—8, der zweite Nr. 9—14. Genau denselben Inhalt hat auch die zweite Auflage, die, in moderner Art als „Drittes und viertes Tausend" bezeichnet, 1904 erschien und mit der ersten auch in den Seitenzahlen fast durchaus übereinstimmt.

* * *

Schon vor dem Erscheinen der zweibändigen Ausgabe der „Novellen aus Österreich" war aber ein neues Novellenbuch von Saar erschienen: „Herbstreigen. Drei Novellen. (Der Novellen fünfte Sammlung)". Der Druck hatte schon Anfang 1896 begonnen und war im August beendet, worauf der Verleger langsam seine Vorbereitungen für die Versendung traf. Als Muster für den Druck diente die Ausstattung von Rüttenauers „Heiligen"; in der Widmung hatte der Dichter zuerst eine Personaländerung vorgenommen und sie dann ganz unterdrückt. Den Inhalt bilden die Nummern 15—17.

Auch die „Nachklänge. Neue Gedichte und Novellen", welche Februar 1899 erschienen und „Alfred Freiherrn von Berger zugeeignet" waren, enthielten außer den Gedichten und dramatischen Fragmenten drei kürzere Novellen, die Nummern 18—20. (1200 Exemplare.)

Schon anderthalb Jahre später, im November 1900, erschien mit der Jahreszahl 1901, „Julius und Caroline von Gomperz-Bettelheim herzlich zugeeignet": Camera obscura. Fünf Geschichten", unsere Nummern 21—24 und 28 enthaltend (800 Exemplare). Die „zweite, vermehrte Auflage", die im April 1904 erschien und „Dem Arzt und Freunde Dr. Sigmund Pollak zugeeignet" war, enthielt drei neue, im ganzen also „Acht Geschichten", unsere Nummern 21—28, wobei die „Dissonanzen" (Nr. 28) wiederum an das Ende gestellt waren.

Für seine letzte Sammlung war der Dichter genötigt, einen neuen Verlag zu wählen; denn sein treuer Verleger Georg Weiß war gestorben. So erschien denn: „Tragik des Lebens. Vier neue Novellen" im Herbst 1905 mit der Jahreszahl 1906 im „Wiener Verlag" (Wien und Leipzig), die Nummern 29—32 enthaltend.

* * *

In unserer Ausgabe findet man alle 32 Novellen unter dem Gesamttitel „Novellen aus Österreich"; denn es ist nur ein Zufall, daß Saar die späteren nicht unter diesem Titel veröffentlicht und in die größere Sammlung mit einbezogen hat. Von dem „Herbstreigen" sagt er in den Briefen an den Verleger ausdrücklich, daß er in eine Gesamtausgabe der Novellen hineingehöre, er müsse aber zuerst allein für sich erscheinen. Und während des Druckes dieser fünften Sammlung schreibt er am 9. Juni 1896 an den Verleger: „Die jetzt vorliegenden 17 Novellen sind alle aus einem Gesichtspunkte zu betrachten, nämlich als Kultur- und Sittenbilder aus dem österreichischen Leben von 1850 bis auf die Gegenwart. Nur wenn man ihren Zusammenhang erkannt hat, begreift und würdigt man sie vollständig." Wenn er also den „Herbstreigen" und die späteren einzelnen Sammlungen weder 1897 noch 1904 in die „Novellen aus Österreich" aufgenommen hat, war lediglich ein geschäftliches Interesse die Ursache; weil er nämlich dem ohnedies langsamen Absatz der einzelnen Sammlungen

keine Schwierigkeit in den Weg legen wollte. Aber in seinem Brief an Weiß vom 26. November 1903 redet er von einem alle übrigen Novellen umfassenden dritten Band der „Novellen aus Österreich", womit dann eine dreibändige Gesamtausgabe seiner sämtlichen Novellen hergestellt wäre. Diese sollten also in ihrer Gesamtheit den Titel: „Novellen aus Österreich" tragen. Und für die nach 1903 entstandenen Novellen, die ausnahmslos in Österreich spielen und von denen die letzte im ersten Druck als eine „Wiener Geschichte" bezeichnet ist, hätte er diesen Gesamttitel gewiß auch nicht bloß passend, sondern notwendig gefunden.

* * *

In dem Nachlaß des Dichters hat sich der Anfang einer einzigen Novelle gefunden, die über den Rahmen nicht hinausgediehen ist. Der Dichter hat sie zuerst Deocum Döbling am 4. März 1902 in Angriff genommen und auf einem Foliobogen zunächst eine kurze Charakteristik des Freiherrn von Waltersberg hingeworfen, der, wie sich zeigen wird, in dem Rahmen als Erzähler auftreten sollte. Später aber hat er diesen Entwurf ganz links liegen lassen und auch hier wieder eine andere Rahmeneinkleidung versucht, die im ersten Entwurf gleich mit sauberen Zügen und in Oktavformat niedergeschrieben wurde und auch noch in einer vollständigen und in einer bloß angefangenen Reinschrift vorliegt. Hier führt die Novelle den Titel: „Der Gutsherr von Adriach"; in der ersten Reinschrift, die vom 5. August 1905 datiert ist, ist der Ortsname bloß angedeutet (A . . .), in der zweiten aber wieder ausgeschrieben. In dem ersten Abschnitt (I), der vollständig vorliegt, führt sich der Dichter selber ein. Er hat nach längerer Zeit wieder einmal einen Winter in der Steiermark zugebracht und sich in einem kleinen Schweizerhause eingemietet, das in dem ausgedehnten Park eines Geldbarons liegt. Das Porträt eines Mannes im altmodischen Jagdrock fesselt seine Aufmerksamkeit; aber der Gärtner vermag ihm keine Auskunft zu geben. Da erhält er zu Neujahr den Besuch eines alten Männleins (die erste Niederschrift schwankt zwischen den Namen Römpler und Pichler), eines pensionierten Lehrers, der aus Adriach gekommen ist, um seine Pension abzuholen und der sich von dem Dichter ein paar Zeilen für das Album seiner Enkelin erbittet, die Lehrerin in Leoben ist. Von ihm erfährt der Dichter, daß das Original des Bildes drüben in Adriach ist,

auf einer der kleinen Herrschaften im Umkreise, und daß es den vorletzten Besitzer darstellt, Franz Edlen von Lötsch, dessen Kinder der alte Lehrer einst unterrichtet hat und von dessen Familie er viel zu erzählen weiß. Er ladet den Dichter ein, ihn in Adriach zu besuchen; und der Dichter nimmt diese Einladung an ... Damit bricht das Fragment ab. Bei seinem Besuch hätte der Dichter Näheres über den Gutsherrn von Adriach erfahren.

Einen Monat später aber ließ Saar diese Einleitung wieder fallen und griff auf den älteren Entwurf von 1902 zurück, den er in Döbling am 12. September 1905 gleich in Form der Reinschrift auf Oktavblättern weiter zu führen begann. Jetzt ist nicht mehr der ‚Dichter‘, sondern wieder der Freiherr von Warsburg (so heißt er jetzt) der Held der Rahmenerzählung. Er hat die diplomatische Laufbahn aufgegeben und sich der parlamentarischen zugewendet; von einem deutschen Bezirk Böhmens in das Abgeordnetenhaus gewählt, hat er auf der Linken unter den Antifeudalen Platz genommen. Trotz seinem täglich wachsenden Ansehen aber legt er nach zwei Jahren sein Mandat nieder, weil er in einer Frage der inneren Politik mit seinen eigenen Parteigenossen in Widerspruch geraten ist und von dem wachsenden Nationalitätenhader ebenso wie von der Verrohung des parlamentarischen Tones abgestoßen wird. Er kauft ein kleines Gut in Steiermark, das er mit einer bejahrten Haushälterin bezieht, und schreibt an einer Denkschrift über Österreichs jüngste Vergangenheit und fernere Zukunft. Von Zeit zu Zeit ladet er die ihm treu gebliebenen Parteifreunde zu Gast. Beim Diner nach einer Schnepfenjagd zieht ein Porträt die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, das nun nicht mehr bloß den Mann im Jagdrock allein, sondern in drei in einem Garten versammelten Gruppen seine ganze Familie darstellt. (Daher der neue Titel: „Das Familienporträt“.) Der Freiherr hat es mit dem ganzen Mobiliar von dem letzten Gutsbesitzer übernommen und hält es für ein Bild aus der Schule des jüngeren Lampi. In einsamen Stunden macht er oft den Versuch, die Personen des Bildes miteinander in Beziehung zu setzen, ihre Charaktere zu ergründen und sie mit den Auskünften, die er auf seine Nachfragen erhalten hat, in Zusammenhang zu bringen. Scheinbar stelle das Bild ein ganz patriarchalisches Familienleben wie in den Stifterischen Novellen dar, in Wahrheit jedoch habe es sich ganz anders verhalten: was er erfahren, weise auf seelische Untiefen und Nachtseiten hin,

wie sie die moderne Literatur zu ergründen strebt. „Die Schöpfungen unserer heutigen Schriftsteller sind daher nicht sehr erfreulich, und man begreift, daß man sich wieder mit Vorliebe den idealen Schilderungen Stifters zuwendet, dessen Gestalten in der reinen, lichtvollen Atmosphäre, in der sie atmen, die Seele erheben, statt sie zu bedrücken. Aber es ging nicht anders: die Untiefen der menschlichen Natur mußten einmal bloßgelegt werden, um wieder zu reiner Lebensanschauung zu gelangen“ ... Mit diesen, für Saar selber so bezeichnenden Worten bricht das Fragment ab, noch ehe der Freiherr erzählt, was er von dem Familienporträt und von dem Gutsherrn von Adriach erfahren hat.

Inhalt.

Novellen aus Österreich.

Erster Teil.



Innocens.



Vorwort des Herausgebers.

Saars erste und wohl am meisten gelesene Novelle, 1865 geschrieben, ist im Dezember dieses Jahres mit der Jahreszahl 1866 und unter dem Titel: „Innocens. Ein Lebensbild" im Einzeldruck erschienen. Der kleine Vorrat von 500 Exemplaren ging erst nach fünf Jahren auf die Neige; und im Jahre 1871 wurde eine „zweite durchgesehene Auflage" (1000 Exemplare) veranstaltet, auf deren Titelblatt die Dichtung schon als „Eine Novelle" bezeichnet war. Der Verleger hatte sich das Recht ausbedungen, nach 3 Jahren die noch vorhandenen Exemplare als „dritte Auflage" aussenden zu dürfen; und er machte davon 1874 Gebrauch, indem er bloß einen neuen kartonierten Schmutztitel drucken ließ. Diese drei ersten Ausgaben sind „Mathilde Freiin von Reichlin-Meldegg, geb. Gräfin Wimpffen (1. Aufl.: in inniger Verehrung) zugeeignet". Die zweite oder dritte wurde dann dem Abdruck in der ersten Auflage der Novellen aus Österreich (Seite 1—75) und einem vierten Einzeldruck zugrunde gelegt, der, „Robert und Harriett Zimmermann in alter Treue und Dankbarkeit zugeeignet", zu Ostern 1892 in 1000 Exemplaren erschien. In diesem finden sich etwas tiefer eingreifende Änderungen; und dieser Text wurde mit geringen Abweichungen auch in der zweiten Auflage der einbändigen Ausgabe der Novellen aus Österreich 1894 (Seite 1—70) und in den zweibändigen Ausgaben von 1897 und von 1904 (Band I, Seite 1—66) wiederholt. Eine von dem Dichter im Jahre 1903 geplante Einzelausgabe mit Illustrationen von Professor Seligmann ist nicht zustande gekommen; den Abdruck in einer Modenzeitung,

von dem in einem Brief des Verlegers (27. April 1871) die Rede ist, habe ich nicht ausfindig machen können. In den acht vorliegenden Drucken hat der Dichter zwar unablässig an dem Jugendwerk gefeilt, manches Überschwengliche getilgt und den Ton immer leiser und feiner abgedämpft. Größere Änderungen aber sind ihm nicht nötig erschienen. Der „Innocens“ ist fertig aus dem Kopfe des Dichters gesprungen. Eine Übersetzung ins Tschechische von Dr. Victor Guth ist zuerst im Hlas Národa 1898 und dann im Einzeldruck erschienen. Von einer englischen Übersetzung durch Arthur Johnstone ist in Saars Briefen an den Verleger 1899 die Rede. Ins Französische wurde die Novelle von Carlo Calvi übersetzt (K. Toursky-Strellinger et Sacher Masoch, Nouvelles slaves, préface de V. Cherbulioz, 2e édition, Paris 1886).

Am südlichen Ende Prags, auf einem gegen die Moldau felsig abstürzenden Hügel, erhebt sich ernst und düster die Wyschehrader Zitadelle. Es läßt sich im Umkreise einer großen, volkreichen Stadt nichts einsam Abgeschiedeneres denken, als dieses alte, ziemlich ausgedehnte Fort. Denn die Besatzung beschränkt sich in Friedenszeiten auf eine Offizierswache von geringer Stärke, die nur den allernötigsten Sicherheitsdienst an den Toren und auf den Wällen versieht. Die Kasematten und Blockhäuser im Innern stehen leer und verödet, und die spärlich gefüllten Pulvermagazine scheinen wie die Belagerungsgeschütze nur da zu sein, um einem invaliden Unteroffizier der Artillerie zur Sinekure eines Zeugwartes zu verhelfen. Auch die Poststraße, welche durch die Zitadelle über den Rücken des Hügels nach Budweis führt, wird nur wenig benützt. Harmlose Spaziergänger nach dem nahen anmutigen Dorfe Podol, Landleute aus der Umgegend, welche Lebensmittel zum Prager Markt bringen, und hin und wieder ein bestäubter Wanderbursche sind fast die einzigen Passanten der Festungstore. So herrscht innerhalb der Wälle gewöhnlich die tiefste Stille, die nur selten durch das Rollen eines Wagens, regelmäßig aber am frühen Morgen, mittags und abends durch den Wachetambour mit rasselnden Trommelsignalen unterbrochen wird.

Zumal im Winter ist es hier oben traurig und ausgestorben. Kalt und schneidend saust der Wind um die verlassene Höhe,

und mißmutig, dicht in ihre Mäntel gehüllt, gehen die Schildwachen auf den eingeschneiten, von krächzenden Dohlen beflogenen Wällen auf und nieder. Aber wenn der Schnee ins Schmelzen kommt und die Moldau unten wieder blau und schimmernd vorüberwallt, da entfaltet sich in dieser Abgeschiedenheit ein wunderbarer Lenz. Dichter, glänzender Graswuchs überkleidet alle Gräben und Böschungen, und um die eingesunkenen Kanonenlafetten sprießen Veilchen und Primeln. Immer bunter schmückt sich der Rasen, und manche Schießscharte wird durch einen wilden, in voller Blüte stehenden Rosenbusch verdeckt, den ein langjähriger Friede hart am Gemäuer wachsen ließ. Selbst aus den Kugelpyramiden, die der Zeugwart so zierlich zu errichten versteht, sprießt und blüht es: denn der Wind hat Erdreich und Samen in den Fugen abgelagert, und nun duften und schwanken über den furchtbaren Geschossen die blaßgelbe Reseda, der dunkelblaue Rittersporn und die rötliche, langgestielte Steinnelke. Bienen und gepanzerte Käfer summen und schwirren durch die heiße, zitternde Luft; zutraulich zwitschernd lassen sich Hänfling und Rotkehlchen auf die wuchtigen Feuerrohre nieder, und an den Mauerabhängen der Wälle klettert und sonnt sich die goldgrüne, funkelnde Eidechse. —

In solcher Zeit war es, als ich einst in der Zitadelle die Wache bezog. Erst vor kurzem mit meinem Regimente in Prag eingerückt und mit der Örtlichkeit nicht vertraut, betrat ich, neugierig und befangen zugleich, an der Spitze meiner Abteilung die weite schattige Torhalle, wo die Mannschaft der alten Wache bereits unter Gewehr stand. Ihr Kommandant, ein mir unbekannter Offizier von junkerhaftem Aussehen, kam, als die Förmlichkeiten der dienstlichen Begrüßung abgetan waren, nachlässig auf mich zugeschritten. „Oberleutnant Baron Hohenblum“, sagte er, den Schirm seines Tschakos flüchtig berührend. Er schien meinen Namen, den ich nun auch nannte, zu überhören und fuhr mit leichtem Gähnen fort: „Die vierundzwanzig Stunden werden einem rein zur Ewigkeit in dieser alten, un-

nützen Kanonenbewahranstalt. Es kann keine langweiligere Wache mehr geben."

Ich warf hin, daß man eben auf keiner besondere Unterhaltung fände.

„Je nun, nach Umständen", erwiderte er, indem er den feinen blonden Schnurrbart emporstrich. „Zum Beispiel die Hauptwache am Ring ist ganz amüsant. Man setzt sich mit seiner Zigarre vor die Tür und mustert die Vorübergehenden. Es gibt ganz nette Gesichter unter den hiesigen Mädchen. Auch fehlt es nicht an Besuch von Kameraden, und nach der Retraite wird gewöhnlich ein kleines Spiel arrangiert. Hier oben aber ist man von aller Welt abgeschnitten, wie auf einer wüsten Insel. Du hast es übrigens", setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „doch etwas besser getroffen, als ich. Denn morgen ist Sonntag, und da kommen wenigstens Leute in die Messe herauf."

„In die Messe? Ist denn hier eine Kirche?" fragte ich überrascht.

„Allerdings. Etwa tausend Schritte von hier, gegen die Moldau zu", sagte er, während ich unwillkürlich nach dem Innern des Forts blickte. Aber die Aussicht war durch eine nahe, ziemlich hohe Schanze benommen, hinter welcher nur die Wetterstangen und spitzen Bedachungen der Pulvermagazine hervorragten. „Um sie zu sehen", fuhr der Baron fort, „müßtest du dort auf die Schanze hinauf. Dazu hast du später Muße genug. Ein kleiner Friedhof ist auch dabei, wo ich mich gleich würde begraben lassen, wenn ich beständig hier oben leben sollte, wie der Pfaff', der ganz allein in einer Art Kloster neben der Kirche wohnt. Ein seltsamer Kauz! Man muß lachen, wenn man ihn mit seinen langen Beinen und der schlenkernden Kutte, beständig ein Buch unter dem Arm, einhersteigen sieht. Dabei schaut er immer ins Blaue und tut, als bemerke er einen gar nicht, wenn man an ihm vorüberkommt."

„Ein so abgeschiedenes, stilles Leben mag auch seinen eigenen

2*

Reiz haben", sagte ich nachdenklich, während wir in das düstere Offizierswachtzimmer traten, wo mich mein Vorgänger mit den üblichen Dienstvorschriften bekannt machte. Dann zog er sich den etwas zerknitterten Uniformrock an den Hüften glatt, schnallte die Feldbinde fester und reichte mir mit kühler Freundlichkeit die Hand zum Abschied. Ich verließ mit ihm das Zimmer und trat, während er flüchtig seine Leute musterte und unter lustigem Trommelschall abmarschierte, in die sonnige Stille hinaus, die über dem Fort lagerte. Als ich die Schanze erstiegen hatte, tat sich hinter den Pulvermagazinen ein freier Wiesengrund meinen Blicken auf. Dort erhob sich, ziemlich zurückgezogen, die Kirche, das blinkende Messingkreuz auf dem Giebel von weißen Tauben umflattert. Den Friedhof konnte ich nicht gewahr werden; er mußte durch das angrenzende Priesterhaus verdeckt sein, das ziemlich düster aus einer schattigen Lindenumpfanzung hervorsah. In einiger Entfernung schräg gegenüber stand ein niederes Häuschen. Die gelb angestrichenen Türen und Fensterrahmen kennzeichneten es als militärisches Gebäude; im übrigen sah es ganz wie eine kleine Bauernwirtschaft aus. Schiebkarren, Hauen und Schaufeln lehnten in der Nähe einer Zisterne an der Mauer, und rückwärts war, kunstlos umzäunt, ein Gärtchen angelegt, in welchem rot und weiß die Apfelblüten schimmerten. Zwischen diesem Häuschen und der Kirche schlängelte sich ein breiter Fußpfad hin. Er schien zu den äußersten Werken des Forts zu führen, über welchen, verhüllend, tiefgelber Sonnenduft lag.

Ich verließ die Schanze und ging dem Wiesengrunde zu. Als ich an dem kleinen Hause vorüberkam, stand ein junges Weib in der offenen Tür. Sie hielt ein Kind säugend an der Brust und sah einem kleinen, etwa sechsjährigen Mädchen zu, wie es draußen mit einem munteren Zicklein spielte, dessen Sprünge eine scharrende Hühnerfamilie in Angst und Verwirrung setzten. Bei dem Geräusch meiner Schritte blickte sie auf, und eine dunkle Röte schoß in ihr Antlitz. Dann wandte

sie sich rasch und ging hinein, wobei sie mir eine reiche Fülle blonden Haares wies, das ihr in ungekünstelten Flechten weit über den Nacken hinabhing.

Drüben um das Priesterhaus wehte eine melancholische Ruhe. Das Tor mit dem geistlichen Wappen darüber war zu, und man hätte das ziemlich weitläufige Gebäude für gänzlich unbewohnt gehalten, wären nicht einige Fenster im ersten Stockwerk offen und mit Blumentöpfen bestellt gewesen.

Als ich um die Kirche bog, die gleichfalls geschlossen war, hatte ich den Friedhof voll schattender Weiden und Sebenbäume zur Seite. Die Hügel waren dicht gereiht, aber sorglich gehalten und auf das schönste bepflanzt. Da die Tür des Eisengitters halb offen stand, so trat ich in die duftige Kühle hinein und schritt langsam auf dem schmalen, mit feinem Sande bestreuten Wege zwischen den Gräbern hin. Ein einsamer Falter flatterte mir still über den Blumen voran, während ich hier und dort die Inschriften und Namen auf den schlichten Kreuzen las. Unter den Monumenten, deren es hier nur wenige gab, zog mich eines durch edle und ergreifende Einfachheit besonders an. Es war ein kleiner Obelisk aus weißem Marmor und stand, etwas abseits von den übrigen, unter einer breitästigen Tränenweide. Die Inschrift war in römischen Lettern, deren Vergoldung schon etwas gelitten hatte, eingehauen und lautete: Friederike Friedheim, geb. 16ten Januar 1829, gest. 30ten Mai 1846. Vor diesem Grabe stand ich lange. Wer war dieses Mädchen, das der Tod so früh gebrochen, das man vor mehr als einem Jahrzehnt hier bestattet hatte? Lebte ihr Andenken fort im Herzen trauernder Eltern, im Geiste eines Mannes, dessen Jünglingsideal sie gewesen? Oder war sie verweht wie ein Duft, ein Klang im Gewühl und im Lärm des rastlos vorwärts drängenden Lebens, und nannte nurmehr der Marmor ihren Namen?

Solche Gedanken und Empfindungen zitterten noch in mir nach, als ich schon wieder draußen auf dem Pfade hinschritt

und mich einer Bastei näherte, die als äußerster Punkt des Forts in einem stumpfen Winkel gegen den Fluß zu aussprang. Still und verlassen lag sie da, fast ganz von Schleh- und Hagedorn überwuchert. Ein verfallenes Blockhaus erhob sich darin, an dessen rötlichgrauem Mauerwerk einige hohe Fliederbüsche in voller Blüte standen, was sich ebenso lieblich wie überraschend ausnahm. Selbst zwei verkrüppelte Obstbäume hatten sich in dieses entlegene Werk verirrt. Sie wurzelten dicht an der Brustwehr und streckten ihre knorrigen Äste über eine Kanone, die wie vergessen zwischen ihnen stand und die Mündung harmlos in die sonnige Gegend hinausrichtete. Tief unten, an den freundlichen Häusern von Podol und an den bröckelnden Mauerresten der Libussaburg vorüber, zog die Moldau schimmernd nach dem braunen, rauchaufwirbelnden Häusermeere der alten böhmischen Königsstadt. Von dort her grüßte mit funkelnden Zinnen der Hradschin, während stromaufwärts, über die ansteigenden, wohlbebauten Ufer hinweg, sich eine weite Landschaft auftat und endlich in dem fernen Dufte der Königsaaler Berge verschwamm.

Ich war von dieser reizenden Einsamkeit zu sehr angemutet, als daß ich so bald daran gedacht hätte, sie wieder zu verlassen; ich sah mich vielmehr nach einer schattigen Stelle um, wo ich mich, bequem hingestreckt, ganz in den eigentümlichen Zauber des Ortes und der Fernsicht versenken konnte. Eine solche bot sich mir alsbald in der Nähe des Blockhauses dar, wo sich die Zweige zweier nachbarlichen Fliederbüsche zu einer Art Laube wölbten. Auch kam mir dort, als ich mich niederließ, eine muldenförmige Vertiefung im Erdreiche, welches mit kurzem, aber dichtem Grase bewachsen war, vortrefflich zu statten. So lag ich in der stillen Kühle, sog den Duft des Flieders ein und lauschte dem Zwitschern eines Vogels über meinem Haupte, als ich plötzlich in einiger Entfernung hinter mir nahende Schritte vernahm, und bald ging eine hohe Gestalt in geistlicher Ordenstracht, ohne mich zu bemerken, an mir vorüber.

Es mußte, wie mein Vorgänger gesagt hatte, der Pfaffe sein, der neben der Kirche wohnte. Das waren ja die langen Beine und die schlenkernde Soutane, welche dem Baron so lächerlich erschienen; selbst das Buch unter dem Arme fehlte nicht.

Der Priester war an die Brustwehr getreten. Dort nahm er sein schwarzes Samtkäppchen ab; man wußte nicht, tat er es aus Andacht vor der Natur, in die er hinausblickte, oder um sein Haupt der Luft preiszugeben, die über die Bastei strich und mit seinen leicht ergrauten Haaren spielte.

Nach einer Weile wandte er sich und schlug die Richtung gegen das Blockhaus ein. Er schien mich noch immer nicht zu bemerken, obgleich er gerade auf die Stelle losging, wo ich lag. Ich erinnerte mich unwillkürlich an die Äußerung des Barons, daß der Priester beständig ins Blaue sähe, obgleich er gegenwärtig mehr in sich hineinzublicken schien. Endlich gewahrte er mich. Er schrak leicht zusammen, und eine feine Röte flog über sein schmales, blasses Gesicht. Aber diese Verwirrung dauerte nur einen Augenblick. Gleichgültig, ohne mich nur mit einem Blicke zu streifen, ging er an mir vorüber, brach sich ein Zweiglein von dem Flieder und verließ, still wie er gekommen, die Bastei.

Mich aber überkam jetzt eine eigentümliche Unruhe. Es war mir, als hätte ich den Priester durch meine Anwesenheit von hier vertrieben. Er pflegte gewiß täglich um diese Zeit einige Stunden lesend in der Fliederlaube zuzubringen; deshalb war er auch so unbekümmert und in sich versunken darauf zugegangen. Und nun nahm ich den traulichen Platz ein, der ihm schon aus Gewohnheit lieb sein mußte. Mit einem Male erschien mir auch alles Bequeme daran, das ich früher für ein Zusammentreffen günstiger Umstände gehalten hatte, als ein Werk anordnender Absichtlichkeit. Die Laube, das sah man, war durch Beschneiden der Zweige hergestellt, und der Rasensitz wäre ohne Nachhilfe eines Spatens gewiß nicht zustande gekommen. Rasch sprang ich auf. Der Pater konnte noch

nicht weit sein; ich wollte ihn einholen, auf daß er sähe, er könne ungestört wieder nach der Bastei zurückkehren. Bald gewahrte ich ihn auch in einiger Entfernung von mir auf dem Pfade hinschreiten. Ich fürchtete, er würde, eh' er mich noch bemerken konnte, sein Haus erreichen, und verdoppelte meine Schritte. Da kam von drüben das kleine Mädchen mit freudigen Geberden auf ihn zugelaufen. Er ging dem Kinde entgegen, beugte sich zu ihm nieder und küßte es auf die Stirn. Hierauf ließ er sich von der Kleinen zur Mutter führen, die ihm von der Schwelle aus entgegenkam. Ihr folgte ein Mann, der eben noch im Gärtchen mußte gearbeitet haben, denn er hatte eine Haue in der Hand, auf welche er sich, wie es schien mehr aus Bedürfnis als aus Bequemlichkeit, im Gehen stützte. Drei weiße Tuchsternchen auf den roten Kragenvorstößen einer leinenen, über der Brust offenen Militärjacke ließen in ihm den Zeugwart erkennen, mit welcher Eigenschaft seine noch jugendlich kräftige Gestalt einigermaßen im Widerspruche stand. Als ich näher kam, gewahrte ich in seinem Antlitz eine tiefe Narbe, die von einem Säbelhiebe herrühren mochte und sich von der Schläfe bis zum Kinn erstreckte.

Der Pater sprach freundlich mit den Leuten und reichte dem Jüngsten auf dem Arme der Mutter, da es mit den kleinen Händchen begehrlich danach langte, die duftige Fliederblüte. Er wandte sich nicht um, als ich vorüberging und der Zeugwart, militärisch grüßend, die Hand an die Mütze brachte.

Es kostete mir einige Überwindung, wieder in das unerquickliche Wachtzimmer zurückzukehren. Dort ließ ich mich auf das alte, harte Ledersofa nieder und nahm ein Buch zur Hand. Aber meine Gedanken wollten nicht an den Zeilen haften; denn die Eindrücke, die ich auf meiner kleinen Wanderung empfangen, wirkten zu mächtig in mir nach. Vor allem war es das Wesen des Paters, das mich mit tiefer, geheimnisvoller Macht anzog. Wie glücklich erschien mir sein stilles Dasein auf diesem wallumschlossenen Fleck Erde. Abgeschieden von

dem Treiben der Welt, konnte er hier ganz sich selbst angehören und war nur den milden Pflichten seines Standes untertänig, die ihm nichts auferlegten, was er nicht gerne erfüllte, die ihm nichts verwehrten, was er, das sah man ihm an, nicht freudig entbehrte. Und die Menschen in dem kleinen Hause! Welch ein reizendes Gegenbild boten sie dar in ihrem heiteren Familienglücke! Dann aber dachte ich wieder an den weißen Obelisk auf dem Friedhof und murmelte unwillkürlich den Namen der Toten vor mich hin.

Über solchem Denken und Sinnen war der Abend hereingebrochen. Bald erklang draußen der Zapfenstreich, und die wuchtigen Festungstore fielen mit dumpfem Gepolter ins Schloß. Ich aber ging noch einmal auf die Schanze hinaus. Dort stand ich, während die Sterne auf den tiefen Frieden niederfunkelten, der sich über das Fort breitete, und hier und dort, bald näher, bald entfernter, in den dunklen Büschen eine Nachtigall schlug. —

Es war noch ziemlich früh am andern Vormittage, als schon eine Schar Landleute im Sonntagsstaat durch das südliche Tor der Zitadelle gegen die Kirche strömte. Nach und nach erschienen Andächtige aus den nächsten Stadtteilen; meist gesetzte Männer und Frauen, in reinlicher, altbürgerlicher Kleidung. Aber auch schmucke Mädchengestalten waren darunter, deren rosige Gesichter in der heitersten Feiertagsstimmung erglänzten. So bewegte sich, während von der Kirche aus schon versprengte Orgeltöne durch die Luft irrten, eine bunte Menge in den Räumen des Forts, was ihm einen fremdartigen, feierlichen Anstrich gab.

Das Verlangen, den Pater in der Ausübung seines Amtes wiederzusehen, trieb mich auch der Kirche zu. Als ich eintrat, verstummte eben die Orgel, die einen Choral begleitet hatte. Alle Anwesenden wandten jetzt ihre Blicke nach der Kanzel, wo der Prediger erscheinen sollte. Ich betrachtete unterdessen den Bau und seine freundliche Ausschmückung, die sich durch geschmackvolle Einfachheit wohltuend von dem üblichen schwer-

fälligen Prunk und Aufputz unterschied. Als ich wieder nach der Kanzel sah, stand der Priester schon oben. Sein Auge begegnete dem meinen und blieb eine Zeitlang auf mir ruhen, so daß ich fast errötend den Blick senkte. Jetzt schlug er das Buch auf, das er in der Hand hatte, und begann das Evangelium zu lesen. Bei den ersten Worten, die ich vernahm, war ich fast unangenehm enttäuscht; er las in tschechischer Sprache. Ich hatte ganz vergessen, daß ich mich in Prag befand, und den vertrauten Klang der Muttersprache von ihm zu hören erwartet. Bald aber versöhnte mich der Wohllaut seiner Stimme mit dem fremden Idiom, so daß ich seinem Vortrage, obgleich ich nichts davon verstand, mit regem Interesse folgte. Er begann, als er zur Predigt selbst überging, ruhig und ganz ohne alles Pathos, das die meisten Prediger so unleidlich macht; es war, als spräche er in vernünftig belehrendem Tone zu Kindern. Nach und nach wurde er wärmer. Ohne daß er dabei nach Schauspielerart mit den Händen in der Luft gefochten hätte, schwoll seine Stimme zu einer mächtigen Fülle an und ging endlich, während er sich liebreich zu den Hörern hinabneigte, in den tiefen, zitternden Ton einer wehmütigen Klage über. Es mußten erschütternde Worte gewesen sein, denn ich sah in mehr als einem Auge Tränen, und als er jetzt schwieg, schimmerte auch seines in feuchtem Glanze. Ich selbst war bewegt, wie von den Klängen einer rätselhaften Musik. Nach dem üblichen kurzen Gebete verließ er die Kanzel. Die Orgel ertönte wieder, und kurz darauf trat er im Meßgewande an den Hochaltar, wo schon früher ein alter, weißhaariger Kirchendiener die Lichter angezündet hatte. Nach beendetem Gottesdienste strömten die Andächtigen aus der Kirche, und bald herrschte im Fort wieder die gewohnte Einsamkeit und Stille.

Als ich später abgelöst wurde und mich wieder den menschenvollen Gassen der Hauptstadt näherte, war es mir, als kehrte ich aus einem reineren Elemente zu dem ganzen beengenden Qualm und Dust der Erde zurück.

Einige Zeit darauf ersuchte mich ein befreundeter Offizier, für ihn die Wache auf dem Wyschehrad zu beziehen. Er wollte ein Fest, zu dem er geladen war, nicht gerne versäumen und versprach, den Dienst in meiner Tour nachzutragen. Ich enthob ihn dieser Verpflichtung und sagte zu.

Es heimelte mich wohltuend an, als ich mich wieder innerhalb der Wälle befand. Während der ersten schwülen Nachmittagsstunden verblieb ich im Wachtzimmer; dann aber nahm ich ein Buch und ging ins Freie. Die heißen Strahlen der Julisonne hatte das schwellende Grün der Schanzen schon etwas ausgetrocknet, und der würzige Geruch des Thymians, der überall in dichten Büscheln wucherte, schwamm in der Luft. Ohne es eigentlich zu wollen, schritt ich der Bastei zu. Etwas in meinem Innern sagte mir, ich würde jetzt den Pater dort treffen, und der Wunsch, mit diesem eigentümlichen Manne bekannt zu werden, überwand in mir nach und nach die Bedenklichkeit, ihm durch mein Erscheinen eine unwillkommene Störung zu bereiten. Ich nahm mir sogar vor, ihn zu grüßen, eine Höflichkeitsbezeigung, die, seinem Stande gegenüber, eben nichts befremdendes oder auffallendes haben konnte. Vielleicht erwiderte er meinen Gruß mit einigen freundlichen Worten und der erste Schritt zur gegenseitigen Annäherung war getan.

Mein Herz schlug erwartungsvoll, als ich die Bastei betrat. Ich hatte mich nicht getäuscht: dort lag er, in ein Buch vertieft, unter den abgeblühten Fliederbüschen. Nun aber überkam mich eine Art Blödigkeit, jener eines Verliebten nicht unähnlich, der, mit dem festen Vorsatze, sich heute oder nie mehr zu erklären, scheu und verwirrt an dem Gegenstande seiner Sehnsucht vorüberschleicht. Ich trat unwillkürlich so leise auf, daß mich der Priester gar nicht hören konnte, und als er jetzt doch aufsah und mich, wie es schien, mit wohlwollender Überraschung betrachtete, hatte ich schon den rechten Moment, ihn zu grüßen, versäumt. Ich trat an die Brustwehr, um meine Verlegenheit hinter dem Bewundern der Aussicht zu verbergen.

Als ich so dastand, wurde es mir immer klarer, wie wenig es mir ziemen mochte, meine Person dem stillen, in sich abgeschlossenen Manne aufzudringen, und mit dem beschämenden Gefühle, bald eine Taktlosigkeit begangen zu haben, schickte ich mich wieder zum Fortgehen an. Da hörte ich mich plötzlich von dem Pater im reinsten, nur etwas hart klingenden Deutsch angesprochen. „Herr Offizier," sagte er, indem er aufstand, „beliebt es Ihnen nicht, den Platz hier im Schatten einzunehmen? Die Sonne verweilt bis zum Untergange über diesem Teil des Forts; Sie würden nirgends eine Stelle finden, die Ihnen, gleich dieser, den behaglichen Genuß der Aussicht auf die Dauer gestattet."

„Sie sind sehr gütig, geistlicher Herr," erwiderte ich, noch immer befangen, „daß Sie meinetwegen auf diesen Genuß verzichten wollen."

„Er steht mir ja jederzeit zu Gebote. Ein um so größeres Vergnügen muß es für mich sein, jemandem, der sich, wie ich schon unlängst zu bemerken Gelegenheit hatte, in dieser Einsamkeit wohl fühlt, mein gewöhnliches Leseplätzchen überlassen zu können."

„Von welchem ich Sie schon damals, freilich, ohne es zu wollen, vertrieben habe", sagte ich, sehr erfreut, daß er sich meiner erinnerte.

„Oder ich Sie", entgegenete er lächelnd. „Sie sind ja gleich nach mir weggegangen."

„Um Ihnen zu zeigen, daß ich meinen Mißgriff eingesehen."

„Ich weiß es; und Sie haben mir Ihres Zartgefühles wegen herzlich leid getan. Aber ich denke, wir sollten uns nicht länger mit der Erörterung mühen, wer von uns beiden eigentlich den andern aus dieser Laube vertrieben, sondern uns vielmehr einträchtig in der unschuldigen Urheberin unseres kleinen freundschaftlichen Streites niederlassen, die wohl Raum genug dazu bietet. Zwei Lesende", setzte er mit einem Blicke auf

das Buch unter meinem Arme hinzu, „vertragen sich ja leicht und stören einander nicht.“ Mit einer Handbewegung, die mich zu folgen einlud, lagerte er sich wieder in den Schatten und nahm sein Buch vor. Ich tat ein Gleiches; aber mein Blick schweifte beständig über die Seiten nach meinem Nachbar hinüber, in dessen Gesichtsbildung etwas wunderbar Anziehendes lag. Die Stirn war gerade nicht hoch zu nennen, trat jedoch frei und schön gewölbt aus den Haaren hervor. Um den etwas großen, leicht eingekniffenen Mund lag ein feiner Schmerzenszug, der eigentümlich von der milden Heiterkeit der graublauen Augen abstach. Mit Ausnahme einer tiefen Furche zwischen den Brauen war noch keine Falte in diesem edlen Antlitze zu sehen, das den Pater bei näherer Betrachtung jünger erscheinen ließ, als man sonst denken mochte. Er konnte das vierzigste Lebensjahr noch nicht lange überschritten haben.

Es war, als ob auch sein Auge von einem gleichen Beobachtungsdrange gelenkt würde; denn plötzlich begegneten sich unsere Blicke.

„Wir stören uns doch“, sagte er mit einem flüchtigen Lächeln. „Es ist aber auch unverantwortlich, daß wir uns an das gedruckte Wort halten und das lebendige, das uns doch eigentlich zunächst geboten ist, verschmähen.“ Dabei klappte er sein Buch zu und legte es neben sich hin. Mein Blick streifte den Titel auf dem Umschlage; es war eine zu jener Zeit vielerwähnte materialistische Schrift.

Er mußte in meinen Zügen ein gewisses Befremden darüber wahrnehmen, denn er fragte: „Kennen Sie dieses Buch?“

Ich bejahte es.

„Und Sie scheinen sich zu wundern, daß ich es lese“, fuhr er fort. „Es mag sich allerdings etwas seltsam bei mir ausnehmen; man müßte denn voraussetzen, daß ich es mit dem empörten Feuereifer eines Inquisitors durchstöbere. Ich gestehe, dies ist nicht der Fall. Ich bin vielmehr dieser Schrift

bis jetzt mit vielem Vergnügen gefolgt; denn ich interessiere mich für jede wissenschaftliche Leistung, wiche sie auch noch so sehr von meinen eigenen Ansichten und Überzeugungen ab. Ich habe seit jeher dem Satze gehuldigt: Prüfe alles und behalte von jedem das Beste."

„Und hiezu," sagte ich von dem warmen und dabei schlichten Ton seiner Worte hingerissen, „hiezu ist auch die glückliche Einsamkeit, in der Sie leben, wie geschaffen. Hier ist es Ihnen vergönnt, in erhabener Ruhe an alles, was im Lärm des Tages hervorgebracht wird und daher fast ohne Ausnahme mehr oder minder von Parteileidenschaften gefärbt und verfälscht ist, den Prüfstein des reinen Erkennens zu legen und so recht eigentlich die Spreu vom Weizen zu sondern."

Er sah mich etwas überrascht an. „Nun, dieser Vorzug erscheint mir denn doch kein so besonderer und wünschenswerter. Er ist das gewöhnliche Attribut müßiger Beschaulichkeit."

„Deren Sie sich doch nicht selbst anklagen werden?" rief ich aus.

„Muß es denn nicht jeder, dessen Leben ohne bestimmtes, in irgend einer Richtung förderliches Wirken oder Hervorbringen verläuft?" fragte er ruhig.

„Wirken Sie denn nicht, indem Sie die Pflichten Ihres Amtes erfüllen?"

„Ich bin nichts als eine Art Guardian unserer Kirche auf dem Wyschehrad, und meines Amtes ist, jeden Sonntag eine Messe zu lesen — und dann und wann einen Toten zu begraben."

„Und Betrübte aufzurichten, Verirrte zu ermahnen und Schuldige zu bessern", setzte ich hinzu.

„Ich wollte, daß ich es könnte", sagte er still vor sich hin.

„Sie haben keinen Grund, daran zu zweifeln", versetzte ich warm. „Ich habe letzthin nur zu gut wahrgenommen, wie sehr Ihre Predigten die Zuhörer ergreifen."

„Auf wie lange? Die Luft vor der Kirche bläst wieder

alles weg. Und so kommt jeder am nächsten Sonntage ganz als derselbe herauf, der er vor acht Tagen gewesen. Es ist dies auch natürlich, denn was sollen Worte dort ausrichten, wo nur ein tätiges, liebevolles Eingreifen in die Verhältnisse des einzelnen Hilfe und somit Trost bringen könnte. Ich habe, so lange ich Priester bin, bloß ein einziges Mal jemand durch meine Worte wahrhaft getröstet, und auch das nur, weil ein eigentümlicher Zufall dabei im Spiele war. Und dann," setzte er rasch, wie um eine Erinnerung zu verdrängen, hinzu, „was vermögen leere Ermahnungen gegen den nun einmal in jeder Menschenbrust wurzelnden Hang zum Bösen! Man sollte dem Verirrten den Weg zum Guten nicht bloß weisen, sondern ihn auch darauf hinführen und ein ziemliches Stück weit begleiten können. Dies wäre der eigentliche Zweck, die wahre Aufgabe des Priesters. Wie soll er aber dieser Aufgabe gerecht werden in einer Zeit, wo die Religion fast ganz zu einer politischen Formel herabgesunken ist, wo ihre Vertreter in hartnäckiger Abgeschlossenheit einen Staat im Staate bilden. Einen wahrhaft segensreichen Wirkungskreis kann der Priester nur unter patriarchalischen Zuständen gewinnen. So kommt es, daß noch hier und dort auf dem Lande sich der Pfarrer einer kleinen Gemeinde mit gerechtem Stolze einen Seelenhirten nennen kann. Die Verhältnisse der Gemeindemitglieder liegen offen vor ihm da; er hat es nicht erst nötig, auf eine zweideutige Art in sie eindringen zu müssen. Er ist in der Lage, nach und nach jeden einzelnen mit seinen Vorzügen und Fehlern kennen zu lernen. Wie leicht wird es da einem einsichtsvollen, von wahrer Menschenliebe beseelten Manne — einem anderen würde freilich eben dadurch Gelegenheit geboten, Unheil zu stiften —, durch milde Werktätigkeit und durch die Macht des Beispieles tröstend, helfend, belehrend und anregend aufzutreten, und so das Wort Gottes nicht bloß zu predigen, sondern auch darzuleben. Mir fällt bei dieser Gelegenheit der ehemalige Pfarrer meines heimatlichen Dorfes ein. Es war ein Mann von energischem, fast

strengem, aber keineswegs bigottem Charakter. Sein Latein reichte nicht weit, auch hatte er nur wenig in den Kirchenvätern gelesen: aber er hielt oft über einem Glase Wein den Bauern in der Schenke eindringlichere Reden, als vielleicht jemals auf einer Kanzel gesprochen wurden. Rechtshändel und Streitigkeiten ließ er selten vor die Gerichte kommen, sondern schlichtete das meiste selbst auf eine verständige und gütige Art. Sein Stück Feld bebaute er mit eigenen Händen und war immer der erste bei der Arbeit; denn er wußte, daß die Menschen eine Ermahnung dazu nicht gerne von einem annehmen, der selbst müßig geht. Oft erschien er unvermutet in der Schule, unterbrach den Vortrag des Lehrers und stellte einige Fragen an die Kinder. War er mit dem Examen zufrieden, so holte er Äpfel und Nüsse aus der Tasche seiner groben, abgenützten Soutane hervor, beschenkte die Kleinen damit und ließ sie vor der Zeit auf den Spielplatz hinaus. Dort sah er ihnen eine Weile zu und erhöhte den Jubel noch manchmal dadurch, daß er sich selbst anordnend und belebend ins Spiel mischte. So war er bei alt und jung beliebt, ein wahrer Vater seiner Gemeinde, die ihn nicht als einen Heiligen über ihr, sondern als den besten und weisesten Menschen in ihrer Mitte verehrte. — Wie ganz anders, wie vereinsamt nimmt sich dagegen der Priester in größeren Städten aus. Von den wahrhaft Gebildeten ob seiner falschen Stellung bemitleidet, von den sogenannten Aufgeklärten als Heuchler verschrieen und an seinen menschlichen Schwächen und Fehlern schonungslos kontrolliert, erscheint er der Mehrzahl der Bevölkerung nur als der zufällige Träger eines gedankenlos überkommenen und ausgeübten Kultus."

Ich glaubte zu träumen. Diese Worte klangen so außerordentlich, so überraschend aus dem Munde eines katholischen Priesters, waren in einem so ruhigen Tone tiefer, im Innersten wurzelnder Überzeugung gesprochen, daß ich in schweigende Bewunderung versank. So trat eine Pause ein, während

welcher wir beide nach der Sonne blickten, die uns gegenüber, in einem Meere von Glanz schwimmend, langsam hinter den Höhen hinabtauchte.

„Ich denke, wir gehen, eh' es völlig Nacht wird", sagte endlich der Pater. Wir erhoben uns und schritten still nebeneinander hin. Als wir uns der Kirche näherten, suchten meine Augen unwillkürlich den weißen Obelisk im Dämmerdunkel des Friedhofes. Dabei erwähnte ich des tiefen Eindruckes, den dieser Grabstein letzthin in mir hervorgebracht.

Etwas wie der Schatten einer Erinnerung legte sich über das Antlitz meines Begleiters; und als ich fragte, ob er mir vielleicht näheres über die Tote mitteilen könnte, sagte er, indem er gedankenvoll vor sich hinsah: „Sie war das einzige Kind eines reichen Großhändlers und die erste Leiche, die ich hier oben bestattete."

Wir waren mittlerweile vor dem Pfarrhause angelangt. Drüben saß der Zeugwart zwischen Weib und Kind vor der Tür und rauchte seine Abendpfeife.

„Ich bin daheim", sagte der Pater. „Wenn es Ihnen gefällt, bei mir einzutreten, so sind Sie herzlich willkommen." Da ich mich verbindlich verneigte, öffnete er das Tor und führte mich über den einsamen Flur eine breite, dunkelnde Treppe hinan. Oben schloß er eine von den Türen auf, die in einer Reihe den Korridor hinliefen, und ließ mich in ein ziemlich weitläufiges Gemach treten.

„Nehmen Sie indessen nur hier Platz", sagte er und wies auf ein bequemes Sofa. „Ich werde sogleich Licht machen."

Während er an einer großen Kugellampe hantierte, sah ich im dämmerigen Raume umher. Die Wände waren zum Teil von oben bis unten durch dichtbestellte Bücherrepositorien verdeckt; dazwischen erhoben sich hohe Glasschränke, welche naturwissenschaftliche Sammlungen zu enthalten schienen. Auf einem geräumigen Tische in der Nähe der Fenster standen und

lagen chemische und physikalische Instrumente umher; ein zweiter Tisch war ganz mit Papieren und Schriften bedeckt. Trotzdem wehte mir von allen Seiten wohnliches Behagen entgegen und gab sich, als jetzt das milde Lampenlicht das weite Gemach durchflutete, immer deutlicher kund. Die Fenstergardinen, hinter welchen das dunkle Grün tropischer Gewächse hervorlugte, waren von tadelloser Frische, und an den Büchereinbänden, sowie auf dem krausgeformten und wunderlich blinkenden Gläserwerk war kein Stäubchen zu sehen. An der rückwärtigen Wand gewahrte ich ein großes, wohlgebautes Harmonium; eine Kopie der sixtinischen Madonna, in Kupfer gestochen, hing, schlicht eingerahmt, darüber.

Der Pater versah die Lampe mit einem Schirm, stellte sie auf den Tisch vor dem Sofa und ließ sich neben mir nieder. „Es ist eigentümlich," begann er, „wie sich Menschen, die unter ganz verschiedenartigen Verhältnissen leben, manchmal rasch und unvermutet zusammenfinden. Wie hätt' ich mir's jemals träumen lassen, einen jungen Offizier in meiner Behausung zu empfangen."

„Auch ich hatte nicht gehofft, als ich das erstemal an diesen Mauern vorüberging, daß ich mir sobald das Wohlwollen des Mannes erwerben würde, der hier seine Tage, wie ich jetzt sehe, in nichts weniger als müßiger Beschaulichkeit verbringt."

„Also in müßiger Tätigkeit, wenn Sie schon nicht anders wollen", sagte er lächelnd. „Ich treibe zu meinem Vergnügen etwas Naturwissenschaften, das ist das Ganze."

„Je nun," erwiderte ich, „wer weiß, ob Ihre Studien nicht einem ernsteren Antriebe entspringen, als Sie selbst gestehen wollen. In den Heften und Konvoluten dort", fuhr ich mit einem Blicke nach dem Schreibtische fort, „scheint bereits manches Ergebnis einer tieferen Forschung niedergelegt zu sein."

„Es sind bloße Exzerpte", sagte er hastig, indem er leicht errötete. „Aufzeichnungen, wichtig für mich, unbedeutend für

andere. Ich fühle mich nicht berufen, die Wissenschaft durch Entdeckungen zu bereichern, oder auch nur die Zahl der schwebenden Hypothesen durch Aufstellung einer neuen zu vermehren. Ich bin, wie gesagt, ein bloßer Dilettant. Ich nehme Pflanzen in meine Herbarien auf, nach denen sich ein anderer schwerlich mehr bücken möchte, und ergötze mich an Experimenten, die jeder Quartaner als längst abgetanen Schulkram verächtlich belächeln würde. Die mikroskopische Untersuchung des Wassers, das einer ins Glas gestellten harmlosen Blume einen Tag lang das Leben gefristet, erfüllt mich mit derselben Forscherfreudigkeit und wissenschaftlichen Überraschung, mit welcher irgend ein berühmter Mann die Infusorienwelt des Stillen Ozeans ergründet; und wenn ich zuweilen, mit Hammer und Botanisierkapsel ausgerüstet, einen Ausflug längs der Flußufer oder nach den umliegenden Höhen unternehme, so ist mir dabei zumute, wie es Humboldt gewesen sein mußte, als er das Gebiet des Orinoco durchstreifte und die Kordilleren bestieg. Und so wird mir das Stückchen Natur um mich her zum Teiche Bethesda in dem ich die Seele bade und erfrische, um sie vor den Einflüssen der Langeweile zu schützen, die sonst unfehlbar mein Leben beschleichen müßte."

„Was um so weniger der Fall sein wird, als Sie, wie ich sehe, noch ein zweites Gegenmittel in Bereitschaft haben."

„Ja," sagte er, „mein Harmonium."

Ich hatte dieses Instrument noch nie spielen hören, und bemerkte das dem Priester.

„Ich selbst besitze es noch nicht lange", erwiderte er, indem er den Schirm auf der einen Seite emporschob, so daß der volle Lichtstrom gegen die Wand fiel. „Ich pflegte früher die Orgel zu spielen. Da ich aber dazu immer erst in die Kirche gehen und die Hilfe eines Zweiten in Anspruch nehmen mußte, so schaffte ich mir endlich dieses Instrument an, das in Hinsicht auf Konstruktion und Klang der Orgel am nächsten kommt und dabei eine größere Bequemlichkeit gestattet."

Ich hatte inzwischen unverwandt nach dem Bilde gesehen, dessen ewig neuen Zauber ich hier wieder auf das tiefste empfand. Und je länger ich das Antlitz der Gottesmutter betrachtete, die mit ihren großen, unergründlichen Augen wie verwundert auf den Faustischen Apparat im Zimmer zu blicken schien, je mehr fiel mir die Ähnlichkeit desselben mit dem einer Person auf, deren ich mich aber, wie dies oft der Fall zu sein pflegt, nicht gleich entsinnen konnte.

Der Priester war aufgestanden, hatte sich an das Harmonium gesetzt und legte die Spitzen seiner langen weißen Finger auf die Tasten. „Nicht wahr, ein wunderbares Bild?" sagte er. „Man kann sich nicht satt schauen daran. Das kommt aber daher, weil man seine eigentliche Schönheit mit den Blicken gleichsam erst aus der Tiefe an die Oberfläche saugen muß. Beim ersten Hinsehen erscheint es fast leer und läßt kalt. Solchen, die kein geistiges Auge besitzen, wird es niemals ein rechtes Wohlgefallen abgewinnen. Ich möchte das Original vor mir haben können."

„Der Ausdruck im Gesichte der Madonna ist ganz einzig", erwiderte ich nachdenklich. „Und doch findet man zuweilen Köpfe, besonders bei Frauen im Volke, die mehr oder minder jenen kindlich erhabenen und, wenn ich so sagen darf, rührend unfertigen Zug aufweisen, der uns hier so sehr entzückt. So ist es mir, als hätte ich erst unlängst ein derartiges Gesicht gesehen; ich weiß nur nicht wo."

„Ich weiß es", sagte er. „Hier in der Zitadelle."

Nun war ich darauf gebracht. „Richtig!" rief ich aus, „an das junge Weib Ihnen gegenüber hat mich das Bild gemahnt."

„Es freut mich, durch Sie meine eigene Ansicht bestätigt zu finden, die vielleicht eine rein subjektive hätte sein können. Denn im Grunde genommen sind die Züge doch ganz verschieden, und die Ähnlichkeit liegt wohl nur in dem eigentümlichen Schnitt und Blick der Augen. Beweis dessen, daß der

Zeugwart, als ich ihn einmal vor das Bild führte, anfangs auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinem Weibe finden wollte, und erst nach und nach, und das nur, wie es mir schien, mehr aus pflichtschuldiger Höflichkeit, als aus Überzeugung mit einstimmte."

Er hatte schon während dieser letzten Worte zu spielen begonnen. Es waren zuerst leise Töne, die er anschlug; aber immer voller, immer mächtiger rauschten sie unter seinen Händen auf. Er schien kein bestimmtes Musikstück vorzutragen, sondern ganz einer inneren Eingebung zu folgen. Sein Haupt war leicht zurückgebogen, der Blick halb durch die gesenkte Wimper verschleiert; auf seiner blassen Stirn lag der Reflex des Lampenlichtes wie ein Glorienschein.

In tiefes Lauschen versunken, saß ich da. Von draußen drang der Duft der Lindenblüten ins Gemach herein und quoll mit den feierlichen Schwingungen der Töne zusammen.

Als jetzt der Pater mit einer lang nachhallenden Kadenz schloß, machte ich meinen Gefühlen in den Worten Luft: „Wahrlich, Sie sind beneidenswert! Welch ein herrliches, reiches Dasein führen Sie in Ihrer Abgeschiedenheit. Gestehen Sie," fuhr ich, mich erhebend, fort, „daß Sie glücklich sind, so glücklich, als es nur irgend eine begnügte Menschenseele sein kann!"

„Ja," sagte er, indem er gleichfalls aufstand und mich mit leuchtenden Augen ansah, „ich b i n glücklich. Aber auch ich war es nicht jederzeit. Denn das Kleid, das ich trage, ist kein dreifaches Erz und wappnet die Brust nicht immer gegen die Gewalten des Lebens. Wenn wir, wie ich hoffe, näher miteinander bekannt werden," setzte er hinzu, da er sah, daß ich mich zum Fortgehen anschickte, „so will ich Ihnen einmal bei Gelegenheit etwas aus früheren Tagen erzählen, zum Beweise, daß auch m e i n stilles, unbeachtetes Dasein nicht ganz ohne Prüfungen, ohne Kampf und Qual gewesen." Er geleitete mich zum Tor hinab. „Leben Sie wohl," sagte er, „auf Wiedersehen!"

So entspann sich zwischen mir und dem Pater eine jener Freundschaften, wie sie zuweilen unter Männern von ungleichem Alter vorkommen, und welche dann mit zu den edelsten Verhältnissen gehören, in denen ein Mensch zum andern stehen kann. In gewöhnlichen Lebensbeziehungen durch die Verschiedenheit des Standes auseinander gehalten, wurden wir desto fester durch das geistige Interesse, das wir aneinander fanden, verbunden. Ich besuchte ihn nun wöchentlich in seiner einsamen Stube, wo wir den Nachmittag unter anregenden Gesprächen, noch öfter aber über seinen Büchern und Sammlungen oder am Experimentiertische zubrachten; denn er hatte es unternommen, mich in die Naturwissenschaften, darin er eben so tiefe als ausgebreitete Kenntnisse besaß, einzuführen. Gegen Abend gingen wir gewöhnlich auf eine Stunde ins Freie und nahmen dann ein bescheidenes Mahl ein, das uns der alte Kirchendiener nebst einem Kruge leichten Landbieres oder einer Flasche Melniker auftrug. Der Pater machte dabei mit geräuschloser Zuvorkommenheit den Wirt; ihm selbst merkte man es beinahe nicht an, daß er aß oder trank, so flüchtig weg, so ganz ohne alles Behagen tat er es. Trotz des vertrauten Umganges wurden persönliche Angelegenheiten oder Verhältnisse zwischen uns fast niemals berührt. Ich wußte von ihm nicht mehr, als daß er einem in der Stadt befindlichen Stifte angehörte, mit seinem Ordensnamen Innocens heiße und der Sohn armer Landleute sei, die schon lange gestorben waren. Er hingegen mochte in mir den Menschen erkennen, der sich in einer ihm wenig zusagenden Lebensstellung befand, aber er vermied es, mich in dieser Hinsicht irgendwie auszuforschen. Auch von dem, was er mir damals zu erzählen versprochen hatte, tat er keine Erwähnung mehr. Vielleicht hatte er seine Zusage vergessen; vielleicht erwartete er, ich würde ihn daran erinnern, was ich jedoch, um nicht zudringlich zu erscheinen, unterließ. Von Zeit zu Zeit traf ich bei ihm mit einem aufgeweckten, wohlgebildeten Jüngling zusammen, in dem man beim ersten Blick

einen Bruder des jungen Weibes erkennen mußte. Wie aus seinen Reden hervorging, hatte er erst vor kurzem die ärztlichen Prüfungen abgelegt und stand an einer öffentlichen Heilanstalt in Verwendung. Gegen Innocens legte er eine tiefe und, wie es schien, mit Dankbarkeit verbundene Ehrerbietung an den Tag.

Inzwischen war der Sommer, war der Herbst vergangen und endlich der Winter gekommen, dessen Stürme und Schneegestöber mich nicht abhielten, nach wie vor das Priesterhaus auf dem Wyschehrad aufzusuchen. Aber der wieder erwachende Lenz setzte eine schlimme Zeitung in die Welt: den Krieg mit Piemont. Dieses Ereignis überfiel mich um so unvorbereiteter und gewaltsamer, als ich während der schönen Zeit des Verkehrs mit Innocens die Politik ganz und gar vergessen hatte und mein Regiment die Weisung erhielt, nach Italien abzurücken. Da sich bei ähnlicher Gelegenheit Befehle und Anordnungen überstürzen, so fand ich im Drange einer hastigen und verworrenen Diensttätigkeit kaum noch Zeit, meinen geistlichen Freund von unserer so bald bevorstehenden Trennung persönlich in Kenntnis zu setzen und noch einige Stunden bei ihm zuzubringen.

Als ich mit beklommenem Herzen bei ihm eintrat, betrachtete er eben mit erhabener, geistvollen Naturfreunden eigentümlicher Naivetät ein paar Schneeglöckchen, die er in der Hand hielt. Er stand auf und schwenkte mir, gleichsam im stillen Triumphe, diese ersten Boten des Frühlings entgegen. Als ich ihm aber jetzt die Vorfallenheiten erzählte, da senkte sich seine Hand allmählich, und sein Mund kniff sich immer tiefer und schmerzlicher ein. „Das ist rasch über uns hereingebrochen", sprach er tonlos vor sich hin.

Wir blieben uns eine Zeitlang schweigend gegenüber. Endlich sagte er: „Der Nachmittag ist schön. Lassen Sie uns zum letzten Male miteinander einen Gang nach der Stelle tun, wo wir uns kennen gelernt." So verließen wir das Haus

und begaben uns langsam und nachdenklich auf die Bastei. Kahl und öde lag noch die Gegend da; aber einige frühblühende Obstbäume standen schon in ihrem weißen Schmucke, die Luft roch nach Veilchen, und in geheimnisvoller Triebkraft schien die Erde leise zu beben. Hier und dort stieg von den braunen Feldern schmetternd eine Lerche empor.

Innocens deutete über die Brustwehr hinaus: „Welch ein tiefer Gottesfriede liegt über der Gegend!" sagte er. „Sehen Sie nur dort das lässig schreitende Zwiegespann vor dem Pfluge und hinterdrein den arbeitsfrohen Landmann! Und hier unten den schaukelnden Kahn und den Schiffer darin, der das Ruder weggelegt hat, weil ihn die glatte Flut schnell und sicher zum Ziele trägt! Wahrlich, wenn man die Welt so vor sich sieht im Sonnenschein, und die harmlosen Tier- und Menschengestalten darauf, sollte man glauben, sie sei ein Eden, dessen heitere Ruhe niemals durch das wüste Geschrei kämpfender Scharen wäre gestört, dessen Fluren niemals mit argvergossenem Blute wären getränkt worden."

„Und unter solchen Umständen", fuhr ich fort, „muß ich Italien kennen lernen! Es war seit jeher mein schönster Traum, dieses Land mit den heiligen Schauern, mit der genießenden Freiheit und Ruhe eines fahrenden Schülers betreten zu können. Und jetzt soll ich als rauher Kriegsknecht, bereit zu morden und zu verwüsten, über die Alpen ziehen!"

„Wie einst unsere Vorfahren unter den Ottonen und Heinrichen — und unter den Hohenstaufen", erwiderte er. „So pflanzen sich die Wellenkreise, die der Sturz des römischen Kolosses hervorgebracht, noch nach einem Jahrtausende fort, und wir sind eigentlich auf unserem Weltteile noch immer Barbaren, so sehr wir uns auch mit den Fortschritten unserer Zivilisation brüsten mögen. Aber", setzte er nach einem kurzen Besinnen hinzu, indem er mich rasch ansah, „der Zwang der Lehenspflicht und Hörigkeit ist glücklicherweise, wenn auch nur in seiner bindendsten Bedeutung, vorüber. Ich weiß, daß Sie

sich schon lange im stillen mit dem Gedanken tragen, den Militärdienst zu verlassen. Tun Sie es jetzt; man kann, glaub' ich, einem Offizier den Abschied nicht verweigern, wenn er darum ansucht."

„Allerdings nicht. Allein man würde mich für einen Feigling halten, dem um sein Leben bangt. Gerade jetzt kann und darf ich den Abschied nicht fordern."

„Sie haben recht," sagte er mit einem leichten Seufzer; „es geht nicht. Man kann sich über gewisse herrschende Meinungen und Ansichten, ohne sich oft sein ganzes Leben zu verderben, nicht hinwegsetzen."

Die Sonne war indessen tiefer gesunken, und vom Fluß herauf wehte es feucht und kühl; so kehrten wir wieder nach Hause zurück. Die Lampe ward angezündet, und wir ließen uns schweigend auf das Sofa nieder.

Um die gewohnte Stunde kam der Alte mit dem Abendessen, an das wir einsilbig und gedankenvoll gingen. Zuletzt schenkte Innocens die Gläser voll und sagte: „So müssen wir denn scheiden. Wer am meisten dabei verliert, bin ich. Denn," fuhr er, meine Einwendung abschneidend, fort, „so unangenehm Ihnen die Ereignisse, denen Sie folgen müssen, auch sein mögen: das Ungewohnte und Wechselvolle daran wird Sie doch gewaltsam über das Schmerzliche unserer Trennung hinwegreißen. Und wenn alles überwunden und abgetan ist, dann liegt das Leben wieder in einer neuen Bedeutung, mit frischen Hoffnungen vor ihnen. Sie sind noch jung; welche Erlebnisse, welche Eindrücke harren noch Ihrer, mit welchen Menschen können Sie noch bekannt und befreundet werden! Ich aber bleibe in meiner Einsamkeit zurück. Ich werde Sie jeden Tag, zu jeder Stunde vermissen. Selbst meine gewohnte Tätigkeit wird mir verwaist erscheinen, da Sie schon so innig damit verknüpft waren — und so bleibt mir kein anderer Trost, als der der Erinnerung." Er hielt mir bei diesen Worten sein Glas entgegen, in welchem der flüssige Rubin des Weines

wundersam funkelte. Wir stießen an und tranken, worauf er fortfuhr: „Ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich Ihnen schon vor fast einem Jahre einmal mitzuteilen versprochen. Ich will es jetzt tun, denn mir ist, als sollt' ich Ihnen beim Scheiden das Bild ergänzen, welches Sie von mir, ich weiß es, freundlich im Gedächtnisse bewahren werden." Er stützte das Haupt auf die Hand und sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin.

„Wie Sie wissen," begann er, „bin ich der Sohn armer Landleute. Meine Kindheit war im ganzen eine ziemlich freudlose. Ich mußte schon früh meinen Eltern bei der Feldarbeit an die Hand gehen und überdies fleißig die Schule besuchen; denn es hieß, ich solle einmal studieren. Wirklich kam ich später, obwohl man mich zu Hause schwer entbehrte, nach der Hauptstadt, um das Gymnasium zu besuchen. Dort wurde ich bald das Stichblatt meiner Mitschüler, die boshaft genug waren, sich über meine langen Beine, mein schüchternes, linkisches Benehmen, über meinen altväterlichen Anzug lustig zu machen und mir allerlei mutwillige Streiche zu spielen. Obgleich mir dies auch anfangs viele trübe Stunden bereitete, so hatte es doch das Gute, daß ich mich nach und nach ganz von ihrem Umgange zurückzog und somit nie in die Versuchung kam, an dem sonstigen Treiben dieser frühreifen Knaben teilzunehmen. Ich lebte damals in einer ärmlichen Dachstube auf der Kleinseite, wo mich ein entfernter Anverwandter bereitwilligst aufgenommen hatte. Er war schon ziemlich bejahrt, weib- und kinderlos und bekleidete die Stelle eines Aufsehers am zoologischen Museum der Stadt. Er brachte öfter seltene Tiere mit nach Hause, denn zu seinen Obliegenheiten gehörte es, sie auszubälgen oder auch in Weingeist zu setzen. Dabei mußt' ich ihm nun helfen, und auf diese Art erwachte in mir der Hang zum Studium der Natur und schlug immer tiefer in meinem Gemüte Wurzel. Da an unseren Gymnasien zu jener Zeit selbst die

Anfangsgründe der Naturwissenschaften engherziger Rücksichten halber von den Lehrgegenständen noch ausgeschlossen waren, so wendete ich meinen geringen Sparpfennig daran, mir einige einschlägige und leichtfaßliche Bücher zu erwerben. Oft verweilte ich stundenlang in den lautlosen Sälen des Museums, zu denen mein Pflegevater die Schlüssel hatte, und wo mich die bunte Tierwelt in den verschiedenartigsten Stellungen und Lagen regungslos, und doch wie lebendig, mit seltsam stieren Blicken anzusehen schien, so daß ich mich anfangs eines leisen Schauders nicht hatte erwehren können. Bald aber war ich mit ihr ganz vertraut geworden, und meine kindliche Phantasie brachte Atem und Bewegung in die starren Gestalten. Ich ließ den breitmähnigen Löwen und den schön gefleckten Königstiger aus ihrem gläsernen Gefängnis heraustreten und majestätisch einen hohen Palmenwald durchschreiten, wo die Abgottschlange zwischen leuchtenden Blumen den furchtbaren Leib emporringelte, zähnefletschende Affen an den Stämmen auf- und abkletterten, krummschnäblige Papageien in den Wipfeln kreischten und Kolibris gleich farbigen Funken die Luft durchschossen. Oder ich tauchte mit den plumpen, abenteuerlichen Fischungetümen zu dem zahllosen Gewimmel in den Abgründen des Meeres hinunter, sah über mir die Kiele der Schiffe wegfahren und die Polypen still an den Riffen bauen. An schönen Ferientagen aber verließ ich schon mit dem Frühesten die Stadt und ging aufs Geratewohl ins Land hinein, nur gelenkt durch den Flug der Schmetterlinge und Käfer, auf deren Jagd ich auszog. Dabei las ich in der Eile auf, was mir gerade an den Pflanzen oder Steinen in die Augen fiel und belud mich damit. Wenn ich mich dann recht warm und müde gelaufen hatte, ruhte ich irgendwo im Schatten aus, am liebsten bei unbewegten, von Erlen und Weiden umdüsterten Wassern, über deren Spiegel blitzende Libellen schwirrten, zartbeinige Spinnen hintanzten, während dann und wann aus der Tiefe ein schnappender Frosch aufgluckste. —

So wuchs ich allmählich zum Jüngling heran und trat endlich, da mich meine Eltern zum geistlichen Stande bestimmt hatten, als Noviz in unseren Orden, der mich nach vollendeten Studien und zurückgelegter Probezeit als Pater aufnahm. Durch bescheidene Dienstwilligkeit und eine gewisse Unverdrossenheit des Gemütes hatte ich mir bald bei meinen geistlichen Vorgesetzten Liebe und Zutrauen erworben; aber plötzlich wurde meinem Ansehen ein schwerer Stoß versetzt: man begann meine Frömmigkeit in Zweifel zu ziehen. Neid und Mißgunst waren, wie überall in der Welt, so auch in unserem Kloster anzutreffen, und hatten die Gelegenheit wahrgenommen, meine harmlosen Naturstudien zu verdächtigen und anzuschwärzen. Es verlautete nämlich, daß ich die Zeit, während welcher die andern Patres im schattigen Garten beschaulicher Muße oblagen, ein Spielchen machten oder Spaziergänge in der Stadt unternahmen, mit verruchten, allen kirchlichen Dogmen hohnsprechenden Experimenten hinbringe, zu welchem Zwecke ich eine ganze Teufelsküche und die Werke aller alten und modernen Atheisten in einem Wandschranke meines Zimmers verborgen halte. Der damalige Abt, eine ängstliche, etwas beschränkte Natur, fand sich durch dieses Gerede veranlaßt, mich eines Tages in Begleitung noch zweier Mitglieder bei meinen einsamen Studien zu überraschen, alles dazu Gehörige in Beschlag zu nehmen und mir nach einem Verweise anzuraten, meine Fähigkeiten künftighin einer besseren Sache zuzuwenden. Es war ein tiefer Schmerz, den ich empfand, als man mir meine Apparate und Bücher forttrug. Ein bitteres, niederdrückendes Gefühl überkam mich; aber ich erduldete alles mit christlicher Ergebung, wie es meinem Stande ziemte. Die Untätigkeit, zu welcher ich mich jetzt verurteilt sah, lastete in den ersten Tagen schwer auf mir. Aber ich bedachte, wie vieles, das mit den Anschauungen meiner Vorgesetzten nicht im Widerspruche stand, ich noch zu lernen hatte, und so fand ich bald in eifrigen philologischen Studien Trost und Beruhigung. Ich ging nach wie

vor fast niemals aus, und meine Erholung war, hie und da eine Stunde auf der Orgel unserer Hauskapelle zu spielen. Ich hatte die erste Anleitung dazu schon von meinem Schullehrer im Dorfe erhalten und benützte nun die Gelegenheit, diese Vorkenntnisse zu erweitern und auszubilden. Wenn ich so in der verlassenen Kapelle saß und die Töne unter meinen Händen aufquollen, da zog ein tiefer Friede, eine lichte Seligkeit in meine Brust, und auch nicht e i n Schatten dieser Welt fiel hinein.

So war mir manches Jahr in sanfter Gleichförmigkeit vorübergegangen, als der Abt plötzlich starb. Sein Nachfolger, ein wohldenkender, vorurteilsfreier Mann, der mich stets mit vieler Nachsicht behandelt und warm verteidigt hatte, ließ mich eines Tages zu sich bescheiden. ‚Wissen Sie,‘ sagte er, als ich bei ihm eintrat, ‚daß der Verweser unserer Kirche auf dem Wyschehrad wegen andauernder Kränklichkeit um Amtsenthebung nachgesucht hat?‘ Ich bejahte es, da ich davon gehört hatte. ‚Möchten Sie wohl‘, fuhr er fort, indem er mich forschend ansah, ‚seine Stelle übernehmen?‘ Er mußte in meinen Zügen sogleich eine freudige Zustimmung wahrgenommen haben, denn er klopfte mir schnell auf die Schulter und sagte: ‚Nun, so gehen Sie mit Gott! Es wird Sie niemand darum beneiden; der Ort ist gar zu einsam und abgeschieden, wenn auch das Amt eine gewisse Selbständigkeit und Freiheit gewährt, die Sie, das weiß ich, nicht mißbrauchen werden.‘

Mit welch wohltuenden Gefühlen ich das stille Haus hier oben bezog, können Sie sich vorstellen. Ich war der hämischen, spähenden, zischelnden Klosterkameradschaft los und konnte wieder unbehelligt meine geliebten, langentbehrten Arbeiten aufnehmen, wozu mir der neue Abt Bücher und Apparate von selbst hatte zurückstellen lassen.

Als ich nach der ersten Nacht, die ich hier oben zugebracht hatte, am frühen Morgen ans Fenster trat, fiel mein Blick auf

das kleine Haus gegenüber. Mit dem Einrichten meiner neuen Wohnung beschäftigt, hatte ich es tags vorher kaum beachtet; jetzt aber zog es meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Tür und Fenster waren geschlossen; alles schien drinnen noch im tiefen Schlafe zu liegen. Nur die Hühner und Gänse trieben schon vor der Schwelle ihr Wesen, und die Tauben trippelten unruhig auf dem Dachfirste umher. Wie ich so hinsah, überkam mich eine Art Heimweh. Es war mir, als säh' ich die niedere, vom Dorfe etwas abgeschiedene Behausung vor mir, in der ich meine Kindheit verlebt hatte, und als müsse sich jetzt und jetzt die Tür öffnen und meine Mutter selig heraustreten. Und die Tür öffnete sich auch, aber die heraustrat, war ein junges Mädchen. Sie hatte ein weißes Tüchlein um den Kopf geworfen und streute aus der aufgenommenen Schürze Futter zu Boden. Ohne sich weiter um das rasch hinzustürzende Geflügel zu kümmern, schöpfte sie Wasser aus der Zisterne und begab sich wieder in das Haus zurück, aus dessen Schornstein alsbald ein leichter Rauch in die heitere Morgenluft aufstieg. Mittlerweile war auch ein munter aussehender Knabe über die Schwelle gehüpft, der nun mit dem Mutwillen seines Alters die emsig pickende Schar von den reichlich zugemessenen Körnern zu verscheuchen begann, wobei er sich an dem Geschrei und an der verworrenen Flucht der furchtsamen Tiere weidlich zu ergötzen schien. Plötzlich aber wurde er von dem Mädchen, das rasch aus der Tür eilte, beim Arm gefaßt und hineingezogen.

Drüben hatten sich die versprengten Gäste allmählich wieder eingefunden, als es an meiner Tür klopfte. Es war der Kirchendiener, um mich zur Messe abzuholen, mit welcher ich mein Amt einweihen sollte. Bevor wir gingen, fragte ich den Mann, wer dort drüben wohne. ‚Der Zeugwart‘, erwiderte er, ‚mit Weib und Kindern. Ein alter Knasterbart, der die Franzosenkriege mitgemacht und sich den ruhigen Posten hier oben durch manche Blessur verdient hat.‘

In der Kirche, welche gewöhnlich nur an Sonn- und Feiertagen offen ist, war kein Beter anwesend. Als ich mich beim Evangelium umwandte, sah ich das Mädchen hereintreten. Sie trug einen Korb am Arme und kniete in der Nähe des Altares nieder, an welchem ich die Messe las. Nach einem kurzen Gebete erhob und bekreuzte sie sich und ging wieder.

Als ich am nächsten Sonntag zum erstenmal die Kanzel bestieg, gewahrte ich sie gleich beim ersten Hinsehen auf die Menge unter mir. Sie hatte ein blaues, bis an den Hals hinauf geschlossenes Kleid an, das ihr gar wohl zu den goldenen, schlichtgescheitelten Haaren ließ. Neben ihr im Betstuhle saß eine schon ziemlich bejahrte Frau, die man sogleich für die Mutter erkannte. Während ich predigte, fühlte ich beständig ihren Blick aus den vielen heraus, die auf mich gerichtet waren, und in dem Bestreben, ihm auszuweichen, und doch wunderbar davon angezogen, irrte mein Auge scheu um die liebliche Gestalt herum, ohne daß ich den Mut gehabt hätte, sie anzusehen. Desto öfter jedoch blickte ich in den Tagen, die nun folgten, nach dem kleinen Hause hinüber, und bald paßte ich sogar jeden Morgen den Augenblick ab, wo die Jungfrau vor der Tür erschien. So trat ihr Bild unvermerkt immer tiefer in mein Leben hinein und verwuchs damit, eine holde Notwendigkeit, wie Luft und Licht. Es fachte keinen Wunsch in mir an; aber wie an trüben sonnenlosen Tagen ein dumpfer Druck auf einem liegt, so überkam mich, wenn ich sie zur gewohnten Stunde nicht sah, ein geheimes Mißbehagen, das nicht eher wich, als bis sich die schlanke Gestalt, wenn auch noch so flüchtig, vor dem Hause, am Fenster oder im Gärtchen gezeigt hatte. Dann aber war es mir, als sei es erst jetzt vollends Tag geworden, dessen helles Licht mich mit sanfter Wärme und Heiterkeit durchströmte. —

Eines Abends spät hatte ich eben die Lampe angezündet und mich über ein Buch gebeugt, als die Klingel am Tor ziemlich hastig gezogen wurde. Ich erhob mich und trat ans Fenster. Unten im Dunkel der Bäume stand das Mädchen. Ein jäher,

freudiger Schreck durchzuckte mich, und unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück.

Inzwischen hatte der Kirchendiener das Tor geöffnet und fragte nach ihrem Begehren.

‚Um Gottes willen,‘ sagte sie mit ängstlicher Hast, ‚meine Mutter ist schwer krank; der geistliche Herr möchte sie versehen kommen.‘

Ich erbebte im Innersten bei dem Klange dieser Stimme, die ich zum erstenmal hörte. Ich fühlte das tiefste Mitleid mit dem armen Kinde; eine fieberhafte Angst und Sorge überfiel mich, und dennoch hätte ich zugleich aufjubeln können vor Freude. Rasch eilte ich die Treppe hinunter und begab mich mit dem Kirchendiener, der mir im Flur entgegenkam, in die Sakristei, um alles Notwendige zu holen. Als ich damit aus dem Hause trat, war das Mädchen am Tor niedergekniet. Ich bewegte mit zitternden Händen den Kelch segnend über ihrem Haupte, dann stand sie auf und eilte mir voran.

In einer ärmlichen, aber rein und sorgsam gehaltenen Stube kniete der Zeugwart am Krankenbette, eine breitschulterige Soldatengestalt mit dem Kanonenkreuze auf der Brust; ihm gegenüber der Knabe, das große Kindesauge ängstlich und verschüchtert auf mich richtend. Ich segnete die Anwesenden und trat dann zur Kranken, die, wie es schien, bewußtlos, im heftigen Fieber lag. Sie bewegte unruhig Kopf und Arme und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Es fiel mir auf, daß man fast gewaltsam eine Menge Bettzeug auf sie gehäuft hatte, was die verzehrende Fieberglut des Weibes nur noch steigern mußte. Auch waren die Fenster geschlossen, und in der Stube lagerte die Luft schwül und dunstig. Ich wandte mich an den Zeugwart mit der Frage, wann und unter welchen Umständen die Krankheit ausgebrochen sei, und ob man keinen Arzt zu Rate gezogen. Hierauf nahm aber gleich das Mädchen das Wort und sagte unter leisem Schluchzen, daß die Mutter schon gestern über Mattigkeit und Kopfschmerz geklagt und

die Nacht sehr unruhig zugebracht habe. Sie hätten einen Chirurgen holen lassen; dieser habe schweißbringende Mittel und Verwahrung vor Luftzug verordnet und schon für den nächsten Tag Besserung in Aussicht gestellt. Statt dessen sei jedoch die Mutter von Stunde zu Stunde kränker geworden, und sie hätten sich nicht zu raten noch zu helfen gewußt.

Da ich in dem Zustande der Kranken typhöse Erscheinungen erkannte, so machte ich Vater und Tochter auf das Verkehrte dieser Behandlungsweise aufmerksam und erbot mich, falls man mir Vertrauen schenke, der Kranken Erleichterung zu verschaffen. Zugleich versprach ich, morgen mit dem Frühesten aus der Stadt einen Arzt holen zu lassen. Ein Strahl freudiger Hoffnung flog bei meinen Worten über das düstere, gebräunte Antlitz des Alten und schimmerte um so heller hinter den Tränen des Mädchens auf, als ich das Versehen mit den Sterbesakramenten für unnötig erklärte und bat, mich einstweilen nur als Arzt zu betrachten und alle meine Anordnungen zu befolgen.

Das Mädchen faltete die Hände vor der Brust und sah mich erwartungsvoll an. Ich befahl fürs erste, die schweren, dicken Hüllen von dem Körper der Frau zu entfernen, dann Tür und Fenster zu öffnen, auf daß die reine, frische Nachtluft durch die Stube streiche. Sie taten es schweigend und eilig; aber ein leiser Zug ungläubiger Ängstlichkeit lag dabei in allen Gesichtern. Diese Anordnungen waren ja so ganz jenen des Chirurgen entgegengesetzt, und die Menschen sind in allem und jedem zu sehr an langsame Übergänge gewöhnt, als daß sie zu einem plötzlichen Wechsel unbedingtes Vertrauen fassen sollten.

Ich hatte inzwischen von dem Knaben ein Becken mit frischem Wasser füllen lassen. Dann begehrte ich Linnen, tauchte es ein und legte es auf die brennende Stirn der Kranken, die dabei, wie neubelebt, tief aufseufzte. Hierauf entfernte ich mich, um einiges aus meiner kleinen Handapotheke herüberzuholen.

Als ich wieder in die Stube trat, hörte ich, wie eben der Knabe sagte: ‚Wie wohl der Mutter die kalten Umschläge tun! Der dumme Chirurg! Das hätte er auch wissen sollen.‘

‚Siehst du, Ludmilla,‘ sagte jetzt der Zeugwart, ‚wie gut es war, daß ich darauf bestand, du solltest den geistlichen Herrn rufen.‘

‚Ach ja,‘ erwiderte sie, indem sie mich mit ihren großen braunen Augen tief ansah, ‚aber es tat mir so weh, daran zu glauben, daß es mit der Mutter schon so schlimm stehe.‘

Ich hatte kühlende Pflanzensäfte mitgebracht und goß davon in ein Glas Wasser, das ich an den lechzenden Mund der Kranken brachte. Kaum spürte diese das Naß an den Lippen, als sie es, obgleich noch immer bewußtlos, instinktmäßig mit gierigen Zügen einschluckte.

Mittlerweile hatte der Zeugwart nach der Uhr gesehen, zögernd seine Uniform zugeknöpft und den Säbel umgeschnallt. ‚Der Dienst ruft mich‘, sagte er, als ich ihm einen fragenden Blick zuwarf. ‚Ich muß die Nachtrunde um das Fort und die Pulvermagazine machen. Es ist mir noch nie so schwer gefallen, wie heute.‘

‚Gehen Sie unbesorgt,‘ erwiderte ich, ‚ich will Ihre Zurückkunft hier abwarten. Bis dahin soll sich, wie ich hoffe, Ihre Frau schon merklich besser befinden.‘

Der alte Soldat beugte sich über die Kranke und horchte auf ihren Atem. Dann zündete er das Licht einer Laterne an und ging.

Wirklich wurde die Kranke von Minute zu Minute ruhiger. Die Delirien hörten auf; das Bewegen und Zucken der Arme wurde seltener, und die wüste Bewußtlosigkeit schien einem tiefen, wohltätigen Schlummer zu weichen.

Ich hatte mich ihr zu Häupten gesetzt und hielt ihren Puls leicht umfaßt. Ludmilla war hart am Bette niedergekniet und schien mit aufgestützten Armen zu einem Heiligenbilde an der Wand zu beten. Der Knabe lag, von dem bleiernen Schlaf

der frühen Jugend bewältigt, mit überhangendem Haupte in einem alten Lehnstuhl. Still quoll die Nachtluft durch das geöffnete Fenster herein und spielte mit der gedämpften Flamme der Lampe, um welche, vom trügerischen Schein in die Stube gelockt, ein schwerfälliger Falter in immer engeren Kreisen schwirrte.

Da war es mir, als neige sich das Haupt des knieenden Mädchens der Seite zu, wo ich saß. Und wie es jetzt tiefer und tiefer sank, lösten sich langsam die gefalteten Hände, die Arme fielen schlaff an den Hüften hinunter, und eh' ich mich dessen versah, glitt der Oberleib der vom Schlafe Übermannten sanft in meinen Schoß herüber.

Eine nie gekannte Empfindung durchzuckte mich, als die holde Last plötzlich auf meinen Knien lag. All mein Blut schoß zum Herzen; ich fühlte, wie ich erblaßte. Was sollte ich beginnen? Sollte ich sie wecken? Und wenn ich es tat, mußte sie nicht gewahren, daß sie in meinem Schoße lag? Ein tiefes Schamgefühl überkam mich und trieb mir das Blut, heiß zum Versengen, in die Wangen zurück. Ich wagte mich nicht zu rühren. Ich spürte, wie sich die Brust der Jungfrau im festen Schlummer gleichmäßig hob und senkte, und lauschte auf ihre Atemzüge, die sich mit den leisen des Knaben und den schnellen, stoßweisen der Kranken vermischten. Mein Herz schlug hörbar; der Falter schwirrte noch immer ums Licht; draußen zirpten die Grillen.

Plötzlich erlosch knisternd die Lampe. Der Falter hatte das Flämmchen, endlich hineinflatternd, erstickt. Ludmilla machte im Schlafe eine Bewegung. Dabei berührte ihr warmer Hauch meine Hand. Ein heißer Schauer durchrieselte mich, meine Pulse flogen, und in der Verwirrung meiner Sinne beugte ich mich nieder, und mein Mund streifte zitternd das weiche, duftige Haar der Schläferin. Aber gleichzeitig, wie von einer inneren Angst getrieben, schob ich sie sanft von mir und erhob mich.

Ludmilla erwachte und schien sich lange nicht besinnen zu können, als sie sich so am Boden und im Dunkeln befand. Ich sagte mit bebender Stimme, sie möge die Lampe anzünden, die eben erloschen sei. Sie tat es schämig verwirrt und erwiderte, indem sie mit den Händen über das rosige Gesicht fuhr: ‚Mein Gott, mir scheint, ich habe gar geschlafen.‘

Ich schwieg und wechselte den Umschlag der Kranken. Es tat mir wohl, die fiebernden Hände ins Wasser zu tauchen; doch kühlte es nicht die Glut, die mich noch immer durchtobte.

Bald darauf trat der Zeugwart ein. Ich wies auf die ruhig schlummernde Kranke und unterbrach errötend die schlichten Dankesworte des Mannes, indem ich mich mit dem Bemerken verabschiedete, daß für heute Nacht nichts mehr zu befürchten sei. Ludmilla hatte die Lampe ergriffen, um mir hinauszuleuchten. Ich winkte ihr zu bleiben, zog meine Hand, die sie ehrerbietig zum Kusse ergreifen wollte, zurück und eilte fort.

Draußen war eine herrliche Nacht. Die Sterne flimmerten und zuckten, und der Mond goß sein feuchtes Licht über die Erde. Ohne zu wissen, wie ich dahin gekommen, stand ich plötzlich auf der Bastei, deren Brustwehr meinen wahllos stürmenden Schritten Einhalt tat. Schwüle Fliederdüfte umquollen mein Antlitz; in der Runde schmetterten die Nachtigallen.

Horch! Ferner Lärm, wie von verworrenen Stimmen, von Scherzen und Gelächter. Ein Kahn kam den glitzernden Strom herabgefahren, voll fröhlicher Menschen, die gewiß bis jetzt in Podol gezecht hatten und sich in der stillen Mondnacht auf der schaukelnden Flut bis zur Prager Brücke rudern ließen.

Immer näher kam der Kahn; immer lauter scholl die Lustbarkeit der Menschen, deren Gestalten ich deutlich erkennen konnte, wie sie, Männer und Frauen, dichtgedrängt in dem kleinen Fahrzeug saßen und standen.

Plötzlich verstummte Plaudern und Lachen, und eine weiche schmelzende Tenorstimme begann in die schimmernde Nacht hinaus zu singen:

,Sei in Tönen, weich und linde,
Mir gegrüßt, o Frühlingsnacht,
Glücklich, wer mit seinem Kinde
Wonneselig dich durchwacht!
Wie ein heimliches Gewittern,
Das in dir sich leise regt,
Hör ich rings die Herzen zittern,
Hold von Liebesmacht bewegt!'

Ein schneidendes Weh drängte sich durch meine Seele, und atemlos, wie von einem Zauber berührt, lauschte ich dem Gesange.

,Hör ich rings die Herzen zittern,
Hold von Liebesmacht bewegt!'

scholl es, im lauten Chor wiederholt, herauf.

Jetzt glitt der Kahn gerade unterhalb des Forts vorüber, und mit kräftiger, rasch empor geschnellter Stimme fuhr der Sänger fort:

,Aber wecken alle Träumer
Möcht' ich jetzt mit hellem Sang,
Treiben möcht' ich alle Säumer
Vor mir her mit Becherklang!
Denn mich wurmet das Genippe,
Wo ein Trunk nur kühlt und stillt,
Und mich wurmet jede Lippe,
Die nicht heißverlangend schwillt!'

,Und mich wurmet jede Lippe,
Die nicht heißverlangend schwillt!'

tönte es im Chor.

Ich beugte mich weit über die Brustwehr hinaus, denn immer ferner und schwächer klang es:

,Und so wie der echte Zecher
Jeden Tropfen froh genießt,
So verschmäh' ich rascher Brecher
Keine Blüte, die da sprießt —'

Ich hörte nur mehr die immer leiser tönende Melodie des Liedes, noch einmal den Chor fern aufrauschen; dann war alles still.

Jetzt überkam mich eine tiefe, wilde Sehnsucht und drohte mir die Brust zu zersprengen. Es war mir, als wäre mein Glück an mir vorübergezogen und rufe und winke durch die Nacht nach mir zurück mit geheimnisvollen Stimmen und leuchtenden Händen. In unsäglichem Drange breitete ich die Arme in der Richtung aus, in welcher der Kahn meinen Blicken entschwunden war. Dann warf ich mich nieder auf das feuchte Gras, und eine glühende Träne rann aus meinem Auge mit dem kühlen Tau des Himmels zusammen."

Er schwieg einen Augenblick, wie um eine innere Erregung auszittern zu lassen, und fuhr dann in etwas gedämpftem Tone fort: „Am Horizont stand schon ein blaßgelber Streif, als ich nach Hause zurückkehrte. Ich warf mich angekleidet aufs Bett und versank in einen kurzen, von wüsten Traumbildern geängstigten Schlummer. Beim Erwachen lag das Dasein fremdartig vor mir, ein einziger großer Schmerz. Der Arzt erschien, und ich ging zögernd mit ihm hinüber. Er erklärte den Zustand der Kranken für keinen sehr gefährlichen und verordnete einiges, während ich mit bebender Seele abseits stand und den Blicken Ludmillas auswich, die sie, um die Mutter beschäftigt, voll innigen Dankes gegen mich aufschlug. Ich war froh, als ich mich mit dem Arzte wieder entfernen konnte. Es litt mich aber nicht zu Hause, sondern ich irrte zeitvergessen in der Zitadelle umher, warf mich hier und da erschöpft auf die Schanzen nieder und brütete vor mich hin. In dieser dumpfen, ruhelosen Untätigkeit vergingen die nächsten Tage. Ein schleichendes, markverzehrendes Feuer war in meinem Innern entglommen und lohte oft in so wilden, niegekannten Wünschen auf, daß ich vor mir selbst erschrak. In meiner Seelenangst schloß ich mich

dann oft stundenlang in der kühlen, dunklen Kirche ein, um durch reumütiges Gebet mein Inneres zu läutern und der schwülen Traumhaftigkeit meiner Sinne Herr zu werden. Aber umsonst: auf der Lippe, die das peccavi sprach, zitterte die wonnige Berührung mit den blonden Haaren Ludmillas nach, und wie geisterhaft fühlte ich mich von den Sirenenklängen jenes Liedes umweht. Selbst an der Orgel, deren Töne mich sonst über alles Irdische hinausgehoben, fand ich keine Beruhigung, keinen Trost. Ihr feierlich ernstes, gleichmäßiges Rauschen stimmte nicht zu dem Zwiespalte in meiner Brust, der, das fühlte ich, nur auf einer Geige in wildklagenden Akkorden, grellen Läufen und schneidenden Kadenzen hätte ausklingen können. Ein Opfer dieses Zwiespaltes, nannte ich mich selbst einen pflichtvergessenen Priester, der mit unwürdiger Hand den Kelch erhebe und dessen befleckte Lippe das Wort Gottes entheilige. Und dann nahm ich mir vor, nie mehr die Schwelle des Zeugwartes zu betreten, was ich doch schon der Kranken halber von Zeit zu Zeit tun mußte, hätte mich auch nicht die Sehnsucht, Ludmilla zu sehen, hingetrieben. Gleich darauf aber beklagte ich mich wieder als einen unglückseligen Menschen, der inmitten der Freuden und wonnigen Genüsse dieser Welt an einen düsteren Felsblock geschmiedet sei, und weinte heiße Tränen darüber, daß ich das unauflösbare Gelübde abgelegt. — Fast eine Woche lang war es mir gelungen, die drängende Sehnsucht zurückzudämmen; länger aber ertrug ich's nicht. Ich umkreiste, wie damals der Falter die Lampe, immer enger das kleine Haus und trat endlich hinein.

Ich fand die Kranke schon im Gärtchen. Man hatte ihr den alten Lehnstuhl unter einen breitästigen Apfelbaum getragen, in dessen Schatten sie des herrlichen Nachmittags genoß. Neben ihr auf einer in der Erde festgerammten Bank saß Ludmilla. Diese sprang, als ich eintrat, hastig auf, wobei ihrem Schoße ein buntes Chaos von Wiesenblumen entglitt.

Die Frau machte einen Versuch, sich zu erheben, sank aber

alsbald kraftlos in den Stuhl zurück. So begnügte sie sich, mir ihre welke, abgemagerte Hand entgegenzustrecken. ‚Wie schön, hochwürdiger Herr,‘ sagte sie, ‚daß Sie heute herüberkommen, wo ich zum erstenmal wieder die freie Gottesluft atme.‘

‚Es freut mich, Sie schon so wohl zu sehen‘, erwiderte ich mit gepreßter Stimme; denn ich bemerkte, daß mich Ludmilla mit ängstlicher Freude betrachtete.

‚Gerade haben wir von Ihnen gesprochen, nicht wahr, Mutter?‘ sagte sie. ‚Wir fürchteten schon, Sie wären krank. Sie sahen, als Sie das letzte Mal bei uns waren, gar so blaß und leidend aus.‘

Ich fühlte, wie ich bei diesen Worten noch bleicher wurde, als ich es vielleicht schon war.

‚Und Sie waren auch gewiß krank‘, fuhr Ludmilla fort. ‚Man sieht es Ihnen an, daß Sie sich selbst jetzt noch nicht ganz wohl fühlen.‘

‚Wahrlich,‘ bekräftigte die Mutter, ‚jetzt merk’ ich es erst, wie übel Sie aussehen. Was fehlt Ihnen, geistlicher Herr? Reden Sie, um Gotteswillen!‘

Ich drohte umzusinken. Bei dieser ängstlichen Musterung kam mir in den Sinn, wie verstört ich aussehen mußte; ich empfand deutlich, wie mir das Haar wirr um die Schläfen hing, wie meine Augen eine düstere Fieberglut ausstrahlten. Dennoch faßte ich mich und erwiderte, indem ich mich zu lächeln zwang: ‚Mir fehlt nichts; ich fühle mich ganz wohl.‘

‚Wirklich? wirklich?‘ forschten die Frauen. ‚Sie wollen es uns nur verheimlichen‘, setzte Ludmilla hinzu.

‚Warum sollt’ ich das‘, sagte ich, das Zittern meiner Stimme gewaltsam unterdrückend. ‚Beruhigen Sie sich, es ist nichts. Die Tage sind jetzt nur so unerträglich schwül‘, fuhr ich fort, indem ich unwillkürlich meinen Empfindungen nachgab und mit der Hand über die Stirn strich.

‚So setzen Sie sich doch hierher in den Schatten!‘ rief das Mädchen und zwang mich mit sanfter Gewalt auf die Bank

nieder. ‚Prokop!‘ rief sie dann dem Knaben zu, der, ohne mein Kommen bemerkt zu haben, weiter rückwärts im Gärtchen herumsprang. ‚Prokop, siehst du denn nicht, daß der geistliche Herr da ist?‘ Alsbald kam der Kleine auf mich zugelaufen. Froh, die Verwirrung meiner Seele hinter einem Gespräch mit dem Kinde verbergen zu können, streichelte ich ihm das erhitzte Gesicht und das lichtblonde, kurzgeschnittene Haar, während ich hastig hintereinander eine Menge Fragen an ihn stellte, die er alle bescheiden und aufgeweckt beantwortete.

Ludmilla hatte inzwischen langsam die Blumen vom Boden aufgelesen und machte jetzt Miene, sich neben mir auf die Bank niederzulassen. Ich erhob mich unwillkürlich. ‚Wie, Sie wollen schon wieder fort?‘ hieß es. ‚Ich muß‘, stammelte ich, obgleich es sich wie unsichtbare Bande um mich legte.

‚O, nur einen Augenblick!‘ bat Ludmilla, ‚bis ich den Strauß hier fertig habe. Sie können sich ihn zu Hause ins Wasser stellen.‘

Ich machte verwirrt eine ablehnende Geberde.

‚Geh mit diesen Blumen!‘ sagte die Mutter. ‚Da gibst du dem geistlichen Herrn was Rechtes.‘

‚Also wollen Sie sie nicht?‘ fragte Ludmilla kleinlaut. ‚Sie duften doch ganz frisch.‘

Mir wollte das Herz darüber zerspringen, daß ich ihr weh getan. ‚So war es nicht gemeint‘, sagte ich. ‚Ich liebe ja die Blumen, die draußen frei und ungepflegt sprießen, gar sehr. Ich wollte nur nicht, daß Sie sich meinetwegen mühten.‘

‚Mühten?‘ fragte sie. ‚Mein Gott, wie gerne tät ich's! Aber was ist es denn, einen Strauß zu binden.‘ Und indem sie die Blumen auf die Bank legte und rasch wieder eine nach der andern aufnahm, fuhr sie fort: ‚Die Schanzen sehen jetzt gar so schön aus. Alles steht bunt von Stern- und Glockenblumen, von Gelbveiglein und Hahnenfuß. Da pflück' ich nun, so viel ich kann. Denn hier haben wir auch gar zu wenig Raum, um Blumen zu halten. Mein Rosenbäumchen dort ist

außer den Äpfeln und Bohnen das einzige, was bei uns blüht.' Sie deutete darauf hin. Es war wirklich die alleinige Zierde des Gärtchens, wo jedes Fleckchen Erde mit einem nützlichen Gewächse bepflanzt war, und stand bis auf eine halbaufgeblühte Rose noch in Knospen.

Sie hatte den Strauß fertig und hielt ihn in der gebräunten, aber wohlgeformten Hand prüfend vor sich hin. ‚Es sind doch gar zu unscheinbare Blumen,' sagte sie niedergeschlagen, ‚sie nehmen sich im Rasen zerstreut viel besser aus als so. Aber warten Sie, ich will noch etwas hinzutun!' rief sie, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, und eilte auf das Bäumchen los. Dort pflückte sie die Rose und steckte dieselbe in die Mitte des Straußes, wo sie, von weißzackigen Sternblumen umgeben, gar lieblich aussah. ‚So', sagte Ludmilla, indem sie zurückkehrte und mir anmutig den Strauß überreichte. ‚Es war die einzige. In ein paar Tagen aber werden alle Knospen aufgegangen sein, und dann sollen Sie die schönsten Rosen haben.'

Ich stammelte einige unzusammenhängende Worte und verabschiedete mich; Ludmilla ging noch mit mir bis zu dem Pförtchen im Zaune.

Draußen atmete ich tief auf. Ein schmerzlich-süßes Weh hatte mir drinnen das Herz zusammengepreßt und eine dumpfe Hitze ins Antlitz getrieben. Nun suchte ich Luft, Kühlung. Aber die Sonne schien heiß auf meinen Scheitel nieder; kein Blatt, kein Halm regte sich. Unwillkürlich brachte ich den Strauß, um mich zu erfrischen, vors Antlitz. Dadurch wurde ich mir erst des duftigen Geschenkes bewußt, und eine seltsame Verwirrung und Beängstigung überkam mich. Es war mir, als hefteten sich rings tausend Augen auf mich und die Blumen in meiner Hand. Und da fingen die Stengel zwischen meinen Fingern zu glühen an, und aus jedem Kelche schien eine Flamme zu schlagen. Scheu blickte ich umher; es war niemand zu sehen, außer einer Schildwache, die hoch oben auf dem Wall, ohne

mich zu beachten, träg auf und niederging. Ich nahm den Strauß unter mein Skapulier und eilte zu mir hinüber. Geräuschlos, mit hochklopfendem Herzen, huschte ich über den Flur und die Treppe hinauf und schloß die Tür hinter mir ab. Hier im kühlen einsamen Zimmer drückte ich den Strauß an die Brust, an die Augen, an den Mund. Ich gab ihm die zärtlichsten Schmeichelnamen, wühlte mit zitternden Fingern darin und bedeckte die Stengel mit zahllosen Küssen. Plötzlich aber zuckte wieder das ganze fürchterliche Bewußtsein meiner Lage in mir auf; entsetzt schleuderte ich den Strauß vor mich auf den Tisch hin, schlug mir die Hände vors Gesicht und sank laut stöhnend in einen Stuhl.

Ich weiß nicht, wie lange ich so, eine Beute der widerstreitendsten Gefühle, mochte dagesessen haben, als es an der Tür klopfte. Erschreckt fuhr ich empor, warf ein Tuch über den Strauß und öffnete.

Es war der Kirchendiener in Begleitung eines Mannes, der einige Papiere in der Hand hatte. ‚Der Sakristan von Sankt Carl wünscht Euer Hochwürden im Auftrage seines Herrn Pfarrers zu sprechen‘, sagte der Kirchendiener. ‚Wir haben morgen eine Leiche.‘

‚Eine Leiche?‘ fragte ich mechanisch.

‚Eine vornehme Leiche‘, bekräftigte der Kirchendiener mit einem gewissen Behagen. ‚Die Tochter des reichen Großhändlers Friedheim. Ich habe sie gut gekannt; denn sie kam fast jeden Sonntag in unsere Kirche herauf. Ein schönes schlankes Fräulein mit blonden Haaren. Sie müssen sie ja auch schon gesehen haben. Sie saßen immer im ersten Betstuhle rechts, wo ich jedesmal für sie und die alte Dame, die sie begleitete, Plätze bereit hielt.‘

‚Ich entsinne mich nicht‘, sagte ich, ohne daß ich dabei nur etwas gedacht hätte, und wandte mich an den Sakristan mit der Frage, warum die Tote nicht bei Sankt Carl, wohin sie doch eigentlich zu gehören scheine, begraben würde.

‚Damit hat es ein eigenes Bewenden', antwortete der Mann. ‚Die ganze Stadt ist voll davon. Das Fräulein war mit einem jungen Rechtsgelehrten verlobt, und die Trauung sollte schon in der nächsten Zeit stattfinden. Wie es heißt, hatte man sich kein ungleicheres Paar denken können, als die beiden. Er — heiter, lebenslustig, zuweilen ausgelassen, wenn auch nicht mehr, als es jungen Leuten eben wohl ansteht. Sie hingegen still, nachdenklich, fast schwermütig. Dennoch sollen sie sterbensverliebt ineinander gewesen sein. Als das Fräulein zum letztenmal die Kirche hier oben besuchte, war auch der Bräutigam mit. Nach der Messe kommt es ihr in den Sinn, in den Friedhof hineinzugehen. Der Bräutigam will anfangs nicht; endlich gibt er nach. Wie sie so Arm in Arm langsam zwischen den Hügeln und Kreuzen hingehen, sagt sie: wie still, wie schön es hier ist! Wenn ich einmal sterbe, möcht' ich hier begraben sein. Ei, erwiderte der Bräutigam scherzend, bis dahin ist hier kein Platz mehr. Siehst du denn nicht, wie jetzt schon die Gräber dicht aneinander gedrängt sind. Sie werden bald zu einem einzigen großen Blumenhügel zusammenwachsen. — Aber nach vierzehn Tagen war sie tot. Eine entzündliche Krankheit, die sie sich bei einem Ausfluge geholt haben soll, raffte sie so schnell dahin. Der junge Rechtsgelehrte ist aus Schmerz darüber fast wahnsinnig. Nun will man sie, wie es ihr Wunsch war, hier oben begraben lassen.' Er hatte mir bei diesen letzten Worten die Papiere überreicht und setzte hinzu, der Pfarrer von Sankt Carl ließe mich bitten, ich möchte alles Nötige veranlassen und mich morgen nachmittags zur Begräbnisstunde im Hause des Großhändlers einfinden. Er selbst würde auch dort sein, da die Leiche vorher bei Sankt Carl eingesegnet werden müsse.

Als ich wieder allein war, legte ich die Hand auf die Stirn. Es war mir, als erwache ich aus einem schweren Traum. Wie Schatten löste es sich nach und nach von allen Dingen im Zimmer, das mir schon ganz fremd geworden war. Jeder Stuhl, jeder

Schrank, jedes Buch auf den Gestellen schien mich vertraut anzublicken, und über dem Tische dort am Fenster lag es wie ein Sonnenstrahl aus früheren, glücklichen Tagen.

Ich überlas aufmerksam die Sterbedokumente und dachte, während ich auf- und abschritt, den Fall in seiner Besonderheit durch. Und je mehr mir dessen volle Bedeutung klar wurde, desto leichter und freier fühlte ich mich, ich wußte selbst nicht warum. Ich bemühte mich jetzt, mich auf die Verstorbene zu besinnen, mir nach den Andeutungen des Kirchendieners ein Bild von ihr zu entwerfen: aber seltsam, es floß mir immer mit jenem Ludmillas zusammen. Ein leiser Duft, der sich im Zimmer verbreitet hatte, mahnte mich endlich wieder an den Strauß. Ich nahm das Tuch davon, füllte ein Glas und stellte ihn hinein. Draußen lagerte eine dumpfe Schwüle, die sich still zu schweren Wolken zusammenballte. Eine süße Müdigkeit überkam mich; ich hatte so viele Nächte bloß in wüstem, entnervendem Halbschlummer zugebracht. Nun gab ich der Schläfrigkeit, die sich wohltuend auf meine Augenlider senkte, nach und ging zu Bette, während draußen die Donner zu rollen anfingen und ein erquickender Regen über die Erde niederging. —

Der folgende Tag ließ sich recht unfreundlich an und blieb es. Ich aber fühlte mich nach einem langen und tiefen Schlafe wunderbar gestärkt und ging in den Friedhof hinab, wo ich dem Kirchendiener, der hier zugleich Totengräber ist, zusah, wie er für die Verstorbene ein Grab aufwarf. Zur bestimmten Stunde fand ich mich in dem Hause des Großhändlers ein. Dort wurde ich in einen schwarzausgeschlagenen Empfangssaal geführt, wo bereits eine Menge von Leidtragenden versammelt war. In der Mitte des Saales, vom Scheine leis flackernder Wachskerzen beleuchtet, lag die Tote in einem offenen Sarge, weißgekleidet, den Brautkranz im Haar. Ein junger Mann hatte sich mit verstörten Mienen über sie geworfen und benetzte ihr bleiches Antlitz und ihre starren Hände mit Tränen

und Küssen. Als man jetzt Anstalten traf, den Sarg zu schließen, wollte er dies durchaus nicht zugeben. Er wehrte die Männer, die mit dem Deckel nahten, ab und rief mit herzzerreißender Stimme: ‚Nein! ich lasse sie nicht forttragen! Ich lasse sie nicht in die kalte, finstere Erde versenken!‘ Umsonst beschworen ihn seine Angehörigen und Freunde, sich zu fassen; umsonst sprach ihm der Pfarrer von Sankt Carl, ein kleiner, wohlbeleibter Herr, in salbungsvollen Worten Trost zu: er wollte nichts hören und mußte endlich mit Gewalt von der Leiche entfernt werden. Während dieser erschütternden Szene stand ich abseits mit gesenktem Haupte da. War es eine zufällige Ähnlichkeit, war es ein Spiel meiner Phantasie — ich glaubte Ludmilla dort im Sarge zu sehen. Das waren dieselben fein geschnittenen Züge, war dasselbe blonde, schlichtgescheitelte Haar, dieselbe schlanke, zartbusige Gestalt; nur der entstellende Hauch des Todes lag darüber und der fremdartige Prunk und Schimmer der kostbaren Sterbegewänder. Ich verstand den Schmerz des Jünglings, als wär' er mein eigener — und doch war es wiederum nur eine stille, süße Wehmut, was mich durchzitterte.

Jetzt ertönten schaurig dumpf die Schläge des Hammers. Die Träger hoben den Sarg, und unter den Klängen eines Chorals wurde die Leiche zur Einsegnung in die Carlskirche gebracht. Von dort aus bewegte sich der Zug, dem eine lange Wagenreihe folgte, gegen den Wyschehrad. Ein kalter Wind jagte dabei graues, zerrissenes Gewölk mit flüchtigen Regenschauern am Himmel hin und her und löschte fast die qualmenden Leichenfackeln aus.

Endlich waren wir auf dem Friedhofe angelangt, und die nächsten Angehörigen traten laut schluchzend an den Rand des Grabes. Nur der Bräutigam schien schon alle seine Tränen verweint zu haben, denn er starrte jetzt mit trockenem Auge in die modrige Grube. Als man aber den Sarg hineinsenkte, da machte er eine Bewegung, als wollte er sich mit den dumpf niederpolternden Schollen nachstürzen, so daß ihn ein alter

Herr, augenscheinlich sein Vater, erschreckt beim Arme faßte. Man konnte ihn jedoch nicht daran verhindern, daß er sich, als das Grab geschlossen war, auf den frischen Hügel niederwarf, wo er sich, ohne auf die Umstehenden zu achten, ganz einem stummen, verzweiflungsvollen Schmerze überließ. So verweilte er lange. Allmählich entfernten sich die Anwesenden, indem sie sich noch öfter mit bedauernden Blicken nach ihm umwandten. Nur sein Vater und ein junger Mann blieben bei ihm zurück.

‚Artur,' sagte endlich der erstere, ‚laß es jetzt genug sein. Bedenke, wie mir beim Anblick eines solchen, alles Maß überschreitenden Schmerzes zumute sein muß. Ich bitte dich, mein Kind, steh' auf!'

Der Jüngling hörte nicht, oder wollte nicht hören.

‚Wahrlich, Artur,' nahm jetzt der andere das Wort, indem er dem alten Herrn einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, ‚wahrlich, ich hätte nicht gedacht, daß du so wenig Seelenstärke besäßest. Du schwelgst in deinem Schmerze wie ein nervöses Weib. Ich kenne dich gar nicht mehr.'

Artur schnellte mit halbem Leibe empor und sah ihn mit wilden Blicken an. ‚So sprichst du, Richard? Du, mein Freund, von dem ich glaubte, er sei der Einzige, der meinen Verlust in seiner ganzen Größe ermessen und mitempfinden könnte!? Ich möchte dich an meiner Stelle sehen! Aber freilich,' fuhr er mit grellem Hohngelächter fort, ‚deine Elise lebt ja noch! O pfui, über den Egoismus, über die Teilnahmslosigkeit der Welt!' Und er warf sich wieder aufs Antlitz.

Betroffen über das Mißlingen seiner List, schlug Richard die Augen zu Boden.

‚Ich bitte Sie, hochwürdiger Herr,' wandte sich der Vater an mich, ‚helfen Sie uns doch den Unseligen trösten, auf daß er diesen Ort verlasse, der seiner verzweiflungsvollen Stimmung nur immer neue Nahrung gibt.'

Artur erhob abwehrend die Hand. ‚Ich brauche keine leeren

Worte. Der geistliche Herr soll sich keine Mühe geben. Seine Vertröstungen auf ein Wiedersehen im Jenseits erinnern mich nur daran, daß ich hier auf Erden alles verloren und daß mir nichts anderes übrig bleibt, als auf diesem Grabe zu sterben!‘

‚Artur, du versündigst dich!‘ rief der alte Herr und warf mir einen Blick zu, der für die Worte des Sohnes um Entschuldigung bat.

‚Lassen Sie ihn‘, sagte ich. ‚Ich fühle es ja nur zu gut, daß ihm jeder Trost leer und ungenügend erscheinen muß.‘

Diese Worte, die mir aus der tiefsten Seele kamen, schien der Jüngling nicht erwartet zu haben. Er richtete sich allmählich empor und betrachtete mich lange und schweigend. ‚Das sagen Sie,‘ sprach er endlich, ‚Sie, der Sie nie geliebt?‘

‚Warum verneinen Sie dies so bestimmt?‘ erwiderte ich. ‚Ich bin ein Mensch wie Sie. Aber‘, fuhr ich fort, indem ich mir mit diesen Worten gleichsam selber Mut zusprach, ‚fassen Sie sich jetzt. Gedenken Sie der Pflichten, die Ihnen das Leben noch auferlegt und es wird Ihnen freier und leichter zumute werden.‘

‚O nichts davon!‘ entgegnete er hastig. ‚Ich habe jetzt keine Pflichten mehr. Und wenn auch, wie vermöcht' ich es, sie zu erfüllen! Die Tatkraft, die noch vor kurzem meine Brust geschwellt, ist erloschen, und der Flug meines Geistes auf immer gelähmt.‘

‚Das scheint Ihnen jetzt so‘, sagte ich ruhig. ‚Ich bin überzeugt, daß alles, was an edlen Kräften in Ihrem Wesen liegt, sich über kurz oder lang wieder regen und sich reiner und herrlicher entfalten wird, als dies vielleicht bei dem Besitze Ihrer Geliebten der Fall gewesen wäre. Denn‘, setzte ich hinzu und fühlte mich durch die Zuversicht meiner Rede selbst wunderbar getröstet und erhoben, ‚ein großer Schmerz läutert, indem er die Seele zwingt, ihr Tiefstes zu sammeln. Er reift in uns die Erkenntnis, daß nur jenes Glück, welches wir ganz

in uns selbst finden, Dauer verspricht und jedes andere, so schön es auch sei, vor einem Hauche in nichts zerstieben kann.'

Artur blickte vor sich hin. ‚Aus Ihnen spricht der Geist der Entsagung', erwiderte er endlich. ‚Es ward Ihnen schon von jeher nahegelegt, so zu denken und den Blick auf die Kehrseiten aller irdischen Freuden zu richten. Wie hätten Sie auch sonst stark genug sein können, Ihr Gelübde zu tragen.' Er bemerkte nicht, wie ich im Innersten zusammenzuckte, und fuhr fort: ‚Ich aber war stets ein Kind des Lebens. Ich freute mich der Blüten, ohne zu bedenken, wie rasch sie welken sollen, und genoß in vollen Zügen die Gaben der Stunde, ohne mich darum zu kümmern, was die nächste mir rauben könne. Und dann — mich hatte, was auch finstere Asketen dawider sagen mögen, schon die höchste Erdenseligkeit verheißend gestreift! O, Sie wissen nicht, was es ist, eine geliebte Braut ans Herz zu drücken!' setzte er, von der Erinnerung überwältigt, hinzu. ‚Diesen Boden, in dem sie jetzt modern soll, betrat ich noch vor kurzem an ihrer Seite. Wie reizend erschien sie mir damals in ihrer milden Schönheit und aufknospenden Lebensfülle! Wie weich lag ihr Arm in dem meinen, wie lind schmiegte sich ihr Haupt an meine Schulter, als sie die verhängnisvollen, ahnungsreichen Worte sprach! — Sie werden vielleicht davon gehört haben?'

Ich bejahte es schweigend.

‚Wie hätt' ich mir träumen lassen, daß diese Worte sich so bald erfüllen würden!' Und plötzlich um sich blickend, fragte er: ‚Von wo aus sieht man hier auf die Moldau hinab?'

‚Gleich von jener Bastei aus', erwiderte ich. ‚Aber warum fragen Sie?' fuhr ich fort, da ich bemerkte, daß der alte Herr und Richard einander ängstlich ansahen.

‚Sie sollen es erfahren. Kommen Sie!' Und er ergriff mich, da ich zögerte, beim Arme und eilte mit mir, während die andern uns auf dem Fuße folgten, nach der Bastei. Dort stützte er sich mit beiden Händen auf die Brustwehr und sah schweigend

hinab. ‚Wie trüb und schlammig heute der Fluß vorüberzieht, als verschmäh' er es, den grauen, unfreundlichen Himmel zu spiegeln', sagte er endlich tonlos. ‚Es ist noch nicht lange her, daß dort unten in einer duftigen Mondnacht ein Kahn voll heiterer, lebensfroher Menschen vorüberfuhr. Mein Vater, mein Freund waren darunter — und ich und meine Braut.'

‚Wozu dieses beständige Wühlen in deiner Wunde', fiel ihm der Vater ins Wort, während ich atemlos aufhorchte.

Artur warf ihm einen beschwichtigenden Blick zu und fuhr fort: ‚Wir kehrten von Podol zurück, wo wir uns unter Scherzen, anmutigen Spielen und frohen Wechselgesängen bis tief in die Nacht hinein aufgehalten hatten. Alles war von den Geistern der Laune und des Weines erregt; selbst meine sonst so stille Friederike wurde heiter, beinahe übermütig. Als wir in diese Nähe kamen und das alte Fort mit düsteren Umrissen still im Mondlichte aufragen sahen, rief einer von der Gesellschaft: laßt uns doch den alten Wyschehrad mit einem Lied begrüßen! Dieser Vorschlag fand lebhaften Anklang, und man drängte mich von allen Seiten, einen Gesang anzustimmen. Gut, erwiderte ich, wir wollen die Schläfer hinter den Wällen wachsingen. Und rasch mich besinnend, hob ich mit einem Liede an, dessen Worte mir der Augenblick eingab und welche ich einer bekannten Melodie unterschob.'

‚S i e sangen das Lied?' fragte ich.

‚Ja, ich'; erwiderte er, mein Erstaunen nicht in seiner eigentlichen Bedeutung fassend. ‚Jetzt ist es mir, ich hätte mich damit versündigt. Es war ein echtes Lebenslied, begann weich und schmelzend, schwoll aber rasch zum Ausdrucke des frohesten Übermutes an. In welchem Vollgefühle des Glückes, wie zukunftstrunken sang ich es. Mir war, es müsse durch die Stille der Nacht über die ganze Erde erklingen und in jeder Brust einen Widerhall meiner Seligkeit wachrufen.'

‚Ich habe Sie singen hören und den Kahn vorüberfahren sehen', sagte ich.

Artur sah mich überrascht an.

‚Erinnerst du dich nicht mehr,‘ bemerkte Richard, ‚daß uns jemand auf eine dunkle Gestalt aufmerksam machte, die er hinter dem äußersten Mauervorsprung der Zitadelle zu erkennen glaubte. Vielleicht war es der geistliche Herr.‘

‚Ich war es‘, entgegnete ich. ‚Und vielleicht‘, fuhr ich gegen Artur fort, ‚kann es etwas zu Ihrem Troste beitragen, wenn ich Ihnen bekenne, daß mir damals Ihr Lied sehr weh getan. Während Sie dort unten an der Seite Ihrer Geliebten und von froher Gesellschaft umringt vorüberfuhren, stand ich hier oben allein, einsam, die Brust voll namenloser Sehnsucht nach den Freuden, davon Sie sangen, und die mir verwehrt waren, ewig verwehrt bleiben müssen. Wenn Sie der Schmerz über Ihren Verlust wieder mit seiner ganzen Wucht befällt und Sie zu überwältigen droht, dann denken Sie derer, die an den schönsten Verheißungen, an den holdesten Genüssen dieser Welt bebenden Herzens und mit dem Entsagungsworte auf den Lippen vorüberschreiten müssen.‘ Ich hatte bei diesen Worten die Hand des Jünglings ergriffen, der sich willig und fügsam von mir fortführen ließ. Als wir an dem Friedhofe vorbeikamen, wollte er nochmals hineingehen. ‚Nicht doch‘, bat der alte Herr, der schon froh war, seinen Sohn gefaßter zu sehen, und stellte sich ihm in den Weg. ‚Nur noch den letzten Abschied, Vater‘, sagte Artur, indem er ihn sanft beiseite schob und durch das Gitter trat. Wir anderen folgten. Er blickte eine Zeitlang mit gesenktem Haupte schweigend auf den Hügel nieder, dann nahm er den Arm seines Vaters und ging. Ich begleitete sie noch bis an ihren Wagen, der in der Nähe hielt. Beim Abschiede sagte der Jüngling: ‚Leben Sie wohl, ich werde Sie und Ihre Worte niemals vergessen.‘ Die beiden anderen drückten mir mit stummem Danke die Hand.

Ich sah eine Weile dem fortrollenden Wagen nach; dann kehrte ich langsam zurück. Eine geheimnisvolle Macht trieb mich noch einmal in den Friedhof. Da stand ich nun allein

inmitten der Gräber. Wie still war es um mich her! Nur manchmal rauschte ein kühler, feuchter Windstoß in den Trauerweiden und Zypressen und strich mit leisem Klingen durch die metallenen Kreuze. Die Schauer der Vergänglichkeit quollen und rieselten durch die Luft und aus allen Hügeln schwieg mich das große Rätsel des Todes an. Ein tiefes, wohltuendes Gefühl von der Nichtigkeit des Daseins überkam mich und eine hehre Freude zitterte in meiner Brust auf. ‚Ja,‘ rief ich und breitete die Arme aus, ‚zweifach wird die Welt überwunden: entweder grausam durch den Tod, der alles Irdische des gleißenden Schimmers entkleidet und Moder und Verwesung bloßlegt, oder schön und herrlich durch den Mut der Entsagung, den Christus gepredigt und auf Golgatha besiegelt.‘ Und immer freier, immer leichter wurde mir; wie stückweis fiel es von mir ab, und gleich Flügeln fühlt' ich es an den Schultern. Als ich mich später, einem innern Drange folgend, an die Orgel setzte, da stimmten die rauschenden, langgezogenen Töne wieder ganz zu dem feierlichen Ernste, zu der tiefen Ruhe meiner Seele." —

„Und so," fuhr er fort, während sich noch der Nachglanz jener erhabenen Stunde in seinen Augen spiegelte, „so lebte ich wieder, mit dem stärkenden Bewußtsein meiner Pflicht, mein stilles Leben fort; mehr und mehr verblaßte und verflüchtigte in mir die Erinnerung an jene Nacht, und immer seltener und schwächer zuckte mein Herz beim Anblicke des Mädchens, dessen blondes Haar ich einst mit brennender Lippe gestreift."

„Und welches nun schon lange eine glückliche Gattin und Mutter ist", sagte ich leise.

„Ja," erwiderte er; „ich habe sie getraut und ihre Kinder getauft. Und da fällt mir ein, daß es gerade die Schrecken des Krieges waren, was ihr Glück begründete oder doch beschleunigte. Sie hatte ihr Herz einem jungen Soldaten geschenkt. Jedoch konnte, wie dies meistens unter ähnlichen

Umständen der Fall ist, an eine Verbindung um so weniger gedacht werden, als der Geliebte keine Aussicht hatte, bald vom Militär loszukommen und sich eine andere Lebensstellung zu erwerben. Da geschah es noch, daß er plötzlich versetzt wurde, und so brach nun auch über Ludmilla das Leid des Daseins herein. Man sah es, wie sie sich still härmte und die Tage ihrer schönsten Jugend in öder, hoffnungsloser Sehnsucht verlebte. Ich hatte inzwischen angefangen, von meinen geringen Ordensbezügen das möglichste zurückzulegen, um den Liebenden doch wenigstens nach Jahren eine gewisse Summe zur ersten Beschaffung eines einfachen Hauswesens übergeben zu können. Da kam das Jahr Achtundvierzig mit seinen Revolutionsstürmen, und der Entfernte zeichnete sich auf dem italienischen Schlachtfelde derart aus, daß er dekoriert und zu einer Beförderung in Vorschlag gebracht wurde. Da er aber einige schwere Verwundungen erlitten hatte, die ihn, wie sich später erwies, zum aktiven Dienst untauglich machten, so willigte man um so eher in seine Bitte, ihn als Zeugwart auf dem Wyschehrad anzustellen, als der Vater Ludmillas mit zunehmenden Jahren zu kränkeln begonnen hatte. So bedurften die beiden meiner Hilfe nicht mehr, und meine kleinen Ersparnisse kamen Prokop zugute, dem sich damit unter meiner Anleitung eine wissenschaftliche Laufbahn erschloß. Die Alten lebten noch ein paar Jahre still und zufrieden bei den Neuvermählten; endlich starb der Vater — und bald darauf folgte die Mutter ins Grab."

„Und was ist aus Artur geworden?" fragte ich.

„Erraten Sie es nicht?" antwortete er lächelnd. „Er ist wieder glücklich, im Besitz einer vortrefflichen Gattin und einer ganzen Reihe von allerliebsten Kindern. Und so bin nur ich, weil ich es eben mußte, einsam geblieben und werde es sein bis an mein Ende." Er hatte bei diesen Worten, in deren Heiterkeit ein leiser, sanfter Schmerzenston wunderbar vibrierte, die Gläser gefüllt. „Auf Ihr Glück!" sagte er und trank. Dann

legte er mir die Hand wie zum Segen aufs Haupt: „Der Himmel schütze Sie vor den feindlichen Kugeln."

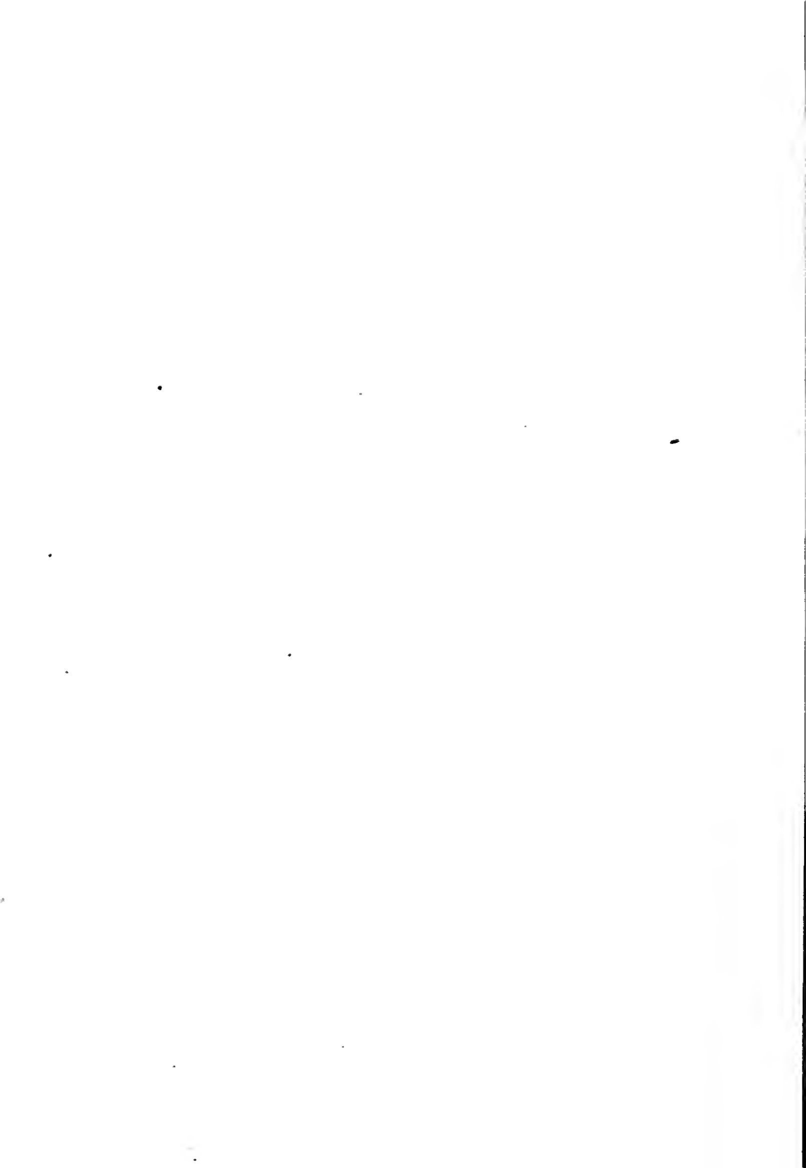
Es war spät geworden, und ich mußte fort. Er geleitete mich zum Doppeltor der Zitadelle, das mir der verschlafene Wachegefreite aufschloß. Wir umarmten uns und drückten einander zum letztenmal die Hand. Dann riß ich mich los, eilte durch die Halle und auf der Straße fort, die in einer scharfen Krümmung die Höhe hinab und der Stadt zuführt. Am Buge hielt ich an und blickte nach der Zitadelle zurück. Hoch oben auf der Plattform stand Innocens und winkte noch einmal zum Abschied. Sein Antlitz schimmerte im Strahl des Mondes, der durch das leichte Gewölk der Frühlingsnacht brach, wie verklärt.

Marianne.



Vorwort des Herausgebers.

Die zweite Novelle, von der schon in einem Briefe an Friedrich Marx vom 8. März 1869 die Rede ist, wurde 1872 in Wien und Blansko vollendet und ist wohl noch zu Ende des Jahres, aber mit der Jahreszahl 1873 in der gleichen Ausstattung wie der „Innocens" erschienen, „Frau Julie Ladenburg geb. von Lämel zugeeignet." Dieser Einzeldruck liegt einerseits den „Novellen aus Österreich" 1877 (Seite 77 bis 124), andrerseits dem Abdruck unserer Novelle in P. Heyses und L. Laistners Neuem Deutschen Novellenschatz 1884 (7. Band, Seite 117—159) zugrunde, ist aber an beiden Orten, unabhängig voneinander, einer genauen Revision unterzogen worden. Aus diesen beiden Texten ist dann durch glückliche Auswahl der Lesarten der Wortlaut der zweiten Auflage der „Novellen aus Österreich" 1894 (Seite 71—115) entstanden, der in den zweibändigen Ausgaben von 1897 und von 1904 (Band I, Seite 67—108) nur mehr ganz leise Änderungen erfahren hat. Diese letzte, schon im Herbst 1903 erschienene Ausgabe liegt auch dem „Kunstwart" von Ferdinand Avenarius zugrunde, der fast die ganze Novelle (von Seite 80 ab) im ersten Oktoberheft des Jahrganges 1903 abgedruckt hat. Ins Französische wurde die Novelle von der Fürstin Marie Hohenlohe übersetzt und im Pariser „Correspondent" 1887 veröffentlicht; eine andere Übersetzung ins Französische von Frau Marie Fürstenberg-Halabert wird in nächster Zeit erscheinen.



Die folgenden Mitteilungen rühren von einem Poeten her, welcher seinerzeit einiges von sich reden gemacht, nunmehr aber, wie so mancher andere, verschollen und vergessen ist. Das Wenige, das er geschrieben, mag noch hie und da im Bücherschrank eines Literaturfreundes oder in dem bestäubtesten Fache einer Leihbibliothek zu finden sein, und der Zukunft bleibt es anheimgestellt, ob sein Name noch einmal genannt werden wird oder nicht.

* * *

Am 15. April ....

Ostern ist vorüber, teuerster Fritz, und allmählich schließen sich die Salons der Residenz. Ach, wie oft hab' ich im Laufe dieses Winters Deiner und der stillen Universitätsstadt gedacht, wo Du mit einer kleinen Schar begeisterter Hörer ganz Deiner Wissenschaft lebtest, während ich hier von Einladungen und gesellschaftlichen Verpflichtungen aller Art im Kreise herumgejagt, zu keiner Ruhe und Sammlung des Geistes, zu keiner gleichmäßigen Tätigkeit gelangen konnte. Und dabei noch das drückende Gefühl, daß man all' den Leuten, die einem ihre schimmernden Prunkgemächer öffnen, doch eigentlich nichts ist — und auch nichts sein kann! Wenn ich so in später Nacht mißmutig und abgespannt aus irgend einer glänzenden Gesellschaft in meine entlegene Vorstadt zurückkehrte, da fiel mir dieser leidige Müßiggang stets schwer aufs Herz, und mehr als einmal nahm ich mir vor, alle Beziehungen abzubrechen, in

welche ich durch meine so plötzlichen literarischen Erfolge wider Willen hineingeraten war. Aber wie hätte ich diesen Entschluß ausführen können, ohne geradezu rücksichtslos zu sein, ohne die Menschen zu verletzen, welche mich in der besten Absicht, zu nützen und zu fördern, mit den hervorragendsten Kreisen bekannt gemacht. Und so blieb mir nichts übrig, als wohl oder übel bis ans Ende auszuharren. — Doch nun will ich mit doppeltem Behagen wieder ganz mir selbst angehören und mich gleich einer Raupe in dem kleinen Hause der guten Frau Heidrich einspinnen, deren Sohn noch immer als Ingenieur an der fernen Bahnstrecke weilt, wohin er sich im vorigen Sommer mit seiner Gattin, der Tochter eines hiesigen Kaufmannes, gleich nach der Hochzeit begeben hatte. Alles um mich her sieht mich wieder so bekannt und vertraut an: die Bilder an den Wänden, die vergilbten Schiller- und Goethe-Büsten, das alte treue Tintenfaß auf dem Schreibtische — und es weht durch meine Stube wie ein Hauch aus jenen Tagen, wo ich noch in seliger Verborgenheit über meinen ersten Arbeiten saß. So hell und freundlich wie damals ist es nun allerdings bei mir nicht mehr. Denn man hat meinen Fenstern gegenüber, an der Stelle des Holzplatzes mit den prächtigen Nußbäumen, ein hohes palastähnliches Gebäude aufgeführt, das mir Luft und Sonne nimmt, wie denn überhaupt die weitläufige Gasse, in der es, wie Du weißt, vor einigen Jahren noch ganz ländlich aussah, mehr und mehr durch großstädtische Wohnkasernen verengt und verdüstert wird. Doch dafür entschädigt mich ja unser Hausgarten, welcher bis jetzt — dem Himmel sei Dank! — der allgemeinen Bauwut entgangen ist. Ich habe dort stets meine glücklichsten Schaffensstunden gehabt, und schon beginnt der Lenz in dem kleinen Stückchen Natur seine ersten Reize zu entfalten. In hellem Grün schimmert der Rasen; das Aprikosenspalier ist mit weißen Blüten bedeckt — selbst der alte Apfelbaum, auf dessen Stamm ich heute einen goldbraunen Schmetterling sitzen sah, treibt bereits Knospen. Den Dir wohlbekannten verwitterten Pavillon mit dem schmalen

Rohrsofa und den gebrechlichen Stühlen will ich auch diesmal wieder in Beschlag nehmen, und so hoff' ich bald alles Versäumte nachholen und so manchem mißgünstigen Zweifler und Kopfschüttler erweisen zu können, daß ich mein Tiefstes und Bestes noch lange nicht gebracht!

Anfang Mai.

Nun bin ich wieder so recht in meinem Elemente! Rings um mich her blühen Flieder und Goldregen, und fast kein Laut menschlicher Nähe dringt in den Garten, der frisch und duftig gleich einer weltvergessenen Oase zwischen stauberfüllten Gassen und Gäßchen mitten inne liegt. Einige Baumwipfel sind während der letzten Jahre so mächtig geworden, daß sie den Horizont an vielen Stellen ganz abschließen; nur die allernächsten Dächer kommen hie und da zum Vorschein, und wie meilenweit entfernt ragt die Turmspitze des Stephansdomes in den blauen Himmel hinein. Zuweilen tönt das dumpfe Rollen eines Wagens an mein Ohr, der helle Ruf einer Kinderstimme — dann wieder stundenlang nichts als das Summen wühlender Bienen und das Gezwitscher der Sperlinge, auf welche die Hauskatze, wie ein kleiner Tiger anzusehen, in ihrer versteckten Weise Jagd macht. — Wie wohl tut mir diese Ruhe, diese Abgeschiedenheit! Einem Traume gleich verdämmert in mir die Erinnerung an all' die zeitraubenden Zerstreuungen und Festlichkeiten, und schaffensfroh, in holder Gleichmäßigkeit, fließen meine Tage dahin. Das unselige Werk, das mir schon so viele fruchtlose Mühe, so viele herbe Qualen und Zweifel bereitet, wächst allmählich seiner Vollendung entgegen; alte, längst aufgegebene Entwürfe treten wieder mit frischem Reiz an mich heran, und neue Ideen leuchten in mir auf. Was brauch' ich mehr, um glücklich zu sein?! Nur Du fehlst mir, Teuerster, und ich möchte, wie einst, die Abendstunden mit Dir in der traulichen Weinlaube verplaudern können. Statt dessen unternehme ich nun hin und

wieder nach getaner Arbeit einen einsamen Spaziergang; zumeist vor den nahen Linienwall hinaus, wo die schweigenden Friedhöfe liegen und das Arsenal in ernster, düsterer Pracht aufragt. Dort schreit' ich hinan zu dem alten Wahrzeichen, zur „Spinnerin am Kreuz", lasse die Blicke über die weithin ausgedehnte Stadt bis zu den grünen Höhen an der Donau schweifen, sehe die Sonne versinken und vom Bahnhof aus lange Züge dem schönen Süden zu brausen. Wenn ich dann in der Dämmerung heimkehre und wieder die menschenvollen Gassen betrete, wenn ich die Kinder gewahre, die vor den Türen spielen oder mit ängstlicher Vorsicht das Abendbrot aus den nächsten Schänken und Kramläden nach Hause tragen, und vorüberkomme an den dicht belagerten Brunnen, wo Bursche und Mägde miteinander schäkern, während die Arbeiter aus den Fabriken strömen, Taglöhner mit Gesang den Bau verlassen, und von Zeit zu Zeit eine stolze Karosse mit geputzten Herren und Frauen durch das abendliche Gewühl rollt, da durchschauert es mich wundersam. Ich fühle mich mit allem, was da lebt und atmet, so innig verwachsen und eins — und doch wieder so erdenfremd, so emporgehoben über das Treiben und Trachten, über die Sorgen und Hoffnungen, über die Leiden und Freuden dieser Welt!

Ende Mai.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist bald allein", singt Goethes Harfner. In gewissem Sinne ist es wahr; aber eigentlich hab' ich mein Leben lang gerade das Gegenteil erfahren. Denn so oft ich jeden Verkehr abgebrochen hatte und mich durch die Umstände wohl verschanzt und geborgen glaubte, traten auch bald wieder Ereignisse ein, die mich, entweder rasch und gewaltsam, oder leise und unmerklich zur Geselligkeit zurückführten. So ist auch jetzt mein still vergnügtes Dasein nicht mehr so ganz einsam und abgeschieden, wie ich es mir für diesen Sommer erwarten durfte. Der Sohn des Hauses ist nämlich mit seiner

Frau, die eben erst Mutter geworden, und dem sechsjährigen Töchterchen eines verstorbenen Amtskollegen hier eingetroffen. Er hat seine Aufgabe an der Strecke gelöst und wird nun wieder im Bureau verwendet. Da ging es sogleich lebhaft und geräuschvoll in meiner Nähe zu. Kisten und Kasten waren abgeladen worden; man brachte allerlei Möbel und Gerätschaften zum Lüften und Scheuern in den Hof, und in den Garten kam die Kleine gelaufen, wo sie alsbald daran ging, den letzten Fliederschmuck zu verwüsten. Ich räumte ihr das Feld und begab mich hinauf in meine Stube. Und je länger ich dort alle mutmaßlichen Folgen dieses Zwischenfalles erwog, desto gewisser schien es mir, daß nun meine ungestörten Tage gezählt seien. Aber meine Phantasie hatte wieder einmal zu schwarz gesehen. Denn sobald alles unter Dach und Fach gebracht war, kehrte auch die frühere Ruhe ins Haus zurück, und man bemerkte jetzt kaum, daß es einen Zuwachs an Bewohnern erhalten. Heidrich, dessen heiteres, offenes Wesen Dir noch in guter Erinnerung sein wird, geht schon des Morgens seinen Berufsgeschäften nach, und Frau Luise, eine hochgewachsene schmächtige Brünette, wird ganz von der Wartung und Pflege ihres Knäbleins in Anspruch genommen, das seit seiner Geburt hoffnungslos dahin kränkelt. Zuweilen bringt sie den armen Wurm auf eine Stunde in den Garten hinab, damit er etwas Luft und Sonnenschein genieße. Dann ist es gar rührend mit anzusehen, wie die junge Mutter seinen Schlaf überwacht und ihm, wenn er die Augen aufschlägt, ein Zweiglein oder eine Blume entgegenhält, damit er nur ein wenig lächle und mit den abgezehrten Händchen danach lange. Auch die kleine Erni, welche im Hause erzogen wird, stört mich nicht. Sie besucht eine nahe Schule, und da ich die Kinder seit jeher geliebt, so mag ich es gerne leiden, daß das muntere pausbäckige Geschöpfchen in den Erholungsstunden um mich herumspringt und zutraulich in meinen Büchern und Schriften kramt. Des Abends pflegt sich die ganze Familie unter dem Vorsitze der alten Frau, welche früher nur selten

das Zimmer verlassen hatte, in der Weinlaube zum Vesperbrote zu versammeln. Manchmal geselle auch ich mich dem kleinen Kreise und erfreue mich am Anblick eines häuslichen Glückes, das ich so oft für mich selbst ersehnt. Unlängst erschien auch eine jüngere Schwester der Frau Luise, ein hübsches, schlankes, kaum den Kinderschuhen entwachsenes Mädchen. Ein stattlicher Jüngling begleitete sie; er soll bereits ihr Verlobter und der Sohn eines wohlhabenden Fabrikherrn aus der Umgegend sein. Eine andere Schwester ist, wie ich höre, in der Provinz verheiratet. — Und so bin ich, siehst Du, wieder schlichten Menschen nahegerückt worden, wie sie mich stets am meisten angezogen, und bei denen mir das Herz aufgeht, während ich der literarischen sowohl, als auch der vornehmen Welt gegenüber eine gewisse Scheu niemals habe loswerden können.

Am 18. Juni.

Ich wollte, Du könntest jetzt den Garten sehen! Die beiden Rosenbüsche am Eingang, die in den letzten Jahren nicht mehr hatten treiben wollen, scheinen plötzlich wieder jung geworden zu sein, denn sie stehen über und über in Blüten und Knospen und senden, von einem Heer goldgrüner Käfer umschwärmt, ganze Wolken von Wohlgeruch in die heiße, zitternde Luft. In den Beeten blüht es gelb, blau, und rot; Lilien haben ihre weißen Kelche erschlossen, und dabei blitzt und funkelt der goldene Sonnenschein mit den wunderbarsten Lichtern und Reflexen auf dem Rasen und in dem üppigen Grün der Wipfel, daß einem vor seliger Sommerfreude das Herz im Leibe lacht. Was aber dem allem den letzten, abschließenden Zauber verleiht, das ist ein holdes Wesen, das nun, halb Frau, halb Jungfrau, fast täglich im Garten erscheint und sich inmitten des traumhaften Blühens und Leuchtens wie eine Märchengestalt ausnimmt. Du lächelst, Lieber? Ach, lies nur weiter und sieh,

welch ein seltsamer Zustand die Seele Deines Freundes überkommen hat. —

Pfingsten, das Weihefest des Sommers, war herangerückt. Tags zuvor hatte ich mich nach Tisch länger als sonst in meiner Stube verweilt; um es nur zu gestehen: ich war über dem Werke eines neu aufgetauchten Poeten ein wenig eingedämmert. Als ich später hinabging und den Hof durchschritt, klang mir aus dem Garten eine fremde weibliche Stimme entgegen. Behutsam näherete ich mich dem Gitter und blickte durch das dichte Laubwerk hinein. Welch ein lieblicher Anblick bot sich mir dar! Auf dem mittleren Rasenplatze, unter dem alten Apfelbaume, stand ein schlankes jugendliches Frauenbild und wiegte das Knäblein der Gattin Heidrichs, welche mit Erni auf einer nahen Bank saß, in den Armen. Der Sonnenstrahl, der durch die Zweige brach, umschimmerte ihr dunkelblondes Haar und ihr rosiges Antlitz, das sie mit schalkhafter Zärtlichkeit zu dem blassen, verfallenen Gesichtchen des Kleinen hinabneigte. Sie gab ihm die wunderlichsten Schmeichelnamen, küßte ihn und fing endlich, indem sie ihn mit reizender Gebärde gegen die Brust drückte, ein leichtes Getänzel an, wobei zwei schmale, längliche Füßchen unter dem Saume ihres hellfarbigen Kleides zum Vorschein kamen. Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen, und eine dunkle Röte schoß ihr ins Gesicht. Sie mußte offenbar den Späher bemerkt haben, und schon im nächsten Augenblick war sie auf Frau Luise zugeeilt und hatte ihr das Kind in den Schoß gelegt. Nun überkam mich eine sonderbare Verlegenheit. Ich wußte nicht, ob ich mich zurückziehen, ob ich eintreten sollte. Endlich entschloß ich mich zu letzterem und ging rasch, wie um etwas zu holen, an den Frauen vorüber. Als ich mich gleich darauf mit einem Buche unter dem Arme wieder entfernen wollte, hielt mich Frau Luise mit den Worten an: „Wohin so eilig? Bleiben Sie doch ein wenig bei uns.“ Und mit einer Handbewegung fügte sie hinzu: „Herr A. — meine Schwester Marianne.“ Diese aber, nachdem sie sich noch immer flammend und

verwirrt, ohne mich anzusehen, leicht verneigt hatte, langte ein rundes Hütlein herab, das an einem Baumzweige hing, stülpte es auf den Kopf und zog die Handschuhe an. „Wie, du willst schon wieder fort?“ fragte Frau Luise erstaunt. „Ja, mein Mann erwartet mich —“ und schon hatte das anmutige Geschöpf den Sonnenschirm ergriffen und die Schwester und die Kinder zum Abschied geküßt. „Also morgen, wie verabredet“, rief noch Frau Luise, während die andere mit einem hastigen Zeichen des Einverständnisses aus dem Garten eilte. Ich sah ihr nach wie im Traum. Frau Luise aber wandte sich lächelnd zu mir und sagte: „Wie Sie meine Schwester erschreckt haben! Seltsam, sie war doch sonst nicht so menschenscheu. Sollte sie es in der Provinz geworden sein?“

„Das ist also die Schwester, von der Sie mir sagten, daß sie in Marburg verheiratet sei?“ fragte ich, noch immer ganz verloren.

„Allerdings, dieselbe. Ihr Mann will sich jetzt, einer industriellen Unternehmung wegen, hier ansässig machen. Sie sind gestern eingetroffen und im Gasthof abgestiegen; später werden sie in unserer Nähe eine Wohnung beziehen.“

„Und wie lange ist Ihre Schwester schon verheiratet?“

„Seit fünf Jahren. Aber sie sieht noch immer so jugendlich und mädchenhaft aus, wie an dem Tage, wo sie mit Kranz und Schleier an den Altar trat. Wer würde denken, daß sie älter ist als ich? Freilich hat sie keine Kinder;“ und dabei sah Frau Luise mit leichtem Erröten auf das Knäblein nieder, das inzwischen in ihrem Schoße eingeschlummert war.

Ich erwiderte nichts und spielte sinnend mit den krausen Locken Ernis, die sich an mich geschmiegt hatte.

„Wir haben uns beide, wie jetzt Emilie, rasch zur Ehe entschlossen“, fuhr Frau Luise fort; „denn wir bekamen eine Stiefmutter ins Haus, die uns Mädchen das Leben recht sauer machte. Namentlich hatte Marianne viel von ihr zu leiden, weil sie durch ihr liebenswürdiges Wesen alle Herzen anzog. Sie glauben gar

nicht, wie heiter, wie erlustigend sie sein kann! Ich bin glücklich, sie wieder hier zu haben, und wir beabsichtigen, uns gleich morgen zur Feier ihrer Ankunft einen fröhlichen Pfingstsonntag zu machen. Wir wollen im Garten zu Mittag essen und uns dann vergnügen, wie wir können und mögen. Emilie und ihr Verlobter nehmen auch teil; wenn es Ihnen angenehm ist, unser Gast zu sein, so werden Sie uns alle sehr erfreuen und — wie ich hoffe — meine Schwester nicht mehr so verlegen und zurückhaltend finden."

Ich war immer nachdenklicher geworden, und ein dumpfer Schmerz hatte sich um mein Herz gelegt. Aber bei dem Gedanken, die junge Frau morgen wieder zu sehen, drängte sich ein stiller Jubel durch die Beklommenheit meines Inneren. Ich nahm die Einladung freudig an und verbrachte den Rest des Tages in angenehmer Unruhe, die mich auch des Nachts in halbwachen Träumen verfolgte, so daß ich erst gegen Morgen fest einschlief. Als ich erwachte und ans Fenster trat, stand die Sonne schon hoch. Es war ein prachtvoller Pfingsttag. Hell und blau spannte sich der Himmel über den funkelnden Dächern aus, und lustig zwitschernd schossen die Schwalben hin und her. In den Gassen herrschte feierliche Stille; hier und dort traten schmuck gekleidete Frauen und Mädchen mit Gebetbüchern in der Hand aus den Häusern, während wohl ein großer Teil der Bevölkerung schon mit dem frühesten das Weichbild der Residenz hinter sich gelassen und die grünen Fluren und Höhen, die rauschenden Wälder der Umgegend aufgesucht hatte. Auch ich nahm Hut und Stock und verließ das Haus. Die Aquarelle und Zeichnungen Genellis waren eben zur öffentlichen Ausstellung gelangt; ihnen wollt' ich den langen Vormittag widmen. Aber die Gestalten und Intentionen des genialen Künstlers, welcher so eigentümlich nach Schönheit gerungen hatte, waren nicht imstande, meinen Geist zu fesseln. Das Bild Mariannens stieg beständig vor mir auf und verknüpfte sich mit einer unsicheren Vorstellung von ihrem Gatten, welchen kennen zu lernen ich eine

geheime Scheu trug. So verließ ich zerstreut, wie ich gekommen, das Ausstellungsgebäude und schritt, da es noch immer nicht Mittag war, eine Zeitlang in der Ringstraße auf und nieder. Ich hatte die Stadt schon lange nicht mehr betreten, und fremd und kalt muteten mich die stolzen Palastreihen an, fremd und kalt wie die Menschen, die heute stiller und weniger zahlreich als sonst an mir vorüberkamen.

Als ich endlich wieder nach Hause zurückgekehrt war, fand ich die kleine Gesellschaft bereits im Garten versammelt. Erni sprang mir sogleich entgegen, und ich näherte mich grüßend der Mutter Heidrichs, welche unter den blühenden Akazien an der Feuermauer des Nachbarhauses saß, während die beiden jungen Frauen in einiger Entfernung den Tisch deckten. Frau Luise lächelte mir freundlich zu; Marianne aber fuhr, ohne aufzublicken, in ihrer Beschäftigung fort. Nun trat das Liebespaar Hand in Hand aus der Laube, und auch Heidrich kam mit seinem Schwager heran, den er Dorner nannte. Es war ein großer, hagerer Mann in den ersten Dreißigen mit regelmäßigen, aber harten Gesichtszügen, bei deren Anblick ich eine wohltuende Erleichterung empfand. Ich wechselte mit ihm einige Worte, und dann irrte mein Blick unwillkürlich nach seiner Frau, die sich jetzt, halb von uns abgewandt, mit einem großen Blumenstrauße zu schaffen machte, der für die Tafel bestimmt schien. Sie trug diesmal ein weißes, bis an den Hals hinauf geschlossenes Kleid, das die jungfräuliche Zartheit ihrer Formen reizvoll hervortreten ließ. Ein breites, hellgrünes Seidenband umgürtete, nach rückwärts geknüpft, ihren schlanken Leib; ein schmäleres von gleicher Farbe hielt die Fülle des Haares zusammen, das ihr, tief in die kleine Stirn hinein gescheitelt, anmutig Haupt und Nacken umquoll. Als wir zu Tisch gingen, sollte ich neben ihr meinen Platz erhalten; aber Erni verlangte durchaus bei Tante Marianne zu sitzen, und da sich Heidrich bereits dieser zur Linken niedergelassen hatte, so kam ich dem Wunsche des Kindes entgegen, indem ich mich rasch auf die andere Seite

neben Frau Luise begab. Nun hatte ich sie mir gegenüber und ihr Antlitz vor Augen, in welchem mir erst jetzt die Ähnlichkeit mit dem ihrer Schwester Emilie auffiel. Aber die Züge dieses jungen Mädchens erschienen in unangenehmer Deutlichkeit neben jenen Mariannes, welche von einem weichen, vermittelnden Schmelz überhaucht waren, wie er die Frauenköpfe Greuzes kennzeichnet, hier jedoch von einer fast kindlichen Frische des Kolorits durchleuchtet wurde. Ihr Blick wich dem meinen aus; schweigend, aber mit inniger Sorgfalt legte sie der Kleinen an ihrer Seite von den Spreisen vor und lächelte, während sie selbst zierlich und flüchtig aß, still zu den heiteren Bemerkungen, welche ihr Nachbar zur Linken aufmunternd an sie richtete. Nach und nach wurde sie gesprächiger, wozu wohl der feurige Ungarwein, der in kleinen Gläsern gereicht worden war und von dem sie mehrmals genippt hatte, mochte beigetragen haben. Eine eigentümliche Selbstvergessenheit schien sie allmählich zu überkommen; ihre großen dunklen Augen begannen zu funkeln, und mit heller Stimme und fröhlichem Lachen erwiderte sie die Scherze Heidrichs, dessen Munterkeit ebenfalls mehr und mehr zunahm. Und als der junge Mann nach beendeter Mahlzeit sich plötzlich erhob und ein gemeinsames Spiel vorschlug, da sprang auch sie auf und blickte, indem sie zustimmend in die Hände klatschte, erwartungsvoll vor sich hin. Die andern, sebst die alte Frau, folgten ihrem Beispiele; nur Dorner, der über Tisch ein fast verletzendes Schweigen beobachtet hatte, blieb sitzen. „Ich bin kein Freund von solchen Dingen“, sagte er und blies den Rauch seiner Zigarre in die Luft. „Ich will den Zuschauer machen.“ Indessen war schon allerlei in Vorschlag gebracht worden; allein die erregte Gesellschaft fand nichts lebhaft, nichts erlustigend genug. Endlich nannte jemand „blinde Kuh“, und unter allseitigem Beifall entschloß man sich rasch zu diesem tollen Spiele. Ein Tuch wurde gebracht; man verband dem Verlobten Emiliens, als dem ersten, den das Los getroffen, die Augen, und das gegenseitige Fliehen und

Haschen begann. Mir war dabei ganz eigentümlich zumute; Erinnerungen aus der Knabenzeit tauchten in mir auf, und während ich mich im ganzen mehr betrachtend, als teilnehmend verhielt, erfreute ich mich an den Bewegungen der jugendlichen Gestalten, an dem Jubel des Kindes und der erzwungenen Rührigkeit der Matrone. Überaus lieblich war aber Marianne anzusehen, wie sie in ihrem weißen Gewande mit glühenden Wangen umherflatterte und die Geblendeten mit holder Ausgelassenheit neckte, bis sie endlich selbst gefangen wurde. Nachdem man ihr die Binde um die Augen gelegt hatte, blieb sie noch eine Weile, tief aufatmend, mit ausgebreiteten Armen stehen; dann aber schoß sie pfeilschnell gleich einer Libelle im Zick-Zack bald hiehin, bald dorthin. Bei diesen anmutigen Haschversuchen war sie endlich auch mir nahe gekommen; schon fühlte ich die Berührung ihrer Hände — als sie plötzlich, unter dem Tuche bis zum dunklen Karmin des Pfirsichs errötend, von mir abließ und mit einer raschen Wendung ihren Schwager zu fassen bekam, der ihr wohl nicht ganz ohne Absicht in die Arme lief. Während ihm die Augen verbunden wurden, sagte er, die Frauenzimmer möchten sich jetzt in acht nehmen; denn er wäre gesonnen, keine von ihnen ohne herzhaften Kuß wieder loszulassen. Marianne schien sogleich verstanden zu haben, auf wen diese Rede eigentlich gemünzt war; denn sie legte bedeutsam den Finger an den Mund und huschte lautlos an das äußerste Ende des Gartens. Der Schalk aber, dem die Binde nicht allzu fest sitzen mochte, bewegte sich zum Schein noch ein wenig zwischen den übrigen hin und her; dann eilte er ihr nach, und da er, wie man bemerken konnte, recht wohl sah, so hatte die junge Frau Mühe, seinen Nachstellungen zu entkommen. Aber es gelang ihr doch, im entscheidenden Momente auszubiegen und, indem sie ein paar Blumenbeete und eine niedere Hecke von Stachelbeerstauden übersprang, in den Kreis zurückzulaufen. Dort angelangt, erblaßte sie plötzlich, griff mit beiden Händen zum Herzen, wankte und fiel wie leblos zu Boden. Alles stürzte erschrocken

auf sie zu; man löste ihr den Gürtel und benetzte ihre Schläfen mit Wasser. Sie kam auch alsbald wieder zu sich, fuhr mit der Hand über die Stirn und ließ sich, matt und kraftlos wie sie war, nach dem Pavillon bringen, der sich hinter den Frauen und Dorner schloß, so daß nur ich, die beiden jungen Männer und das vor Entsetzen noch immer ganz sprachlose Kind draußen zurückblieben. Heidrich, der sich als Urheber dieses peinlichen Vorfalles ansah, zeigte sich sehr ängstlich und aufgeregt; nach einer Weile jedoch trat seine Frau mit beruhigendem Lächeln aus dem Pavillon. „Sie fühlt sich wieder ganz wohl", sagte sie mit leiser Stimme, „und will jetzt nur ein bißchen schlummern." Auch die anderen kamen mit heiterer Miene heraus; nur Dorner, dessen erste Bestürzung sich schon früher rasch in Ärger und Verdruß aufgelöst zu haben schien, zog ein finsteres Gesicht und murmelte unverständliche Worte in den Bart. Eine langsame, erwartungsvolle Stunde verstrich. Endlich öffnete sich die Tür des Pavillons, und Marianne erschien auf der Schwelle. Sie sah zwar noch immer etwas blaß aus; aber sie versicherte, daß alles vorüber sei und schnitt jede besorgte Frage, sowie die Entschuldigungen ihres Schwagers mit scherzenden Worten ab. Trotzdem wollte sich die frühere Behaglichkeit nicht mehr in dem kleinen Kreise einstellen, und nachdem man bei herannahender Dämmerung einige Erfrischungen genommen hatte, sah Dorner nach der Uhr und mahnte zum Aufbruch, da es spät sei und Emilie noch nach Hause gebracht werden müsse. Marianne stand auf, umarmte ihre Schwester und nahm den Arm ihres Gatten, worauf auch die Verlobten sich empfahlen und beide Paare den Garten verließen. Wir Hausgenossen verweilten noch kurze Zeit beisammen; dann gingen die Frauen mit Erni hinauf, Heidrich folgte ihnen bald, und ich blieb allein zurück. Eine laue, mondlose Nacht breitete sich allmählich über die Wipfel. Geheimnisvoll schimmerten die Akazienblüten; eine Fledermaus huschte mit leisem Fluge durch den Garten; von draußen herein scholl der Gesang fröhlich heimkehrender Menschen.

Ich erhob mich und schritt langsam die verschlungenen Pfade auf und nieder. Die Eindrücke des durchlebten Tages wirkten mit stiller Macht in mir nach, und es war mir, als säh' ich das weiße Kleid Mariannes durch die Büsche leuchten und über den dunklen Rasen hinflattern. Endlich ging ich in den Pavillon, dessen Tür nur wenig offen stand. Ein leichter Duft war in dem Raume verbreitet. Ich trat an das Sofa, wo die junge Frau geschlummert haben mußte; als ich mich darauf niederließ, faßte meine Hand etwas Glattes, Knisterndes: es war das Band, das sie in den Haaren getragen. Eine süße Müdigkeit überkam mich; ich streckte mich aus — und eh' ich mich dessen versehen hatte, war ich, die kühle duftende Seide zwischen Hand und Wange, eingeschlafen. —

Am andern Vormittage saß ich im Schatten der Laube. Ich hatte ein Buch vor mir; aber ich las nicht, sondern blickte hinaus in den goldenen Sonnenschein. Weiße Falter flatterten um die Blumen; ferne Glockenklänge zitterten durch die Luft; in den Zweigen des Apfelbaumes sang ein buntgefiederter Vogel, der sich vom Belvedere herüber verirrt haben mochte. Plötzlich war es mir, als vernähme ich leichte, zögernde Tritte und das Rauschen eines Kleides. Ich erhob mich und stand Mariannen gegenüber, die am Eingange der Laube erschien und ihre reizende Verlegenheit bei meinem Anblick hinter dem aufgespannten Sonnenschirm zu verbergen trachtete. „Entschuldigen Sie," sagte sie mit unsicherer Stimme, „ich dachte — ich suche meine Schwester —"

„Ihre Schwester ist heute noch nicht herabgekommen. — Aber es scheint, Frau Dorner, ich habe Sie wieder erschreckt", fuhr ich fort, da ich sah, daß sie noch immer nach Fassung rang.

„Wieder?" sagte sie und sah mich an.

Das Wort war mir unwillkürlich entschlüpft. „Ich glaube wenigstens, es schon einmal getan zu haben; vorgestern, als Sie unter jenem Baume standen —"

Ein Lächeln kräuselte flüchtig ihre Lippen. „Ach ja!"

sagte sie leichthin. „Wie töricht von mir, so plötzlich davonzulaufen! Luise hatte mir ja schon von Ihnen gesprochen. — Doch dafür hab' ich Sie gestern auch erschreckt."

„Mehr als das. Sie glauben gar nicht, wie uns allen zumute war, als Sie so plötzlich zu Boden stürzten. Aber ich sehe, dieser Unfall hat keine weiteren Folgen gehabt;" und dabei blickte ich ihr ins Antlitz, das wieder ganz frisch und rosig aussah.

„Es war ja nichts von Bedeutung. Ich hatte gegen meine Gewohnheit Wein getrunken. — Auch war ich recht ausgelassen", setzte sie etwas kleinlaut hinzu.

„Vielleicht; aber nur wie es Kinder zu sein pflegen. Wahrlich, Frau Dorner, wenn man nicht wüßte, daß Sie verheiratet sind —"

„So würde man mich nicht dafür halten", vollendete sie, da ich mitten in der Rede abbrach. „Mir ist oft selbst so zumute!" Und es klang wie ein leiser Seufzer durch diese Worte, die eigentlich ganz unbefangen gesprochen waren. „Aber," fuhr sie mit plötzlichem Ernste fort, „ich muß jetzt meine Schwester aufsuchen." Und mit einer Verneigung wollte sie sich entfernen.

„Noch einen Augenblick!" bat ich. „Sie haben gestern im Pavillon etwas vergessen." Und ich reichte ihr das grüne Band, das ich bei mir trug. Sie warf errötend einen Blick darauf, nahm es mit einem dankenden Kopfnicken an sich und verließ, rasch und anmutig schreitend, den Garten. —

Und nun kommt sie, wie gesagt, fast täglich; zumeist in den frühen Nachmittagsstunden. Dann sitzt sie arbeitend in der Laube oder spielt mit Erni, welche mit der Leidenschaftlichkeit der Kinder an ihr hängt. Auch hilft sie ihrer Schwester das Knäblein betreuen, wobei sie fast noch mehr Zärtlichkeit und Sorgfalt an den Tag legt, als die Mutter selbst. Eine wahre Freude aber ist es, wenn sie auch beim Abendessen bleibt; denn sie weiß dann durch allerlei Scherz und eine köstliche Plaudergabe stets die heiterste Stimmung hervorzurufen. Nur in

Gegenwart ihres Gatten, der meistens, um sie abzuholen, ziemlich spät erscheint, ist sie stiller und schweigsamer. Denn man kann deutlich merken, daß er nach Art trockener und halbgebildeter Menschen ihr munteres und offenes Wesen als etwas Unziemliches empfindet und es, sowie die holde, echt weibliche Beschränktheit, welche Marianne in gewissen Dingen verrät, für Torheit und Mangel an Verstand ansieht. So hatte er unlängst ein Kartenspiel (die einzige Unterhaltung nach seinem Geschmack) in Vorschlag gebracht, bei welchem jeder die Augen seiner Karten zu zählen hatte. Marianne konnte damit nie rasch genug zustande kommen und mußte oft die Spitze ihres Zeigefingers zu Hilfe nehmen, bis ihr endlich Dorner mit der Bemerkung, sie solle doch wenigstens zählen lernen, die bemalten Blätter ziemlich unsanft aus der Hand nahm und auf den Tisch warf. Ich zuckte zusammen; Marianne schwieg; nach und nach aber kam eine glühende Schamröte in ihrem Antlitz zum Vorschein. Auch die anderen waren betroffen, und eine peinliche, unerquickliche Stimmung blieb zurück. Überhaupt wirkt die Anwesenheit Donners stets lähmend und niederdrückend auf alle: es wagt sich niemand mit einem freien, fröhlichen Worte hervor. Selbst die Hauskatze, welche jeden Abend, um ein paar Bissen zu erhaschen, schnurrend den Tisch umkreist, ergreift bei seinem Erscheinen die Flucht, weil er gleich das erstemal mit dem Stock nach ihr geschlagen hatte. — Wenn die lebensfrohe junge Frau beim Abschied den Arm des harten, finsteren Mannes nimmt und dabei manchmal — wie es mir scheinen will — mit ihren wunderbaren Augen nach mir zurückblickt: da, Teuerster, zieht sich mein Herz immer schmerzlich zusammen, und es ist mir oft, als sollt' ich aufspringen und ihm das süße Geschöpf von der Seite reißen, für dessen Zauber seine schwunglose Seele so wenig Verständnis hat!

Ende Juni.

Du meinst, ich sei im besten Zuge, eine Torheit zu begehen und mich ernstlich in die junge Frau zu verlieben. Und wenn dies der Fall wäre? Wenn ich wieder einmal meinen Empfindungen freien Lauf ließe? Aber fürchte nichts, Guter! Ich bin an Entsagung gewöhnt; ja noch mehr: ich habe — so seltsam dies auch klingen mag — bereits gelernt, entsagend zu genießen. Und es ist gut, daß es so ist; denn sonst — — Höre nur, was sich zwischen uns beiden ereignet hat.

Als ich gestern nach Tisch wie gewöhnlich in den Garten kam, fand ich Marianne mit den Kindern allein. Sie hatte sich, da über der Laube noch die volle Junisonne brannte, auf der Bank bei dem dichten Hollundergebüsch niedergelassen, welches mit dem nahen Pavillon im Schatten lag. Ihr zu Füßen saß Erni, in eifrige Betrachtung einer zierlichen Stickerei der Tante versunken; auf der andern Seite schlummerte das Knäblein im Wiegenkorbe, mit einem Fliegenschleier bedeckt. Marianne las in einem Buche, das sie, kaum meiner ansichtig geworden, beiseite brachte und unter ein Tuch schob, ich welchem ich aber mit dem Scharfblicke des Autors sogleich eine jener Erzählungen erkannte, die ich schon vor Jahren geschrieben. Als ich grüßend an die junge Frau herantrat, sagte sie, daß die andern eines dringenden Besuches wegen das Haus verlassen und sie gebeten hätten, einstweilen über den Kindern zu wachen. „Ich tu es gern“, fuhr sie fort, indem sie die Hand schmeichelnd auf das Haupt Ernis legte. „Erni ist mein gutes, braves Mädchen, und den armen Kleinen dort lieb' ich, als wär' er mein eigenes Kind.“ Sie errötete bei diesen Worten und hob vorsichtig ein Ende des grünen Schleiers empor. „Sehen Sie nur, wie sanft, wie ruhig er heute schläft, wie lieblich er trotz seiner Blässe aussieht! Aber ich fürchte, Luise wird ihn nicht aufbringen.“ Und dabei ließ sie traurig wieder den Flor sinken.

Ich hatte mich neben sie auf die Bank gesetzt, und wir sahen eine zeitlang schweigend in das sonnige Grün hinein.

„Ich habe bis jetzt gelesen“, sagte sie endlich und zog langsam und verschämt das schlichte Bändchen hervor.

Was blieb mir übrig, als mich überrascht zu stellen. „Wie, Sie lesen mein Buch?“ fragte ich also.

„Ja, und nicht zum ersten Male. Es zieht mich immer von neuem an, — Sie verwundern sich? Sie hätten mir nicht zugetraut —“

„O nicht doch — nicht so, Frau Dorner! Ich meinte nur — es ist eine gar zu stille, traurige Geschichte.“

„Eben deshalb gefällt sie mir. Ich bin nicht immer so fröhlich, wie Sie mich zu sehen pflegen. Ich habe auch meine trüben Stunden, und mir ist eigentlich stets am wohlsten, wenn ich für mich allein sein und meinen Gedanken nachhängen kann. Nur unter Menschen überkommt es mich —“

„Dann ist es doch nur die Heiterkeit Ihrer innersten Natur, was sich da Bahn bricht.“

„Meinen Sie?“ sagte sie nachdenklich.

„Gewiß. Und die Menschen sollten sich glücklich schätzen, daß sie so sprühende Lebensfunken in Ihnen zu wecken vermögen.“

Sie schüttelte leicht das Haupt. „Nun, ich habe meistens nur Tadel und Verweise zu hören bekommen. Von meinen Eltern und Lehrern, von —“ sie unterbrach sich. „Ich glaube, man hat mich seit jeher für leichtsinnig und einfältig gehalten“, setzte sie mit gedämpfer Stimme hinzu.

„O wer könnte, wer dürfte so urteilen“, sagte ich warm.

Sie schien diesen Einwurf nicht zu beachten und fuhr, an ihre letzten Worte anknüpfend, mit gesenktem Haupte fort: „Vielleicht bin ich's auch. Kinder- und Mädchenjahre sind mir wie im Traume vergangen; selbst der Tod unserer Mutter, die uns freilich schon sehr früh entrissen wurde, hat mich nicht besonders schmerzlich ergriffen; es war mehr ein geheimes Grauen, was ich dabei empfand. Jedes Spielzeug, das ich erhielt, jedes neue Kleid, jeder Ausflug aufs Land, ein jedes Fest, bei welchem ich getanzt hatte, ließ mich noch lange nachher alles andere

vergessen, so daß ich gar nicht darauf achtete, was um mich her in der Welt vorging. Und auch jetzt ist es noch so. Wenn ich oft andere Frauen von Dingen reden höre, die mir ganz fremd sind, da fühle ich immer, wie weit ich zurückgeblieben bin und schäme mich meiner Unwissenheit."

„Mit Unrecht," rief ich aus, überwältigt von der schlichten Erhabenheit dieses Geständnisses, „mit Unrecht, Frau Dorner! Denn es ist Ihnen dafür jene Ursprünglichkeit bewahrt geblieben, die an Ihrem Geschlechte mehr entzückt, als alle Kenntnisse der Erde."

Sie sah mich zweifelnd an. „Wie? das sagen Sie, ein Gelehrter — ein Dichter?"

„Warum nicht? Gerade wir, deren Dasein ganz in geistiger Tätigkeit aufgeht, werden von den Kundgebungen einer unbewußten Natur im Tiefsten erquickt. Glauben Sie mir, alles Wissen ist wertlos, wenn es nicht von einer mächtigen, eigentümlichen Empfindungsweise getragen und durchdrungen wird, während ein tiefes Gemüt, ein warmes Herz jeder Formel entraten kann, denn es überzeugt und gewinnt, indem es sich einfach im Tun und Lassen ausspricht. — Und Sie besitzen ein solches Gemüt, ein solches Herz, Frau Marianne!"

Sie erwiderte nichts und brachte nur langsam die Hand vor die Brust.

„Und auch Gefühl und Verständnis für so manches, das unbeachtet und ungekannt an Ihnen vorüberzieht, liegt in Ihrem Wesen", fuhr ich fort. „Aber es hat noch niemand das lösende Wort zu sprechen gewußt, und so blieb Ihrem Sinne bis jetzt die Bedeutung des Lebens verschlossen und all Ihr innerer Reichtum Ihnen selbst ein Geheimnis."

„Es ist wahr," sagte sie, kaum vernehmlich, „ich fühle mich oft so beengt und ringe nach etwas, das ich nicht nennen kann——."
Ach Freund, es war wunderbar, wie sie dasaß, die schmale Hand am Herzen, den Blick zu Boden gerichtet. Sie war ganz bleich geworden, und ihr zarter Busen hob und senkte sich leise. Und

mich überkam's, ihr zu sagen, daß es die Liebe sei, nach der sie ringe und die allein dem Weibe die Welt in ihrer Unendlichkeit erschließt — aber ein Blick auf das lauschende Kind zu ihren Füßen dämmte meine wogende Seele zurück, und ich schwieg. So entstand eine tiefe Stille; Erni sah mit klugen braunen Augen forschend zu uns empor, und man konnte das Summen einer Wespe vernehmen, die uns in immer engeren Kreisen umflog. Plötzlich stieß Marianne einen leichten Schrei aus und fuhr mit der Hand nach der Wange. Das geflügelte Tierchen war ihr nahe gekommen und hatte sie unterhalb des rechten Auges gestochen; ein kleines, rotumrändertes Bläschen zeigte sich. Ich eilte an das nächste Blumenbeet und grub etwas Erde auf. Marianne wollte damit die schmerzende Stelle bedecken; aber die feuchte Masse zerbröckelte unter ihren bebenden Fingern und fiel zu Boden.

„Lassen Sie es mich versuchen", sagte ich und holte frische Erde herbei. Sie zog den schlanken Leib schamhaft zurück, und ich drückte ihr, während sie in holder Verwirrung die Augen schloß, das kühlende Element sanft gegen die Wange. Sie atmete tief auf und schien eine wohltuende Linderung zu empfinden. So weilten wir: Beide, das fühlt' ich, leise durchschauert. Da regte sich das Knäblein unter dem Schleier und fing nach Art erwachender Kinder laut zu weinen an. Marianne wurde immer unruhiger; endlich machte sie sich von mir los, sprang auf und nahm den Kleinen in die Arme, wo er auch alsbald still ward und zu lächeln begann. Nun schickte sie, von mir abgewendet, Erni um Wasser. Das Kind, welches allem besorgt zugesehen hatte, eilte fort; wir aber sprachen nichts mehr; unsere Blicke mieden sich, und als Erni mit dem gefüllten Becken erschien, zog ich mich in den Pavillon zurück. Ich hörte, wie sich Marianne draußen wusch, dann einige Male durch den Garten ging und sich endlich wieder bei den Hollunderbüschen niederließ, wo sie von Zeit zu Zeit sanfte Worte an die Kinder richtete. So wurde es Abend, und die anderen kamen nach Hause. Erni

lief ihnen entgegen und erzählte sogleich mit lauter Stimme den ganzen Vorfall. Ich vernahm, wie man darüber scherzte und lachte; als ich jedoch später hinaustrat, fand ich Marianne nicht mehr unter den Anwesenden. Es hieß, sie sei nach Hause gegangen, weil sie noch immer heftige Schmerzen empfunden habe.

---

20. Juli.

Erspare Dir doch Deine langen Episteln, Teuerster, voll von Zweifeln an meiner gerühmten Entsagungskraft und sonstigen Besorgnissen! Die Gefahr, von der Du mich und die junge Frau bedroht siehst, ist im Vorüberziehen. Und zwar hat das Schicksal selbst Deine Rolle übernommen und, immer mächtiger als wir armen Menschenkinder, sich nicht bloß auf Ermahnungen und weise Ratschläge beschränkt, sondern gleich — nicht etwa mit rauher, nein, mit liebender Hand eingegriffen.

Du erinnerst Dich, daß ich vor zwei Jahren den Sommer im südlichen Böhmen bei unserem gemeinsamen Jugendfreunde Robert zugebracht habe. Wenn Du Dir die Mühe nehmen und meine Briefe aus jener Zeit hervorsuchen willst, so wird Dir daraus das grüne, freundliche Moldautal, die herrliche Birken- und Tannenpracht des Böhmerwaldes entgegentreten und das alte Stammschloß der Rosenberge, auf stolzer Höhe gelegen, mit weit ausblickenden Zinnen vor Dir aufsteigen. Auch eines Mannes wirst Du erwähnt finden, der in diesem einsamen, jetzt dem Fürsten S.... gehörenden Prachtbau der Vergangenheit als Archivar lebt. Ich hatte ihn eines Tages mit der Bitte aufgesucht, mich in dem historisch merkwürdigen Archiv und in der reichhaltigen Bibliothek ein wenig umsehen zu dürfen, und entsinne mich deutlich, daß ich Dir damals geschrieben habe, wie sehr ich ihn um sein stilles, abgeschiedenes Dasein beneide. Als ich aber näher mit ihm bekannt wurde, da merkte ich bald, daß ihm, was mir wünschenswert erschien, Unmut

und Unzufriedenheit bereite. Er hatte früher ein öffentliches Lehramt bekleidet; war aber, mißliebiger Anschauungen wegen, von der Regierung entfernt und durch die Not gezwungen worden, diese Stelle anzunehmen, welche seinem lebhaften, auf erfolgreiches Wirken gerichteten Geist ebenso wenig zusagen konnte, als sie ihm in ihrer geringen Ansehnlichkeit seiner Kenntnisse und Fähigkeiten würdig erschien. Er gestand mir offen, daß er alles aufbiete, wieder los zu kommen; und da ich ihm hingegen meine Neigung zu einem solchen Posten mitteilte, so versprach er mir, mich dem Fürsten vorzuschlagen, sobald er eine passende Lebensstellung würde gefunden haben. Nun bekam ich dieser Tage (ich hatte seiner Zusage längst nicht mehr gedacht) von ihm einen Brief, worin er mir schreibt, daß er endlich einen ehrenvollen Ruf ins Ausland erhalten, und mich fragt, ob ich noch gesonnen wäre, sein Nachfolger zu werden. Er habe mit dem Fürsten bereits gesprochen; dieser sei ganz einverstanden, und so hinge jetzt alles nur von meinem raschen Entschlusse ab. Daß ich mit beiden Händen zugriff, kannst Du Dir denken! Wollte sich doch jetzt erfüllen, wonach ich mich so lange gesehnt: unbekümmert um literarischen Erwerb in gänzlicher Zurückgezogenheit meiner Kunst leben zu können. Gewisse Leute werden freilich die Köpfe schütteln. „Wie man nur daran denken könne, fern von aller Welt in einem alten Schlosse zu versauern", hör' ich sie sagen; „daß der Dichter Anregung brauche —" und was sonst noch an ähnlichen Gemeinplätzen vorzubringen sein wird. Als ob ich bis jetzt nicht g e l e b t hätte! An meinen Schläfen schimmern schon die ersten grauen Haare, und ich müßte wirklich unsterblich sein, um auch nur die Hälfte meiner Erfahrungen künstlerisch zu verwerten. Und so will ich nur noch meine Angelegenheiten ordnen, mich von einigen guten und edlen Menschen, denen ich so manches zu danken habe, verabschieden und dann der Residenz Lebewohl sagen. Jetzt aber kann ich Dir auch gestehen: es ist hohe Zeit, daß ich fortkomme. Aus folgendem magst Du es entnehmen. —

Seit jenem denkwürdigen Nachmittage war Marianne nicht mehr so oft, wie sonst, und zumeist nur auf kürzere Zeit in den Garten gekommen. Dabei hatte es mir geschienen, als wiche sie einer Begegnung mit mir aus, so daß ich selbst vermied, mit ihr zusammenzutreffen, und wieder häufiger meine Spaziergänge vor dem Linienwall aufnahm. Eines Tages war ich aber doch in dem unbestimmten Drange, die junge Frau wieder zu sehen, daheim geblieben. Es wurde Abend, sie erschien nicht. Endlich gesellte ich mich zu meinen Hausgenossen, die ich ziemlich einsilbig in der Laube versammelt fand. Nach einer Weile sagte Heidrich: „Warum doch Marianne gar nicht mehr kommt! Es ist heute schon der vierte Tag, daß wir sie nicht gesehen haben."

„Du weißt doch," erwiderte seine Frau mit einer gewissen Hast, „daß das Unternehmen Dorners bereits in vollem Gang ist; das macht auch ihr im Hauswesen viel zu schaffen."

„Allerdings; das weiß ich. Aber sie ist auch sonst seltsam verändert."

„Findest du?" warf sie nachlässig hin, während mich ihr Blick unsicher streifte.

„Ja; und ich glaube, sie ist nicht glücklich."

„Und warum sollte sie nicht glücklich sein?" fragte Luise scharf und bedeutungsvoll.

„Ach laß das!" entgegnete er, offen und unbefangen wie immer. „Vor unserem Freunde kenn' ich keine Geheimnisse. Er wird sich schon selber seine Gedanken gemacht haben. Ich sage: Dorner ist kein Mann für Marianne."

„Und weshalb nicht?" fuhr sie gereizt fort. „Er ist ein Ehrenmann, wenn auch ein wenig trocken und barsch im Umgange. Aber gerade sein strenger Ernst paßt für sie; denn er hält ihrem doch oft allzu kindischen Wesen das Gleichgewicht."

„Aber ich bin überzeugt, daß sie ihn nicht liebt!" stieß Heidrich hervor.

„Ei was!" rief die alte Frau in ihrer resoluten Weise da-

zwischen. „Ihr Männer habt es beständig nur mit der Liebe! Die entsteht und vergeht. Was den beiden fehlt, ist ein Kind; eine kinderlose Ehe ist keine Ehe!"

Ich schwieg; aber was in meinem Innern vorging, kannst Du Dir denken. —

Um diese Zeit starb das Knäblein. Heftige, sich rasch wiederholende Krämpfe hatten seinem kurzen Dasein ein Ende gemacht. Man nahm dieses traurige Ereignis im Hause mit stiller Ergebung auf. War es doch längst vorauszusehen, ja, bei dem hoffnungslosen Zustande des Kindes herbeizuwünschen gewesen; auch trägt Frau Luise schon ein neues Leben unter dem Herzen. So standen die jungen Eltern zwar bleich, aber ohne Klage an dem Särglein, in welchem der Kleine lag, von seinen Leiden befreit, wie lächelnd im Tode. Desto fassungsloser klang das Schluchzen Mariannens, die sich mit noch anderen Verwandten eingefunden hatte. Ich sah zum ersten Male den Vater der Schwestern, einen bejahrten Mann mit einem scheuen, kummervollen Zug im Antlitz; dann die Stiefmutter, eine stattliche, geputzte Frau im besten Alter. Auch die beiden Liebenden, deren Vermählung nahe bevorstand, waren zugegen. Man merkte, wie sie ihrem Glücke Gewalt antun mußten, um die Trauer der andern mitempfinden zu können. Dorner war nicht erschienen. Als man die Leiche forttrug, folgte ich auch zur Kirche. Nach der Einsegnung stiegen die Eltern mit dem Manne, der den Sarg trug, in einen bereit stehenden Wagen; Marianne, leise in ihr Tuch weinend, setzte sich zu ihnen; die übrigen entfernten sich. Ich aber kehrte wieder nach Hause zurück und schritt einsam im Garten auf und nieder. Ein leichter Strichregen war gefallen, und an den Blättern funkelten helle Tropfen im Strahl der späten Nachmittagssonne. Ein Nelkenbeet duftete scharf; am Himmel standen dunkle, feurig umsäumte Wolken; von Zeit zu Zeit ging ein leises Rauschen durch die Wipfel. Über eine Stunde mochte ich so in wehmütige Empfindungen versunken gewesen sein und hatte mich

endlich im Pavillon niedergelassen, als der Wagen am Tore hielt, der die Leidtragenden vom Friedhof brachte. Ich vermutete, sie würden in den Garten kommen; aber sie gingen alle miteinander hinauf. Nach einer Weile jedoch wurde das Gitter geöffnet; Marianne trat ein, Erni an der Hand führend, und bewegte sich mit dem Kinde, das während des Begräbnisses oben bei der alten Frau geblieben war, langsam auf dem mittleren Pfade fort. Sie blickte nicht nach dem Pavillon; aber Erni tat es und hatte mich auch gleich bemerkt. „Tante Marianne, Herr A. ist hier!" rief sie und wiederholte diese Worte, da die junge Frau nicht darauf zu achten schien, sondern mit gesenktem Haupte vorwärts schritt, mehrere Male nacheinander, so daß mir nichts erübrigte, als hinauszutreten und mich ihnen zu nähern. Das Kind wollte, um mich zu erwarten, stehen bleiben; aber Marianne ließ seine Hand los und ging immer weiter; erst als ich dicht hinter ihr war, hielt sie an und wandte mir ihr Antlitz zu. „Ich habe sie oben allein gelassen," begann sie langsam; „ich glaube, sie fühlen jetzt das Bedürfnis, sich ungestört auszuweinen." Sie sah nach einer kleinen Uhr, die sie im Gürtel trug. „Es ist schon spät; mein Mann soll noch kommen. Er war heute Nachmittag sehr beschäftigt."

„Wie ich höre, werden auch Sie jetzt von häuslichen Geschäften sehr in Anspruch genommen, Frau Dorner", sagte ich, um etwas zu sagen.

Sie errötete flüchtig. „Allerdings; und ich kann mich noch nicht ganz zurecht finden. Aber es ist gut; man vergißt so manches darüber."

Ich schwieg, und so gingen wir eine Zeitlang, ohne zu sprechen, nebeneinander hin. Es war schon dunkel geworden, und durch die Bäume wehte es feucht und kühl.

„Welch eine rauhe Abendluft", sagte sie endlich und zog ihr Tuch fröstelnd um die Schultern. „Man merkt, daß der Herbst im Anzug ist. — Das arme Kind; heute liegt es in der kalten Erde."

„Gönnen Sie dem Kinde die selige Ruhe, Frau Dorner", sagte ich bewegt. „Sein Tod war seine Erlösung."

Sie schauderte leicht. „Es ist wahr," sagte sie tonlos, „das Leben ist für die Glücklichen."

Erni war indessen still hinter uns hergegangen; jetzt rief sie: „Tante, du hättest Herrn A. heiraten sollen; dann wärest du auch glücklich geworden."

Ich sah, wie sie erbleichend zusammenzuckte. Aber sie zwang sich zu einem Lächeln und sagte: „Was doch das törichte Mädchen spricht."

Ich konnte nichts erwidern; es lag mir wie Blei auf der Zunge, auf dem Herzen. So gingen wir wieder schweigend nebeneinander. Als wir uns dem Eingange näherten, erblickten wir Dorner, der über das Gitter sah und ein befremdetes Gesicht machte, als er uns gewahr wurde. Er trat ein, und nachdem wir einige Worte getauscht, begab er sich mit seiner Frau und dem Kinde hinauf. Ich aber blieb zurück in der sinkenden Nacht, allein mit meinen Gefühlen, in welchen sich Schmerz und Seligkeit wunderbar verwoben.

Schloß K... in Böhmen, Mitte September.

Warum ich so lange schweige, fragst Du? Und ob ich mich schon an den Ufern der Moldau befände? Ja, Teuerster, seit vier Wochen bin ich hier — doch in welchem Zustande! Ach Freund, was sind die Entschlüsse der Menschen! Vorübergehen wollt' ich an dem geliebten Weibe, das mir bestimmt schien, zugefallen durch einen holden Ausgleich der Natur — und nun! — Aber ich will mich fassen, will Dir alles niederschreiben und diese Blätter wie ein letztes Vermächtnis in Deine Hände legen. —

Der Tag, den ich mir zur Abreise festgesetzt, war immer näher gekommen. Ich hatte es, ohne zu wissen warum, stets hinaus geschoben, meinen Hausgenossen unsere bevorstehende

Trennung mitzuteilen, und nun zeigte sich die alte Frau, die mir im Laufe der Jahre eine fast mütterliche Teilnahme und Fürsorge erwiesen, sehr ergriffen. Sie wischte sich die Augen und sagte, sie wolle meine Stube gar nicht weiter vermieten; denn sie würde keinen Fremden darin sehen können. Ihr Sohn bekräftigte dies, indem er mir wiederholt die Hände schüttelte und hinzufügte, sie hätten gehofft, mich nicht früher zu verlieren, als bis ich einmal des Hagestolzenlebens müde und willens geworden sei, einen eigenen Herd zu gründen. Und das sollt' ich auch, denn ich sei ganz der Mann, ein Weib glücklich zu machen. Nur Frau Luise, die gegen mich in letzter Zeit etwas zurückhaltend gewesen, schien wie erleichtert aufzuatmen. Sie ward mit einem Male wieder herzlich und freundlich und ermunterte mich sogar, die Hochzeit Emiliens abzuwarten, zu deren Feier, wie ich nun hörte, der fünfzehnte August bestimmt war. Ich ließ mich bereit finden, von dem Gedanken verlockt, bei dieser festlichen Gelegenheit mit Mariannen zusammenzutreffen, welche ich seit diesem traurigen Abend nicht wieder gesehen hatte. Denn es war inzwischen trübes, regnerisches Wetter eingefallen, das den Garten verödete; auch hatte ich im Drange meiner Geschäfte und Abschiedsbesuche die meiste Zeit außer Hause zugebracht. Dadurch war sie mir etwas ferner gerückt worden, und wenn ich an sie dachte, geschah es mit einer Art von schmerzlicher Genugtuung und mit den Gefühl, daß die Erinnerung an sie mein ganzes künftiges Dasein begleiten und verschönen würde. Ihre Zukunft — so eigensüchtig ist das menschliche Herz — erwog ich nicht; vielleicht war es eine geheime Angst, was mich davon abhielt. — Nun aber wollte ich noch eimal den Zauber ihres Wesens ganz und voll in mich aufnehmen — und dann scheiden für immer. —

Der fünfzehnte August war da, und mit ihm hatte sich der Himmel wieder aufgehellt. In den ersten Stunden des Nachmittags erschien ein Wagen, um mich zur Trauung zu fahren; die andern hatten sich schon früher nach dem Hause der Braut

begeben. Als ich vor der Kirche hielt, war diese bereits von vielen Neugierigen belagert, und gleich darauf kam eine lange Reihe offener Wagen in Sicht, die auf raschen Rädern Brautleute und Hochzeitsgäste heranbrachten. Alles strahlte in Freude und Heiterkeit; beim Aussteigen gab es ein helles Gewirr von schimmernden Gewändern, wehenden Schleiern und duftenden Blumen; selbst die eintönige schwarze Tracht der Männer war durch farbige Sträußchen belebt. Das Ganze hatte einen kräftigen, altbürgerlichen Anstrich und mahnte an jene Zeit, wo man noch keine stillen, verschwiegnen Hochzeiten kannte, sondern sein Glück in seligem Übermute offen zur Schau trug. Mein Blick suchte Marianne, die eigentümlich bleich aussah und zu frösteln schien, trotz des kurzen, mit Schwan besetzten Mäntelchens, das sie um die entblößten Schultern geworfen hatte. Sie trug ein Kleid von perlgrauer Seide; ihr Haar war mit weißen Rosen geschmückt; in der Hand hielt sie einen Strauß von denselben Blumen. So schritt sie, meinen Gruß stumm erwidernd, an mir vorüber in die Kirche. Während der Trauung, als der Priester über die Bedeutung und vom Glück der Ehe sprach, arbeitete es heftig in ihrer Brust, und ich sah zwei große Tränen unter ihren Wimpern hervortreten und langsam über die Wangen hinabrollen. Nach beendeter Feierlichkeit stieg alles wieder in die Gefährte, und im Fluge ging es, von den Blicken der Vorübergehenden gefolgt, durch die belebten Straßen nach dem nahen, am Fuße des Kahlenberges gelegenen Grinzing zu. Ich fuhr mit Heidrich und Dorner; im Wagen vor uns saßen die beiden jungen Frauen. Marianne wandte kein einziges Mal den Kopf, nur ihr goldig angehauchtes Haar und die weißen Rosen leuchteten vor meinen Augen. Endlich hatten wir das stattliche Fabrikgebäude erreicht, in welchem, wie es der Vater des Bräutigams gewünscht, das eigentliche Hochzeitsfest stattfinden sollte. Eine fröhliche Arbeiterschar empfing uns, dann traten wir in den großen, mit Laub- und Blumengewinden reich ausgeschmückten Saal, wo uns ein wohlbesetztes Orchester

mit einem lebhaften Tusch bewillkommte. Hierauf gingen wir zur Tafel, welche für die zahlreichen Gäste in einem weitläufigen Nebenraume gedeckt war. Ich hatte meinen Platz zwischen zwei jungen Frauenzimmern erhalten, welchen ich mich nun artig erweisen mußte; aber ich sah doch beständig zu Mariannen hinüber, die in sich versunken an der Seite Dorners neben der Braut saß. Sie berührte fast nichts und nippte nur manchmal von dem perlenden Schaumweine, den man kredenzt hatte. Als auf das Wohl der Vermählten ein Toast ausgebracht wurde, fiel sie Emilien konvulsivisch weinend an die Brust, und sie hörte es nicht, daß man nun auch das Ehepaar Dorner leben ließ. Darauf aufmerksam gemacht, schrak sie empor, und es war, als durchbebe sie ein leiser Schauder, als sie ihr Glas mit dem ihres Gatten zusammenklingen ließ. Inzwischen war es bereits ziemlich dunkel geworden. Im Saale wurden die Lichter angezündet, und plötzlich erließ das Orchester mit einigen raschen Takten die Aufforderung zum Tanze. Diese Klänge wirkten elektrisch; Stühle wurden gerückt, Gewänder rauschten — und im Nu tanzte ein Paar nach dem andern in den Saal hinaus, wo schon ein beschwingender Walzer ertönte. Auch Dorner hatte zu meinem Erstaunen den schlanken Leib seiner Frau umfaßt und die halb Widerstrebende mit sich fortgezogen. Ich folgte langsam nach und setzte mich in eine Fensternische. Und wie ich so da saß, vor mir das bunte, schimmernde Gewühl der Tanzenden, hinter mir die schweigende, dunkelnde Landschaft: da wurde mir eigentümlich traumhaft zumute. Ein Heer von Erinnerungen stieg vor mir auf; die schönen leuchteten immer reiner und verklärter; die bösen vergingen und zerrannen, und die ganze Wehmut des Scheidens zog in mein Herz. Und es war mir, als könnt' ich nun nicht mehr die Stadt verlassen, in der ich gelebt, gestrebt, gerungen mit allen Leiden und Freuden einer Menschenseele; als könnt' ich mich nicht trennen von dem traulichen Garten — und von der jungen Frau, welche dort, schon mit andern Tänzern, zwischen den hin und her wogenden

Paaren auftauchte und wieder verschwand. Aber der Würfel war gefallen, und ich mußte fort.

Dem Walzer folgten rasch nacheinander neue Tänze. Der süße Taumel des Vergessens, welcher im Tanze liegt und diesen für ihr Geschlecht so verlockend macht, schien dabei Marianne mehr und mehr zu überkommen. Ihre Wangen glühten, ihr Haar hatte sich gelöst, ihre dunkel leuchtenden Augen schienen mich aus der Ferne zu suchen. Endlich trat eine Pause ein, und die Paare machten Arm in Arm plaudernd und scherzend die Runde durch den Saal. Marianne jedoch hatte sich mit allen Zeichen der Ermüdung auf einen Stuhl niedergelassen; vor ihr, sichtlich bemüht, sie für sich einzunehmen, stand ein junger Mann mit lebhaften Blicken und Gebärden, welchen ich mehrmals mit ihr hatte durch den Saal fliegen gesehen. Sie aber achtete nicht auf das, was er sprach, sondern blickte zerstreut vor sich hin und, nein, ich täuschte mich nicht — auch nach der Fensternische, in der ich noch immer saß. Endlich zog sich der eifrige Verehrer zurück. Ich stand auf und trat an sie heran. „Ich muß noch von Ihnen Abschied nehmen, Frau Dorner", sprach ich mit zitternder Stimme. „Ich verlasse Wien — und reise schon morgen."

Sie atmete schwer und brachte, wie um sich zu erquicken, ihren Strauß vors Antlitz: „Ich weiß es; meine Schwester hat es mir mitgeteilt. — Und Sie kehren nicht wieder?" fragte sie nach einer Pause kaum hörbar.

„Nein, Frau Dorner."

Sie erwiderte nichts. „Leben Sie wohl", sagte sie endlich und reichte mir langsam die Hand.

Im selben Augenblick begann die Musik wieder, aufs neue einen Walzer intonierend. Du weißt, daß ich niemals ein Tänzer war — aber diese Klänge durchzuckten mich seltsam, und ich fühlte mich von einem plötzlichen Verlangen unwiderstehlich ergriffen. „Frau Marianne," sagte ich, ihre bebende Hand festhaltend, „Frau Marianne, lassen Sie uns, bevor ich

scheide, noch miteinander tanzen — zum ersten — und letzten Mal!" Sie sah mich wie erschreckt an, dann aber stand sie auf und sank mir in die Arme. — Ach, welche Wonne war es, mit ihr in dem beginnenden Wirbel hinzutreiben, der uns immer rascher, immer stürmischer mit sich fortriß! Wie ein Kind lag sie an meiner Brust: weich, hingebend, die Lippen leicht geöffnet, die Augen halb durch die gesenkten Wimpern verschleiert. Ihr Herz pochte neben meinem; die Rosen in ihrem Haar umdufteten mein Antlitz. Und es war mir, als müsse es ewig so dauern — ewig! Aber die Musik verstummte. Ich reichte der Schweratmenden den Arm. Sie nahm ihn und lehnte sich innig an mich. „Marianne!" rief ich leise und bebend. Sie verstand mich; denn sie schwieg und blickte zu Boden. Inzwischen hatten mehrere Ungenügsame mit lautem Rufen und Händeklatschen eine Wiederholung verlangt, und das Orchester fiel von neuem ein, indem es die Takte des Walzers zu einem Galopp beschleunigte. „Noch einmal!" flüsterte ich und umfaßte sie. Und als wir uns jetzt bei den rasenden Klängen zum zweiten Mal in den Armen lagen, da brach in mir die lang niedergehaltene Leidenschaft gleich einer entfesselten Naturgewalt hervor. Ich zog Marianne an mich; ich beugte mein Haupt zu ihr nieder; mein Mund streifte ihr Haar, ihre Stirn. Sie ließ es geschehen und sah mich lächelnd an. Und fester und fester umschlangen wir uns; unsere Wangen, unsere Lippen berührten sich; unser Odem floß in e i n e n Hauch zusammen. So flogen wir hin, in seliger Trunkenheit, weltentrückt, zwischen Himmel und Erde! — Plötzlich war es mir, als strauchelte sie; mein Arm wollte sie halten; aber ich schwankte selbst — und schon sank sie mit nach rückwärts überhangendem Haupte und stierem Blick schwer an mir nieder. Ein jähes Entsetzen riß an meinem Herzen; ich hörte noch, wie man rings aufschrie, wie die Musik mit einem grellen Mißklang abbrach; sah, wie man von allen Seiten auf uns zustürzte — dann drehte sich alles um mich, und meine Sinne vergingen. — —

Als ich wieder zu mir selber kam, lag ich auf einem Sofa in dem matt erhellten Nebenzimmer. Ein alter Herr, die Uhr in der Hand, saß vor mir. „Sie waren ziemlich lange bewußtlos“, sagte er.

Ich starrte ihn an.

„Ich bin der Arzt der Ortes“, setzte er leise hinzu.

Ich sah um mich wie im Traum. Draußen strahlte der Saal in vollem Lichterglanz; aber es war alles still, ganz still. —

Er merkte, daß ich mich nicht zurecht fand, und nahm meine Frage vorweg. „Die Gesellschaft hat sich bereits nach der Stadt begeben. Der Dame, mit der Sie getanzt haben, ist ein schwerer Unfall zugestoßen.“

Ich wollte aufspringen; aber meine Glieder waren erstarrt, und das Herz lag mir wie Eis in der Brust.

Er faßte meinen Arm. „Sie kommen zu spät. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen soll — — Die Dame ist —“

„Tot“, sagte ich; denn ich wußte es längst.

„Eine plötzliche Herzlähmung —“

„Eine plötzliche Herzlähmung“, wiederholte ich dumpf und erhob mich.

Er trat mir in den Weg. „Fassen Sie sich, mein Herr. Sie können sich ja keine Schuld beimessen; es war ein beklagenswerter Zufall. Wie ich höre, haben Sie vor, abzureisen; tun Sie es, ohne zu zögern. Ersparen Sie sich und andern —“

Ich verstand ihn. „Ich werde reisen“, sagte ich und wandte mich, um zu gehen.

Er zuckte wie ratlos die Achseln und hielt mich nicht länger zurück. Draußen im Saal lag eine weiße Rose auf dem Estrich; ich nahm sie auf, ohne etwas dabei zu denken, aber ich wußte, daß sie von Marianne war. Dann schritt ich hinaus in die Nacht. Der Mond war aufgegangen; über Busch und Wiesen schimmerten feine Nebel; die Gebäude auf dem Kahlen- und Leopoldsberge waren wie taghell beleuchtet. Ich schritt immer weiter, ohne zu wissen wohin, die Rose in der Hand. Der Pfad führte mich

an Gärten und dichten Weinpflanzungen vorüber; nach und nach wurde er steiler, und endlich hatte ich ein freies Plateau erreicht, das eine weite Fernsicht über einen Teil des Marchfeldes, über die Auen der Donau und das Häusermeer der Stadt eröffnete. Dort hielt ich an, setzte mich unter einen Baum und blickte, die Brust noch immer leer und stumm, hinaus in die schweigende Unendlichkeit. Unten zog der glitzernde Strom mit leisem Rauschen durch die Nacht; von der Stadt her glänzten und flimmerten unzählige Lichter. Eine Grille zirpte in meiner Nähe; von Zeit zu Zeit schoß am Himmel eine Sternschnuppe vorüber. Die Stunden verrannen; ich merkte es nicht. Der Mond ging unter; die Lichter erloschen allmählich, und eine fahle, trübe Dämmerung hüllte alles ein. Plötzlich ward ich durch einen Schrei aufgeschreckt, den ich selbst ausgestoßen; das volle Bewußtsein des Geschehenen hatte mich angefallen. In wildem Schmerz eilte ich den Abhang hinunter und der Stadt zu. Eine Stunde später fuhr ich hinter der brausenden Lokomotive durch graue Morgennebel ins Land hinein. —

Ich bin zu Ende. Du siehst, das Verhängnis hat uns erreicht. Wie ich das meine tragen werde, weiß ich nicht. Leb' wohl! Leb' wohl!



Die Steinklopfer.



Vorwort des Herausgebers.

Die „Steinklopfer“ hat Saar lange in sich getragen, aber erst 1873 dort, wo seine Erzählung (S. 151) schließt, in Ehrenhausen auf der Besitzung seines Freundes Stefan Milow in Steiermark, vollendet. Die Reinschrift hat er im Jahre 1888 Emil Franzos geschenkt, dessen Witwe uns die Benützung freundlichst gestattet hat. Sie hat sich zahlreiche Korrekturen gefallen lassen müssen, bevor sie dem Einzeldruck zugrunde gelegt wurde, der Ende 1873 mit der Jahreszahl 1874 in 1000 Exemplaren erschien, die Novelle bescheiden als „eine Geschichte“ bezeichnete und „Frau Josephine von Wertheimstein zugeeignet“ war. Dieser Einzeldruck bildet die Grundlage für drei spätere Drucke. Ihn hat Saar zuerst in der ersten Auflage der „Novellen aus Österreich“ (1877, Seite 125—183) und dann wiederum, nur zum Teil unter Benützung dieses zweiten Abdruckes, für den Kalender des deutschen Schulvereins auf das Jahr 1893 (Seite 3—28), dessen Herausgeber A. Müller-Gutenbrunn am 1. Juni 1892 bei ihm anfrug, ob er einen Abzug lesen wolle, einer ziemlich eingreifenden Bearbeitung unterzogen. Er liegt aber auch, trotz der gegenteiligen Angabe, dem späten Abdruck in dem „Schatzkästlein moderner Erzähler“ (drittes Bändchen, S. 280—323, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 2. Auflage 1905) und in der „Modernen erzählenden Prosa, ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Gustav Porger“ (viertes Bändchen, a. a. O., S. 116—159) zugrunde, für welchen dem Dichter ein Exemplar (offenbar des Einzeldruckes) zugesandt wurde, an dem er nur wenig Änderungen vornahm. Auf der ersten Auflage der „Novellen aus Österreich“ und auf dem Kalenderdruck beruht dann der Text in der zweiten Auflage der „Novellen aus Österreich“ (1894, Seite 117—171), wo neben leisen Änderungen auch die Numerierung der Abschnitte erfolgt ist.

Hier hat die Novelle ihre endgültige Gestalt erhalten, die in den zweibändigen Ausgaben der „Novellen aus Österreich" von 1897 und 1904 (Seite 109—159) nur mehr wenig Korrekturen erfahren hat. Am 6. April 1904 jedoch hat der Dichter den Wiederabdruck der „Semmeringgeschichte" (wie er sie hier betitelt) der Redaktion des Neuen Wiener Tagblattes gelegentlich der Semmeringfeier angeboten, durch die sie wieder aktuell geworden sei und den breiten Schichten der Leser jener Zeitung nicht unwillkommen sein werde; die Redaktion hat die Novelle zwar nicht gebracht, dem Briefe Saars aber lagen Bürstenabzüge der Ausgabe von 1904 mit etlichen Korrekturen bei (im Besitze Ed. Pötzls), die wir als die endgültigen in unsere Ausgabe aufgenommen haben. Eine von Prof. Seligmann illustrierte Ausgabe, an die der Dichter Ende 1903 dachte, ist nicht zustande gekommen; der Abdruck im Schulkalender ist von Ignaz Ellminger illustriert. Ins Französische wurde die Novelle u. d. T. Nouvelle styrienne von A. K. Strebinger in der S. 16 zitierten Sammlung übersetzt. Kurz vor dem Tod des Dichters hat Dr. Charles H. Handschin, Professor der deutschen Sprache an der Miami-Universität, wegen Veranstaltung einer amerikanischen Ausgabe in englischer Sprache angefragt; ob sie erschienen ist, weiß ich nicht.

I.

Wer in früherer Zeit — heutzutage ist der Eindruck nicht mehr so gewaltig — die Bahn über den Semmering, die sich längs gähnender Abgründe und schroffer Felswände emporwindet, zum ersten Male befahren hat, der wird, wenn der Zug über schwindelerregende Viadukte donnerte oder plötzlich mit schrillem Pfeifen in die Nacht endlos scheinender Tunnels hineinbrauste, jene mit erhabenem Grauen gemischte Bewunderung empfunden haben, die uns stets überkommt, wenn wir etwas, das wir bisher für unmöglich gehalten, verwirklicht vor uns sehen. Und wenn dann die gekoppelte Wagenreihe, allmählich ebenen Boden erreichend, wieder gefahrlos zwischen lachenden Triften forteilte, dann wird er sich voll Stolz, der Sohn eines Jahrhunderts zu sein, das solche Wunderwerke hervorbringt, in seinen Sitz zurückgelehnt und sich mit halbgeschlossenen Augen hinüber geträumt haben in die Errungenschaften der Zukunft, welche in der Eröffnung des Suezkanals und dem Durchstich des Mont Cenis noch immer nicht ihre kühnste Betätigung gefunden. An eines aber, das kann man zuversichtlich annehmen, werden die wenigsten gedacht haben: an die Tausende und Abertausende von Menschen, welche im Schweiße ihres Angesichtes, allen Fährlichkeiten preisgegeben, Felsen gesprengt, Steinblöcke gewälzt, Abgründe überbrückt und so recht eigentlich jene Verkehrsstraße geschaffen, auf welcher man, fast so rasch wie der Gedanke, aus der unruhvollen, staubdurchwirbelten Hauptstadt am Ufer der Donau an den Strand der blauen Adria versetzt werden kann.

Von zweien solcher armen Menschen, welche seit jeher, ohne daß ihnen selbst bis jetzt die Segnungen des Fortschrittes zu teil geworden wären, treulich mitgeholfen bei der großen Kulturarbeit der Völker, will ich nun eine kleine Geschichte erzählen. Nicht etwa, um das harte Los dieser Parias der Gesellschaft, die unsere Dome und Paläste, unsere Unterrichtsanstalten und Kunstinstitute bauen, in grellen Farben zu schildern, oder darzutun, welche Rolle der sogenannte fünfte Stand dereinst noch im Laufe der Begebenheiten zu spielen berufen sein dürfte: sondern nur, um ein schlichtes Lebensbild aus der großen Masse derjenigen festzuhalten, deren Dasein, von schweren körperlichen Mühen überbürdet, im Kampfe um das tägliche Stück Brot meist unbekannt und unbeachtet dahingeht, bis es zuletzt in irgend einem dumpfen Winkel der Erde spurlos endet; — nur um zu zeigen, wie Leid und Lust jedes Menschenherz bewegen und daß sich überall im kleinen abspielt die große Tragödie der Welt. —

Die Bahn war hergestellt. Der zyklopische Lärm der Arbeit, das Donnern der Sprengschüsse war verhallt, und das zahl- und rastlose Menschengewirr, das sich aus dem entlegenen Böhmen, den mährisch-ungarischen Niederungen, aus dem steinigen Karst und dem gesegneten Friaul hier zusammen gefunden hatte, war weiter südwärts gezogen, um dort sein mühevolles Tagewerk fortzusetzen. Das tief in die Wälder hinein verscheuchte Wild kehrte allmählich wieder zurück und wagte sich, wie neugierig, auf den riesigen Höhenpfad, der, noch unbefahren, gleich einer vergessenen Spur menschlicher Tatkraft in dem stillen Frieden des Hochgebirges lag. Nur hier und dort, etwa zwei Wegstunden voneinander entfernt, stand noch eine jener geräumigen Bretterhütten, welche die Nomaden der Arbeit in Scharen bewohnt und bei ihrem Aufbruche wieder niedergerissen hatten. Sie beherbergten eine Anzahl von Zurückgebliebenen und späteren Nachzüglern, welche bestimmt waren, den Oberbau gänzlich zu vollenden. Denn noch galt es, an

mancher Stelle Schienen zu legen, Geleise zu beschottern, Telegraphenstangen aufzurichten und Wächterhäuschen auszumauern, an deren Gesimse die zierlichen Schwalben, welche sich tagsüber oft in langen Reihen auf den elektrischen Drähten niederließen, bereits ihre Nester geklebt hatten.

Eines Nachmittags, es war Sonntag, saß vor einer solchen Hütte, welche sich, etwas abseits von der Bahn, an schroffe Felsen lehnte, eine weibliche Gestalt auf der Schwelle. Sie war barfuß, hatte um das Hinterhaupt ein grobes dunkles Tuch geschlungen, und das Antlitz, das daraus hervorsah, war welk und von jener bräunlich fahlen Hautfarbe, welche der Sonnenbrand in blassen Gesichtern zu erzeugen pflegt. Die Stirn wies tiefe Furchen auf, und um den Mund lag ein Zug öder Traurigkeit, was die Sitzende älter erscheinen ließ, als sie sein mochte, und die verkümmerte Mädchenhaftigkeit ihres Leibes seltsam hervorhob. Die Sonne stand nicht mehr hoch; über die meisten Abhänge hatten sich bereits dunkle, schweigende Schatten gelagert. Aber auf dem Wiesengrunde vor der Hütte und in den Wipfeln des seitwärts ansteigenden Waldes blitzte und funkelte noch der helle Strahl, in welchem sich eine Schar von Faltern, Bienen und Libellen über bunten Blumenkelchen tummelte. Die Einsame jedoch achtete nicht der lieblichen Sonnenpracht, die sich vor ihr ausbreitete, sondern hielt den Blick unverwandt auf eine schadhafte Männerjacke gerichtet, mit deren Wiederherstellung sie eifrig beschäftigt war. Diese Arbeit schien ihr recht sauer zu werden; denn ihre rauhe, schwielige Hand, welche die Nadel mühsam und ungelenk führte, hatte wohl sonst nur Haue und Schaufel anzufassen. Jetzt wurde sie durch nahende Schritte aufgestört, und als sie das Haupt hob, gewahrte sie, wie vom Bahngeleise her ein Mann auf die Hütte zuschritt, dessen Erscheinung einen kläglichen Anblick darbot. Klein und unansehnlich von Wuchs, trug er einen alten, zerschlissenen Soldatenkittel, welcher, zu lang und zu weit, seinen Körper wunderlich umschlotterte, während ihm eine blaue, abgegriffene Feldmütze tief über

die Stirn herabfiel. Er wankte im Gehen, obgleich er sich auf einen knorrigen Baumast stützte, und der kleine Sack von fadenscheinigem Zwillich, den er über die Schultern gehängt trug, ziemlich inhaltslos aussah. So näherte er sich, scheu und verlegen aus matten, farblosen Augen blickend, der Erwartungsvollen. „Ist das die Hütte Nummer sieben?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Ja, das ist sie“, erwiderte die andere in jenem eigentümlichen, hart klingenden Deutsch, wie es im südlichen Böhmen gesprochen wird. „Was willst du?“

„Man hat mich zur Arbeit heraufgeschickt.“ Und dabei wies er einen Zettel vor, den er in der Hand hielt.

Sie betrachtete noch immer seinen seltsamen Anzug und sein dünnbärtiges Antlitz, das jämmerlich bleich und abgemagert aussah. „Der Aufseher ist nicht zu Hause“, sagte sie endlich. „Er ist mit den andern nach Schottwien hinuntergegangen zum Wein. Setz' dich einstweilen dort nieder, wenn du müd bist.“ Und mit einem letzten Blick auf sein hinfälliges Wesen nahm sie, ihrer unterbrochenen Arbeit sich besinnend, rasch wieder Nadel und Faden auf.

Der Ankömmling erwiderte nichts, sondern schleppte sich bloß ein paar Schritte seitwärts, wo er sich mit allen Zeichen der Erschöpfung im Grase niederließ. Dort lag er, während die Sonne tiefer und tiefer sank, ihr letztes Gold verschüttend. Lautlose Stille herrschte ringsum; nur hoch im lichten Azur des Abendhimmels kreiste mit langgedehntem Schrei ein Geier.

Plötzlich erklang in der Ferne ein wüster Männerchor. Die Emsige schrak auf. „Jesus, da sind sie schon,“ sagte sie halblaut zu sich selbst, „und ich habe die Jacke noch nicht fertig.“

Immer näher, immer stärker scholl der Gesang, und es dauerte nicht lange, so kam eine Schar verwildert aussehender Gesellen heran, aus deren Mitte, besser als die andern gekleidet, ein Mann von herkulischem Wuchse emporragte. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre zählen; sein breites, aufgedunsenes

Gesicht war vom Weine gerötet, und der Strohhut, der ihm tief im Genick saß, ließ graue, verworrene Haare sehen. Er hatte seinen Rock ausgezogen und über die linke Achsel geworfen; in der rechten Hand, die feist und stämmig aus dem losen Hemdärmel hervorsah, trug er einen großen Korb, welcher Lebensmittel aller Art enthielt. Zwei von den übrigen trugen schwere, mit Kartoffeln gefüllte Säcke auf dem Rücken. „Heda! Tertschka!" rief der Mann mit dem Korbe in heiserem Tone, „mach' Licht drinnen, daß wir den Proviant in den Keller schaffen können!" Und da er jetzt vor ihr stand und ihm die Jacke, die sie ängstlich an sich drückte, in die Augen fiel, fragte er barsch: „Nun, ist sie gemacht?"

„Noch nicht ganz", war die zaghafte Antwort.

„Was? Nicht?" kreischte er, und sein Gesicht wurde blaurot. „Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich sie morgen brauche?"

„Ich hab' mich den ganzen Nachmittag damit geplagt Aber ich kann's nicht so schnell machen wie eine, die das Nähen gelernt hat."

Der stille Vorwurf, der in diesen Worten lag, schien ihn noch mehr zu reizen. „Du weißt immer etwas zu erwidern!" schrie er. „Aber ich sage dir nur, wenn ich die Jacke morgen früh nicht habe, so gib acht, was dir geschieht!" Und er drang, den Korb auf den Boden stellend, auf die Zurückweichende ein, als wollte er schon jetzt seine Drohung zur Wahrheit werden lassen. Dabei fiel sein Blick auf die Gestalt im Soldatenkittel, die sich inzwischen furchtsam genähert hatte. „Wer ist d e r da?" fragte der Wütende, indem er die erhobene Hand sinken ließ.

„Er ist zur Arbeit hergewiesen", sagte Tertschka, schwer atmend.

Der Aufseher — denn er war es — trat mit der ganzen Wucht seines vierschrötigen Wesens vor den Kleinen hin und musterte ihn von oben bis unten. „Zur Arbeit? Der Kerl kann ja kaum auf den Füßen stehen!"

„Ich hab' einen weiten Weg gemacht", sagte der andere schüchtern. „Vom Ottertal herüber."

„Das ist auch was!“ höhnte der Aufseher, indem er beim Schein des Zwielichtes in den Zettel sah, der ihm mit bebender Hand überreicht wurde. „Huber nennst du dich?“ fragte er nach einer Pause, aufblickend:

„Ja; Georg Huber.“

„Wie kommst du zu dem Soldatengewand?“

„Ich bin Urlauber.“

„Was? du hast beim Militär gedient?“

„Sieben Jahre; im zwölften Regiment. Jetzt aber haben sie mich heimgeschickt, weil ich das böse Fieber nicht loskriegen kann, das ich mir bei der Belagerung von Venedig geholt.“

„So, das Fieber hast du auch? Was die in der Baukanzlei für Leute aufnehmen! Lauter Krüppel, die man nur zum Steineklopfen verwenden kann; und da wundern sie sich, daß es nicht vorwärts geht. Aber merk' dir's, du,“ fügte er mit einer drohenden Handbewegung bei, „wenn du nicht täglich deine zwei Fuhren Schotter zuwege bringst, so jag' ich dicht fort! Hier ist kein Spital.“ Und damit langte er wieder nach dem Korbe und ging, während die andern folgten, in die Hütte, wo er an der Hinterwand eine mit Eisen beschlagene Tür aufschloß. Diese führte in eine Höhlung, welche mehrere Stufen tief in den Felsen gesprengt war und als Keller benützt wurde. Tertschka leuchtete mit dem Kienspahne, den sie von einem weitläufigen Herde genommen und angezündet hatte, voran, und die Lebensmittel wurden untergebracht. Hierauf schloß der Aufseher die Tür wieder hinter sich ab und zog sich in eine Art Verschlag zurück; die übrigen aber streckten sich, miteinander kauderwälschend und ohne ihren neuen Kameraden zu beachten, längs der Seitenwand auf eine Schütte alten Strohes zur Nachtruhe hin. Georg stand noch immer scheu und verlegen unweit des Einganges; endlich trat Tertschka an ihn heran. „Geh' schlafen“, sagte sie und deutete mit der Hand nach einer leeren Stelle des gemeinschaftlichen Lagers. Er folgte ihrem Winke; ängstlich bedacht, so wenig Raum als möglich einzunehmen, schob er seinen Quer-

sack unter den Kopf, breitete den abgelegten Kittel gleich einer Decke über sich und schlief mit einem tiefen Seufzer ein. Tertschka aber zündete noch eine kleine Öllampe an und begann, am Herde niedergekauert, wieder emsig zu nähen. Endlich ließ sie die Nadel sinken und unterzog die Jacke einer genauen Prüfung. Dann blies sie, mit der vollbrachten Arbeit zufrieden, das qualmende Flämmchen aus und legte sich, angekleidet, wie sie war, in einem Winkel neben dem Herde nieder. —

Draußen duftete die blaue Sommernacht, und zur Dachluke der Hütte herein, in den dunklen, vom Atemgeräusch der Schlafenden durchzogenen Raum sahen die zitternden Sterne.

II.

Der Morgen dämmerte kaum, als es in der Hütte lebendig wurde und Georg aus dem Schlafe erwachte. Er sah, wie die Männer nach und nach das dürftige Lager verließen, allerlei Werkzeug ergriffen, das rings an den Wänden lehnte, und damit aus der Tür gingen. Er hatte sich gleichfalls erhoben, war in seinen Kittel geschlüpft und stand unschlüssig und erwartungsvoll da, als sich Tertschka, einen schweren Hammer mit langem Stiel auf der Schulter, ihm näherte. „Der Aufseher schläft noch", sagte sie. „Aber ich weiß, was du zu tun hast. Nimm den Hammer dort; wenn du willst, kannst du mit mir an die Arbeit gehen." Er tat, wie sie ihn hieß, und trat mit ihr hinaus in die Frühe. Draußen war es kühl und still; nur hier und dort zwitscherte ein Vogel, und auf der Wiese lag der helle Tau. Sie gingen schweigend an das Bahngeleise und längs desselben noch eine Strecke hinauf bis zu einem verödeten Steinbruch, wo sich bereits einige andere Arbeiter eingefunden hatten, während die übrigen, mit Karren und Schaufeln ausgerüstet, an der Bahn verteilt waren. Tertschka schritt mit Georg an den Männern vorüber zu einer höher gelegenen flachen Mulde hinan. „Das ist mein Platz", sagte sie, indem sie sich mitten

unter Bruchsteinen und Geröll auf den Boden niederließ. „Ich bin nicht gern bei denen dort. Sie sind ein wüstes, hämisches Volk. Aber du kannst bei mir bleiben, wenn es dir recht ist.“ Er erwiderte nichts und setzte sich still neben sie. „Siehst du, diese Trümmer müssen in kleine Stücke zerschlagen werden. Das dort,“ setzte sie hinzu und deutete mit der Hand auf einen kleinen Berg von angehäuftem Schotter, „das hab' ich in dieser Woche zustande gebracht.“ Er zog einen größeren Kalkstein zu sich heran und schlug mit dem Hammer darauf. Der Stein blieb ganz. „Stärker!“ rief Tertschka und führte nun selbst einen Streich, daß die Stücke umherflogen. Er sah sie verwundert an und erprobte noch einmal seine Kraft. Diesmal mit besserem Erfolg, und so begannen die beiden, ohne mehr ein Wort zu wechseln, ihr Tagewerk. Der Ort, wo sie saßen, erschloß eine prachtvolle Fernsicht über die mächtigen Hebungen und Senkungen der weithin ausgebreiteten Gebirgsnatur. Hart an der Bahn und in gleicher Höhe mit ihr klebte die Burgruine Klamm wie ein Geiernest an einer bewaldeten Felsenzacke; tief unten in einer engen Talschlucht, langgestreckt und mit rötlichen Dächern, lag der Markt Schottwien. Dahinter ragte dunkel der Sonnwendstein auf, und von den grünen Matten an seinem Fuße herüber schimmerte, mit Bäumen umpflanzt, die freundliche Kirche „Maria Schutz“ genannt. Aber die Emsigen hatten kein Auge für das herrliche Bild; sie hämmerten und klopften, in dumpfem Eifer tief zur Erde hinab gebeugt. Höher und höher stieg die Sonne und brannte schon heiß und sengend auf ihre Scheitel nieder. Die Schläge Georgs wurden immer schwächer, immer langsamer; endlich ließ er den Hammer sinken, lüftete die Mütze und trocknete sich den Schweiß ab, der in hellen Tropfen über sein Antlitz rann. Auch Tertschka hielt inne. „Bist du schon müd?“ fragte sie, indem sie ihn teilnehmend ansah.

„Weiß Gott, das bin ich“, antwortete er mit tonloser Stimme. „Jetzt spür' ich erst, wie arg mich das Fieber heruntergebracht hat.“

„Wie hast du auch da heraufkommen können, krank und hinfällig, wie du bist?“ fuhr sie fort.

„Was hätt' ich anderes tun sollen? Betteln vielleicht? Das vermag ich nicht. Handwerk hab' ich keins gelernt. Vater und Mutter sind mir früh gestorben, und da hab' ich im Ort die Gänse hüten müssen und später die Kühe — bis in mein achtzehntes Jahr. Denn ich war immer an Kraft zurück, und kein Bauer hat mich als Knecht nehmen mögen. Aber den Herren von der Assentierung war ich doch recht. ‚Im zweiten Glied kann er mitlaufen‘, meinten sie und haben mir den weißen Rock angezogen. Und nun hat man mich krank und elend nach Hause geschickt. Eine Zeitlang wurd' ich von der Gemeinde erhalten; dann hieß es, ich solle gehen und Steine klopfen. Na — und jetzt klopf' ich sie“, schloß er mit bitterem Lächeln, während er wieder nach dem Hammer griff.

Sie hatte schweigend das Haupt gesenkt. „Aber du wirst es nicht aushalten“, sagte sie still.

„Vielleicht doch; wenn ich nur wieder zu essen habe. Es ist mir recht schlecht gegangen in den letzten Tagen, und seit gestern früh hab' ich nicht einen Bissen über die Lippen gebracht.“

Sie antwortete nichts und zog langsam ein Stück schwarzen Brotes hervor, das in ihre Schürze gewickelt war, brach es in zwei ungleiche Teile und reichte ihm den größeren hin. „Iß“, sagte sie.

Er warf einen scheuen Blick auf das Gebotene. „Das ist dein Brot“, erwiderte er leise und ablehnend.

„Das tut nichts; ich hab' an dem da genug.“ Und da er noch immer keine Miene machte, es zu nehmen, so legte sie es dicht an seiner Seite auf den Boden nieder. „Du wirst auch durstig sein“, fuhr sie fort. „Ich will dir einen Trunk Wasser holen; dort oben fließt eine Quelle.“ Und damit stand sie auf, bückte sich nach einem Krüglein, das halb zerscherbt zwischen dem Geröll lag, und stieg bis zum Tannicht oberhalb des Steinbruchs hinauf, wo ein dünner Wasserstrahl unter dunklem Moose

hervorrieselte. Sie füllte das Krüglein, trank, füllte es wieder und kehrte zurück. Das Brot lag noch immer unberührt neben Georg. Aber das Wasser nahm er. „Ich danke dir", sagte er innig, nachdem er getrunken hatte.

„Weshalb? Ich tu's ja gern. — Aber jetzt iß", fuhr sie, sich wieder setzend, mit sanftem Drängen fort. „Von mir kannst du's schon nehmen."

Er langte verschämt nach dem Brote. „Du hast gewiß im Leben auch schon viel Not gelitten, weil du so gut bist", sagte er, indem er, ohne sie anzusehen, ein Stückchen wegbrach. —

„Ja, das hab' ich. Und ich spür' auch jetzt noch oft genug, wie weh der Hunger tut."

Es war, als blieb ihm der Bissen im Halse stecken. „Auch jetzt noch?" fragte er endlich. „Wird denn die Arbeit gar so schlecht bezahlt?"

„Mir wird sie gar nicht bezahlt."

„Was? Du bekommst keinen Tagelohn?"

„Nein; den behält der Aufseher."

„Der Aufseher?"

„Er ist mein Stiefvater."

„Dein Stiefvater —" wiederholte er, noch immer ganz gedankenlos vor Erstaunen.

„Ja; mein rechter Vater ist bei der Arbeit verunglückt, als ich noch ganz klein war; abstürzende Erde hat ihn verschüttet. Dann ist die Mutter bei dem Aufseher geblieben, der damals, wie mein Vater, Teichgräber war und mit ihm in Böhmen umherzog."

„Also aus Böhmen bist du? Darum red'st du auch so fremd und hast einen so seltsamen Namen. Ter— ich kann ihn gar nicht nachsagen."

„Tertschka", ergänzte sie. „Deutsch heißt es Therese."

„Hier zu Lande würden sie dich Resi nennen. — Aber," fuhr er fort, „wenn dein Stiefvater deinen Lohn behält, so muß er dir doch zu essen geben."

„Gerade so viel, daß ich nicht verhungere. Du glaubst nicht, wie geizig er ist. Sich selber läßt er's freilich wohl geschehen, und es vergeht fast kein Tag, an dem er sich nicht betrinkt. Aber den andern gönnt er das Wasser nicht, wenn sie es ihm nicht bezahlen, und um ihn her könnt' alles verhungern, eh' er aus freien Stücken die Hand auftät. So muß ich mich mit dem begnügen, was am Herd abfällt, und dabei behält er, wie gesagt, meinen Lohn und obendrein die vierzig Gulden in Silberstücken, die mir meine Mutter hinterlassen hat. Das wäre jedoch alles das Schlimmste nicht. Aber er ist auch ein boshafter Mensch, der mich oft schlägt. Du hast gestern gesehen, wie er mich wegen der Jacke anließ."

„Ja, das hab' ich gesehen."

„Und so war er auch stets mit meiner Mutter. Ich lass' mir's nicht nehmen, daß sie die Schwindsucht, an der sie gestorben ist, von einem Schlage bekam, den er ihr einst im Zorn und Rausch vor die Brust versetzt hat."

Sie schwieg, in traurige Erinnerungen verloren. Endlich sagte Georg: „Wenn dich dein Stiefvater gar so übel behandelt, warum bleibst du bei ihm?"

„Weil ich weiß, daß er mich nicht fortließe", antwortete sie nach einer Pause. „Er braucht ein so armes, hilfloses Ding um sich, das er ungestraft quälen und martern kann. Denn er ist im Innersten feig, wenn er auch oft grimmig und wütend wird. — Und wohin sollt' ich gehen?" setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Es ist überall nicht gut in der Welt." Sie hatte bei diesen Worten wieder ihren Hammer ergriffen; Georg, etwas gestärkt, tat desgleichen, und bald waren sie neuerdings in ihre harte Arbeit vertieft.

So verrann Stunde um Stunde, und die Mittagshitze lagerte sich glühend über Berg und Tal. Weithin regte sich nichts; nur der eintönige Fall der Hämmer war in der Stille zu hören und der Ruf des Spechtes. Von Zeit zu Zeit stimmten die Männer längs der Bahn einen kurzen, rauhen Gesang an.

Plötzlich ertönte der schrille Laut einer Glocke. „Was ist das?“ fragte Georg, der sah, daß die andern ihre Werkzeuge hinlegten und auf die Hütte zuschritten.

„Der Aufseher hat zum Essen geläutet“, erwiderte Tertschka.

„Zum Essen —“ wiederholte er matt. „Und was gibt es denn bei euch?“

„Heidegrütze und Kartoffeln. Heute wird auch Schweinefleisch sein; denn das haben sie gestern mitgebracht.“

„Es ist schon lange her, daß ich kein Fleisch mehr gegessen habe“, sagte er nachdenklich.

„Iß auch heute keins, du hast das Fieber; es könnte dir schaden. Denn der Aufseher hat kein Gewissen und nimmt dem Metzger in Schottwien die schlechte, verdorbene Ware ab, und da er's bei der Bauleitung durchgesetzt hat, daß jeder, was er zum Leben braucht, bei ihm kaufen muß, so schlägt er alles teuer genug los und hat seinen sündhaften Gewinn dabei. Drum kocht er auch selbst; denn er traut keinem von uns.“

„Er kocht?“

„Ja. Um die Arbeit kümmert er sich wenig und läßt es gehen, wie's geht. Nur zuweilen einmal kommt er nachsehen, und dann flucht und wettert er; freilich am meisten mit solchen, die nicht den Mut haben, etwas zu erwidern.“

„Seltsam; aber mit dem Fleisch hat es bei mir keine Gefahr“, sagte Georg bitter. „Denn da ich kein Geld habe, kann ich mir auch keines kaufen.“

„Je nun, er würde dir schon borgen bis Samstag, wo der Lohn ausbezahlt wird. Aber weh' dir, wenn er dich einmal auf der Kreide hat! Nicht allein, daß er dir alles doppelt anrechnet, er zwingt dich auch, mit ihm zu zechen und Karten zu spielen, damit er dich ganz in die Klauen bekommt. Dann siehst du von dem deinigen keinen Kreuzer mehr und bleibst ihm verfallen, wie die arme Seele dem Teufel.“

Er hatte ängstlich zugehört. „Aber wie stell' ich es an, bis Samstag zu leben“, sagte er kleinlaut. „Heut' ist erst Mitt-

woch. Wenn ich nichts von ihm auf Borg nehmen darf, so muß ich verhungern."

Sie hatte sich schon früher am Saume ihres Rockes zu schaffen gemacht und einen kleinen Teil der Naht aufgetrennt. Jetzt zog sie ein zusammengewickeltes Stückchen Papier daraus hervor und entfaltete es langsam. Es war eines jener Banknotenfragmente, welche damals in Österreich unter dem Namen „Viertel" im Umlaufe waren und die mangelnde Scheidemünze ersetzen mußten. Sie reichte es Georg hin. „Nimm," sagte sie; „das langt bis Samstag, wenn du recht sparsam bist. Du kannst es mir allwöchentlich kleinweise von deinem Lohn zurückgeben."

Er blickte sprachlos auf das abgegriffene Zettelchen in ihrer Hand. Überraschung, Rührung und verschämte Freude malten sich wundersam in seinem Antlitz. Er war wie betäubt und regte sich nicht.

„Es ist mein Einziges", fuhr sie treuherzig fort. „Unser Ingenieur hat mir's geschenkt, als er im vorigen Monate hier war. Er hatte seinen Mantel in der nächsten Hütte liegen lassen, und den mußt' ich ihm holen. Aber du tust mir einen Gefallen, wenn du das Geld nimmst. Ich fürcht' immer, ich könnt' es verlieren; derhalb hab' ich's auch in meinen Rock eingenäht. Wenn der Aufseher darum wüßte, hätt' er mir's längst abgefordert." Und damit legte sie es in seine Hand. „Aber jetzt komm' und laß uns zum Essen gehen. Vergiß nicht, was ich dir wegen des Fleisches gesagt habe, und begnüg' dich mit dem übrigen. Das Mehl ist zwar auch meistens dumpfig; aber gestern haben sie frische Kartoffeln gebracht. Und abends kannst du dir ein Glas Branntwein gönnen; das wird dir gut tun." Er stand auf und folgte ihr schweigend. Nach einigen Schritten blieb er stehen und blickte ihr tief in die sanften braunen Augen. „Wie soll ich dir's vergelten, Tertschka", sprach er mit zitternder Stimme. „So gut und lieb, wie du, war noch kein Mensch mit mir."

„Ach was,“ erwiderte sie; „man muß sich gegenseitig helfen in der Welt. Und dann — du bist ja auch gut. Das hab' ich dir gleich gestern angesehen, als du kamst.“

Sie hatten die Hütte erreicht. Drinnen umlagerten die andern, aus schadhaften Näpfen essend, bereits den Herd, an welchem der Aufseher stand, die Ärmel aufgekrämpelt und mit vorgebundener Schürze. Er war eben im Begriffe, ein mächtiges Bratenstück anzuschneiden, dessen brenzlicher Duft den Eintretenden entgegenschlug und Georg einen unwillkürlichen Seufzer entlockte. Auch die übrigen blickten gierig nach dem fetttriefenden Fleische und nahmen der Reihe nach ein Stück davon in Empfang, das sie von der Faust weg verzehrten. Einige legten Geld dafür nieder; bei den meisten jedoch machte der Aufseher ein Zeichen in ein kleines Büchlein. Georg hatte von Tertschka einen Napf erhalten; damit näherte er sich nun dem Herde. Der Aufseher sah ihn befremdet an. Endlich entsann er sich. „Aha, der Knirps von gestern!“ rief er. „Nun, hast du etwas gearbeitet?“

„Ja; Steine hab' ich zerschlagen.“

„Und nun hast du Lust, zu essen. Was willst du?“

„Ich möcht' euch um Grütze und Kartoffeln bitten.“

Der Aufseher tat ihm das Verlangte in den Napf und nahm das Papier in Empfang, das ihm Georg hinreichte. „Du wirst doch auch ein Stück Braten wollen“, sagte er dann.

Das war nun eine gewaltige Versuchung für den Armen. Aber er gedachte der Warnung Tertschkas und erwiderte, während der andere schon das Messer ansetzte: „Nein, ich esse kein Fleisch.“

„Was? Bist du ein Knicker? Bei deinem verhungerten Aussehen solltest du froh sein, etwas ordentliches in den Leib zu kriegen.“

„Er hat das Fieber; das fette Fleisch könnt' ihm übel bekommen“, sagte Tertschka hinzutretend; denn sie fühlte, daß es dieser barschen Aufdringlichkeit gegenüber die Willenskraft Georgs zu stützen galt.

„Halt dein Maul!“ schrie der Mann. „Wer hat dir gesagt, was ihm wohl oder übel bekommt? Misch' dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen!“ Und zu Georg gewendet fuhr er fort: „Also willst du, oder willst du nicht?“

Diese Worte klangen wie ein Befehl, das lockende Gericht nicht zurückzuweisen. Aber der Schüchterne nahm all seinen Mut zusammen und erwiderte: „Sie hat recht, ich darf das Fleisch nicht essen.“

„Nun, so laß es sein!“ schrie der andere giftig, indem er das Messer beiseite warf. „Bitten werd' ich dich nicht.“ Und da Georg vor ihm stehen blieb, fragte er: „Auf was wartest du noch?“

„Ihr sollt mir herausgeben“, antwortete jener stockend.

„Ja, ja, ja!“ rief der Aufseher. „Glaubst du, ich werde die lumpigen paar Kreuzer behalten?“ Und damit warf er ihm den Rest in Kupfermünze hin und drehte ihm verächtlich den Rücken. Georg, den Napf in der einen Hand, las mit der anderen mühsam die umherrollenden Geldstücke auf; dann setzte er sich in einen Winkel und begann sein karges Mahl zu verzehren, das mittlerweile schon ziemlich kalt geworden war. Er sah dabei, wie der Aufseher eine grünliche Flasche ergriff und einigen Verlangenden Branntwein in ein kleines Glas goß, welches, geleert und wieder gefüllt, von Mund zu Mund wanderte. Er aber vertröstetete sich auf den Abend, den Worten Tertschkas gemäß, welche inzwischen, dürftig genug, ebenfalls Mittag gehalten hatte und nun auf einen Wink des Stiefvaters daran ging, das Kochgeschirr zu scheuern. Die andern lagerten sich draußen im Schatten der Hütte, um den Rest der Ruhestunde zu verschlafen. Der Aufseher jedoch nahm eine kleine Pfanne vom Herde, in welcher sich ein lecker zubereitetes Huhn befand, und stellte sie nebst Teller und Eßzeug und einer Flasche Wein auf den nahen Tisch. Als er sich eben anschicken wollte, behaglich zu schmausen, fiel sein Blick auf Georg, welcher, den leeren Napf zwischen den Knieen, still überlegte, ob er nicht Tertschka

beim Scheuern helfen solle, wovon ihn aber eine geheime Scheu vor dem grimmigen Manne abhielt. „Was sitz'st du da und gaffst?" schrie jetzt dieser. „Pack' dich hinaus zu den andern! Ich brauch' hier keinen Spion, der mir den Bissen vom Maul wegguckt!" Georg schrak empor, schlich aus der Hütte und legte sich draußen auf den sonnigen Boden nieder, da er im Schatten keinen Platz mehr fand. Nach einer Weile ließ der Aufseher wieder die Glocke zur Arbeit erschallen; er selbst begab sich in seinen Verschlag, um nun auch Siesta zu halten. Die Männer reckten und dehnten sich und folgten nur zögernd dem Rufe; einige drehten sich sogar auf die andere Seite und schliefen weiter. Georg aber schritt mit Tertschka wieder zum Steinbruch hinan, wo sie, bis der Abend sank, ihrer harten Pflicht oblagen. Und auch in den Tagen, die nun folgten, saßen sie nebeneinander. Denn die Kräfte Georgs hoben sich wirklich; die bitterste Not war ja vorüber, zudem schien der frische Hauch der Gebirgsluft heilend auf seinen fiebersiechen Körper zu wirken. Er schwang den Hammer schon ganz rüstig und erzählte dabei der armen Genossin allerlei aus seinen Militärjahren. Es waren freilich keine munteren Abenteuer und kecken Soldatenstreiche, was er vorbrachte; bei seinem scheuen und in sich selbst gedrückten Wesen hatte er ja nur die Schattenseiten eines Standes kennen gelernt, der so manchem anderen den heitersten Genuß des Daseins eröffnet. So konnte er nur berichten von den Leiden der Rekrutenzeit, welche ihm die unerbittliche Korporalsfaust zur Hölle gemacht, von langem Schildwachstehen im Schnee, von beschwerlichen Märschen und nächtlichen Kampierungen im Regen und Sturm — und vor allem, wie er bei der Belagerung Venedigs mit seinem Regimente vor dem Fort Malghera gestanden und dort ihrer Hunderte in der faulen Sumpfluft vom Typhus und von der Cholora hinweggerafft wurden. Tertschka hörte still zu. Vieles faßte sie nur halb oder gar nicht; denn die Dinge, von denen er sprach, hatten ja stets so fern ab von ihr gelegen, und vollends von einer Stadt, die mitten im Wasser er-

baut sei, konnte sie sich keinen Begriff machen; wie ihr denn auch bei dem Worte „Meer" nichts als eine undeutlich schimmernde Wolke vorschwebte. Aber sie fühlte heraus, wie schlecht es Georg all' seine Tage ergangen sei, und erzählte hinwieder auch, was ihr Trübes und Trauriges aus ihrem trüben, einförmigen Dasein in der Erinnerung geblieben war. So trösteten sie sich unbewußt gegenseitig, und es tat ihnen wohl, daß sie jeden Morgen, die Hämmer auf der Schulter, zum Steinbruch hinanstiegen und die langen sonnigen Tage nebeneinander verbringen konnten, wobei sie oft den Ruf der Glocke überhörten oder darob erschraken, weil er sie aus ihrer wehmütig trauten Einsamkeit in die wüste Gemeinschaft der Hütte zurücktrieb. —

Aber nicht lange sollte die Zeit dauern, wo sich die beiden in lang erduldeter Not und still entsagendem Kummer, wie andere in Lust und Fröhlichkeit und drängender Lebensfülle, immer inniger zusammenfanden. Sei es, daß der Aufseher durch die andern Arbeiter von ihrem Einvernehmen übelwollende Kunde erhalten, sei es, daß er es mit dem Instinkte der Bosheit von selbst erraten hatte — genug: er stand eines Tages hinter ihnen. „Was hockt *ihr* da beieinander wie die Kröten?" schrie er, während sie erschrocken aufsahen. „Marsch, du Hungerleider, zu deinen Kameraden, wo du hingehörst!" Und damit streckte er gebieterisch die Hand gegen den untern Teil des Steinbruches aus. „Und du, heimtückisches Aas," wandte er sich zu Tertschka, während Georg betroffen und sprachlos dem Befehl Folge leistete, „mir scheint, du hältst es mit dem elenden Krüppel da? Wart', das will ich dir austreiben! Wenn ich euch noch einmal beisammen seh', so ist der Kerl die längste Zeit hier gewesen, und *du* erblickst mir kein Tageslicht mehr!" —

So wurden sie rauh und plötzlich auseinander gerissen. Georg mußte in den nächsten Tagen unten am Bahngleise arbeiten, und wenn sie um die Mittagsstunde oder nach Sonnenuntergang in der Hütte zusammentrafen, so wagten sie kaum, sich anzusehen, geschweige nur ein Wort miteinander zu reden.

Denn der Aufseher behielt sie scharf im Auge, und auch die andern schienen mit stumpfer Schadenfreude über ihnen zu wachen.

Eines Abends jedoch — es war Samstag — hatte sich der Aufseher mit einigen Zechgenossen in die Schenke einer nahen Ortschaft begeben, indes die Zurückgebliebenen, wie gewöhnlich, den eben erhaltenen Wochenlohn an ein Spiel Karten wagten, dessen beschmutzte Blätter in ihren Händen die Runde machten. Während es dabei immer wüster und lärmender herging, faßte Georg Mut, sich verstohlen Tertschka zu nähern, die in ihrem Schlafwinkel auf einer alten Kiste saß, das Haupt auf die Hände gestützt. „Tertschka,“ sagte er leise, indem er ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche zog, „hier ist das letzte von dem Gelde, das ich dir schuldig bin.“ Und dabei legte er sachte einige Kreuzer in ihren Schoß.

„Ach, lass' es,“ erwiderte sie; „du wirst es noch brauchen.“

„Wozu sollt' ich's brauchen?“ fuhr er niedergeschlagen fort. „Ich habe keine Freude mehr auf der Welt, seit ich nicht mehr mit dir arbeiten kann.“

„Ich auch nicht“, sagte sie leise.

„Weshalb er uns nur auseinander gejagt hat?“ begann er nach einer Weile. „Ihm könnt' es doch eins sein, ob wir beisammen sitzen oder nicht; wenn wir nur unser Tagewerk ordentlich verrichten.“

Sie blickte vor sich hin. „Er ist ein böser Mensch,“ sagte sie endlich, „der nicht sehen kann, daß es einem anderen wohl ist, und jeden gern um sein Liebstes bringt.“

Tertschka war bei diesen Worten aufgestanden, hatte den Deckel der Kiste zurückgeschlagen und holte jetzt langsam eine wollene Jacke, einen Rock aus Kattun und ein Paar schwere Schuhe hervor. Dann noch ein verschossenes rotes Halstuch und einen alten Rosenkranz mit einem Kreuzlein von Messing daran, welche Gegenstände sie samt und sonders auf dem wieder herabgelassenen Deckel der Kiste sorglich zurecht legte.

„Was tust du denn da?“ fragte Georg, der ihr zusah.

„Ich will morgen nach Schottwien hinunter in die Kirche gehen", erwiderte sie. „Er kann's freilich nicht leiden, denn er kennt keinen Herrgott, und hat schon die Mutter immer gescholten, weil sie Sonntags niemals die Messe versäumen wollte und mich immer mit sich nahm. Er weiß mir immer etwas in den Weg zu legen, und ich bin schon zwei Monate nicht mehr von der Hütte weggekommen. Aber morgen geh' ich; er soll sich anstellen, wie er will. Ich mag nicht das Beten ganz verlernen unter dem Volk, das nur ans Trinken und Kartenspielen denkt."

Georg sah vor sich hin. „Ich bin auch schon lang' in keiner Kirche gewesen", sagte er. „Wie schön wär' es, wenn ich morgen mit dir gehen könnte."

„Ja, es wär' schön; aber es kann nicht sein."

„Je nun," fuhr er fort, „der Aufseher müßt' es gerade nicht merken. Wir gingen ein jedes für sich allein fort, und wir fänden uns erst unten wo zusammen."

Sie dachte nach. „Du hast recht; so wär' es möglich. Aber du müßtest lange vor mir aufbrechen. Gleich links von der Hütte führt ein schmaler, versteckter Steig ins Tal hinab; unten steht ein hölzernes Kreuz — dort könntest du mich erwarten. Aber jetzt geh'," setzte sie ängstlich drängend hinzu, „damit die andern nicht merken, daß wir miteinander gesprochen haben."

Und so ging er und suchte das harte Lager auf, wo er mitten unter dem lauten Gezänk der Spielenden in froher Erwartung des kommenden Tages sanft einschlief. —

Am andern Morgen funkelte die Welt in hellem Sonnenglanze, als Georg den steilen Fußpfad hinabstieg, welchen ihm Tertschka bezeichnet hatte. Er lugte dabei nach dem Kreuz im Tale aus und gewahrte bald, wie es morsch und windschief aus jungen Fichtenschößlingen hervorsah. Nun hatte er es erreicht und setzte sich, da es noch früh war, auf den bemoosten Steinblock, der gleichsam als Betschemel davor lag. Tiefes, sonntägliches Schweigen umgab ihn; selbst die Bienen über den

Gentianen, die hier in reicher Zahl ihre dunkelblauen Kelche erschlossen, schienen nicht zu summen. Georg kam ein unwillkürliches Lauschen an, und wie er so recht in die Stille hinein horchte, da ward es ihm, als vernehm' er ein leises, feierliches Gewoge von Glockentönen in der Luft. Nach und nach aber stellte sich die Ungeduld des Erwartens ein. Er erhob sich, schritt auf und nieder und pflückte einige Gentianen, auch weiße und gelbe Blumen, die hier und dort wucherten. „Die will ich der Tertschka geben, wenn sie kommt", sagte er zu sich selbst, indem er auf den unbeabsichtigten Strauß sah, den er in der Hand hielt. Dann brach er noch ein langes Farrenkraut ab und steckte es an seine Mütze, wo es sich, hin und her schwankend, gleich einer Schwungfeder ausnahm. Endlich gewahrte er auf der Höhe ein flatterndes Gewand, und bald war Tertschka bei ihm, welcher er bis zur Hälfte des Steiges hinauf entgegengeeilt war. „Da bin ich", sagte sie rasch atmend. „Er hat mich diesmal ohne viel Worte gehen lassen." Georg stand vor ihr und sah sie an. Sie hatte heute ihr Kopftuch abgelegt, trug das schlichte Haar frei gescheitelt, und ihr Antlitz wurde von dem verblichenen Rot des Halstuches sanft umleuchtet. Auch die dunkle Jacke, die freilich viel zu weit war, und der helle Kattunrock ließen ihr so übel nicht. „Wie schön du heut' aussiehst!" sagte er endlich. Sie schlug erglühend die Augen nieder. „Ich hab' das alles noch von meiner seligen Mutter", erwiderte sie, indem sie den bauschenden Rock zurechtdrückte. „Ich trag' es so selten, und da hält es sich." „Da, hast du Blumen," fuhr Georg fort; „ich hab' sie unterdessen gepflückt." Sie nahm den Strauß, den er früher halb hinter sich verborgen hatte, und wollte ihn vor die Brust stecken. Aber er war zu groß, und sie behielt ihn in der Hand, um welche sie den Rosenkranz gewunden hatte. So schritten die beiden durch die grünen Gefilde und an schmalen Äckern vorüber, wo das Korn bereits geschnitten und aufgehäuft lag, bis sie den Markt Schottwien erreicht hatten. Dort trafen sie alles in Bewegung. Denn es war eben Kirchtag, und die

lange breite Gasse, aus welcher der Ort besteht, wimmelte von festlich gekleideten Menschen und leichtem Fuhrwerk. Vor der Kirche aber hatte man Bretterbuden aufgeschlagen, und dort war eine Menge der verschiedenartigsten Dinge bunt nebeneinander zum Verkauf ausgelegt. Tücher, Tabakspfeifen, Messer, Glasperlen und Wachskorallen; allerlei Kochgeschirr, Pfefferkuchen und Spielzeug für Kinder. Sie blieben eine Weile bewundernd vor all' diesen Herrlichkeiten stehen, und Georg bekam Lust, eine Pfeife zu kaufen. Als er noch Soldat war, hatte er geraucht; später, in seinem Elend, hatte er's aufgeben müssen, nun aber, da er sein Brot erwarb und weder trank noch spielte, wie die andern, konnte er sich diesen Genuß wohl wieder gönnen. Er teilte seine Absicht Tertschka mit, und diese sprach ihm zu, er möge nur handeleins werden; sie selbst würde unterdessen langsam vorausgehen. „In der Ortskirche sind zu viele Menschen", sagte sie. „Eine halbe Wegstunde außerhalb des Marktes liegt eine einsame Kirche; in der bin ich schon einmal gewesen und will auch heute wieder hineingehen." Sie meinte damit „Maria Schutz" am Fuße des Sonnwendsteins. Georg drängte sich durch eine Gruppe von Gaffern und Feilschenden und erstand eine hübsche Porzellanpfeife mit bunten Troddeln. Dabei fiel ihm ein funkelnder Schmuck von gelben Glasperlen in die Augen, und er dachte, wie schön sich der am Halse Tertschkas ausnehmen würde. Da der Preis, welchen der Händler forderte, nicht allzu hoch war, so ließ er sich das Geschmeide in Papier wickeln und steckte es zu sich. Mit den paar Kreuzern, die er auf eine Guldennote herausbekam, kaufte er in der anstoßenden Bude ein großes Herz aus Pfefferkuchen; dann sprang er noch um ein bißchen Tabak in den nächsten Kramladen und eilte mit seinen Schätzen der Vorangegangenen nach. Er zeigte ihr zuerst die Pfeife, die ihr wohl gefiel. „Das ist für dich", sagte er hierauf und gab ihr das Herz. Es war mit einem farbigen Bildchen geschmückt, das ein zweites kleines Herz vorstellte, von einem Pfeile durchbohrt; ein Blumenge-

winde faßte das Ganze ein. Sie betrachtete es still und schob es mit dankendem Lächeln zwischen den Strauß und den Rosenkranz ein. „Ich habe noch etwas für dich gekauft", fuhr er nach einer Weile fort, indem er das kleine Päckchen langsam aus der Tasche zog und die Perlen durch die geöffnete Papierhülle blitzen ließ. Sie warf einen Blick darauf. „Wie kannst du nur soviel Geld für mich ausgeben!" sagte sie; aber ihre Miene strahlte von froher Überraschung und reinster Freude. „Für dich möcht' ich alles hingeben", erwiderte er innig. „Aber nimm es gleich um; es wird dir gut stehen!" Sie reichte ihm, was sie in der Hand hatte, und legte dann den Schmuck um ihren Hals. Da er aber etwas eng und rückwärts festzumachen war, so konnte sie damit nicht recht zustande kommen. „Laß das mich tun!" rief er, gab ihr wieder alles zurück, drückte, nachdem sie sich umgewendet, ihre braunen Haarflechten sanft empor und schob die beiden Teile einer kleinen Schließe ineinander. „So!" sagte er, indem er mit zufrieden prüfendem Blick vor sie hintrat. Dann gingen sie fröhlich weiter und hatten bald die Kirche erreicht, die aus schattigen Wipfeln hervorsah. Sie trafen nur sehr wenige Beter an; ein alter Priester mit grämlichen Gesichtszügen war eben zum Altar getreten und begann gleichgültig die Messe zu lesen. Tertschka kniete in der letzten Reihe der Bänke nieder, legte den Strauß und das Herz vor sich hin und faltete die Hände. Georg blieb hinter ihr stehen. Es wurde ihm ganz eigentümlich zumute in dem stillen Raume. Durch die hohen schmalen Bogenfenster fiel das Licht sanft und mild herein; er hörte das Gemurmel des Priesters, das Klingen des Ministrantenglöckleins, und Andacht durchschauerte ihn. Aber beten konnte er nicht: er blickte nur unverwandt auf Tertschka, die vor ihm kniete und mit gesenktem Haupte leicht die Lippen bewegte. Die Messe war bald zu Ende; der Priester gab den Segen, und die Anwesenden entfernten sich. Nur Tertschka verweilte noch. Endlich bekreuzte sie sich, stand auf und schritt, während Georg folgte, nach der Tür, wo der Küster bereits

ungeduldig die Schlüssel klirren ließ. Draußen leuchtete der goldene Vormittag, und nicht weit von der Kirche entfernt streckte ein stattliches Wirtshaus einen Busch von Tannenreisern gar einladend aus. „Willst du dich schon auf den Heimweg machen?“ sagte Georg, da Tertschka wieder schweigend den Weg nach dem Markte einschlug.

„Wohin sollten wir denn?“ erwiderte sie und sah empor.

„Dort drüben ist ein Wirtshaus. Ich glaube, wir könnten uns heut' etwas zugute tun, Tertschka. Wer weiß, ob wir wieder einmal miteinander gehen.“

„Nun, wenn du Lust hast“, sagte sie und blieb stehen. „Der Aufseher wird freilich schelten, wenn ich so spät zurückkomme. Aber du hast recht: wer weiß, ob wir wieder einmal miteinander gehen.“

Sie schritten also auf das Haus zu, vor welchem sich ein sanfter Hügel erhob. Dort wurzelte eine alte, riesige Buche und breitete ihre Äste über einer Anzahl roh behauener Tische und Bänke aus. Aber niemand saß daran. Es war ganz still und einsam hier; nur drinnen schien sich geschäftiges Leben zu regen. Endlich sah der Wirt aus der Tür, in schneeweißen Hemdärmeln, ein grünes Samtmützchen auf dem Kopfe. Er trat, die ungewohnten Gäste von der Seite anblickend, heraus und brachte auf das Begehren Georgs Wein in einem großen Henkelglase, Brot und Fleisch. Das setzte er ihnen auf den Tisch, an welchem sie sich niedergelassen hatten, verlangte gleich die Bezahlung und eilte wieder ins Haus zurück. Georg schob Tertschka den Teller zu, und diese zerlegte nun das Fleisch in kleine Stücke. Dann brachen sie das Brot und begannen gemeinschaftlich zu essen, wobei sich Tertschka, da der Wirt nur für einen gesorgt hatte, des Messers als Gabel bediente. Auch den Wein genossen sie zusammen, nacheinander das Glas zum Munde führend. Nach beendetem Mahle brannte Georg seine Pfeife an und sah wohlgemut dem Rauche nach, der sich leicht und bläulich in die sonnige Luft hineinkräuselte. „Schau, Tertschka,“ sagte

er, indem er seine Hand auf die ihre legte, „das hätten wir uns gestern früh nicht träumen lassen, daß wir heute so fröhlich beieinander sitzen würden."

„Ja," erwiderte sie, „ich hätt' es nicht verhofft."

Inzwischen war der Mittag herangerückt, und mit einem Mal ertönten in der Ferne lustige Klänge von Hörnern und Klarinetten. Gleich darauf stürzte der Wirt aus der Tür. „Die Hochzeiter sind da!" rief er dem nachfolgenden Gesinde zu. „Sputet euch! die Tische sollten schon gedeckt sein." Der Befehl wurde rasch ausgeführt, und es war auch hohe Zeit; denn schon kam, von der lärmenden Ortsjugend umsprungen, ein stattlicher Zug in Sicht. Spielleute voran; dann ein jugendliches Brautpaar; hinterdrein die ganze Sippschaft, zahlreiche Hochzeitsgäste und ein Rudel Neugieriger. Im Nu waren die Tische besetzt und umlagert, und nun ging es an ein Schmausen, Trinken und Jubilieren, und die Musikanten, die auch Streichinstrumente mitgebracht hatten, fiedelten und bliesen dazu, daß ihnen fast der Odem ausging. Es waren seltsam wechselnde Empfindungen, die unser Paar inmitten dieser lauten Lustbarkeit überkamen. Zuerst hatten sie erstaunt in das bunte Gewirr hineingeblickt; dann aber konnte Tertschka das Auge nicht mehr von der Braut abwenden. Die sah auch gar schön aus und mußte eine reiche Bauerstochter gewesen sein. Sie trug ein knappes Mieder von schwarzem Samt, das ihren schlanken Wuchs deutlich hervortreten ließ; ein Kettlein von eitel Gold war fünf- oder sechsmal um ihren Hals geschlungen, und das hohe Myrtenkränzlein in dem blonden, hinten in zwei langen Zöpfen herabfallenden Haar stand ihr zu dem etwas stolzen und strengen Gesichte wie eine kleine Krone. Auch der Bräutigam war ein stattlicher Junge, dem gegen Bauernsitte ein Bärtchen an der Oberlippe dunkelte und dessen schmucker, mit Gemsbart und Feder gezierter Jägerhut wohl imstande war, die Bewunderung Georgs auf sich zu lenken. Nach und nach aber beschlich die beiden ein banges, drückendes Gefühl der Verlassenheit unter den vielen

Menschen, davon gar manche sie mit scheelen Blicken musterten, als wollten sie fragen: „Was haben die hier zu schaffen?"

Endlich wandte sich Tertschka an Georg. „Komm', laß uns fortgehen. Wir taugen nicht unter die Leute. Wir wollen uns drüben am Waldrand niedersetzen. Dort können wir alles von weitem mit ansehen und der Musik zuhören."

Er war es zufrieden, und so schritten sie dem dunklen Fichtenwald entgegen, dessen Saum die helle Wiese begrenzte. Auf einem kleinen Abhange ließen sie sich nieder und lauschten den Klängen, die, lieblich gedämpft, zu ihnen herüberzogen. Mit einem Mal ward es still; sie sahen, wie drüben alles von den Tischen aufstand und einen Halbkreis bildete. Gleich darauf begannen wieder die Geigen zu schwirren.

„Die Brautleute tanzen!" rief Tertschka. Und wirklich war es so. In gehaltenem Tempo und mit zierlichen Wendungen bewegten sich die hohen schlanken Gestalten auf dem grünen Plan. „Wie lustig sie sich drehn!" fuhr Tertschka fort, indem sie sich unbewußt an die Schulter Georgs lehnte. Schau nur!"

„Ja, es sind glückliche Leute", sprach er, ohne hinzusehen, wie im Traum. — „Wenn wir nur auch einmal Hochzeit haben könnten."

„Ach geh'", sagte sie leise und langte nach einer roten Blume, die zu ihren Füßen blühte.

„Resi", fuhr er fort — es war das erstemal, daß er sie so nannte — und legte seinen Arm scheu und bebend um ihren Leib, „Resi — ich hab' dich so lieb!"

Sie erwiderte nichts; aber in dem Blick, den sie zu ihm aufschlug, lag es für ihn wie ein wogendes Meer von Glück. Und als jetzt drüben die Geigen lauter jubelten und das Brautpaar, durch allseitiges Rufen und Händeklatschen angefeuert, sich im stürmischen Wirbel dahinschwang, da zog er sie fest ans Herz, und ihre Lippen schlossen sich zu einem langen, tiefen Kusse zusammen. —

III.

Soll ich, der ich diese einfache Geschichte wahrheitsgetreu zu erzählen mir vorgesetzt, nun auch die Seligkeit zu schildern versuchen, welche die beiden von jetzt an überkommen hatte? Ich glaube, daß ich darauf verzichten darf; und zwar nicht bloß deshalb, weil keine Worte zu dem Gefühl hinanreichen, das ihnen mit einem Male den vollen Lichtglanz, den überschwänglichen Reichtum des Daseins erschlossen hatte, sondern auch, weil wohl jeder den Zauber der Liebe an sich selbst erfahren hat und so imstande ist, sich das Glück Georgs und Tertschkas nach seinem eigenen Herzen auszumalen. Freilich mußten sie dieses Glück scheu und ängstlich geheim halten wie ein Verbrechen; aber es lebte und blühte desto schöner in der Tiefe ihres Innern fort, und bei der angeborenen und lang geübten Begnügsamkeit ihres Wesens waren sie zufrieden, wenn sie sich des Morgens, Mittags und Abends verstohlen entgegenlächeln oder zu einem flüchtigen Händedruck aneinander vorüberstreifen konnten. Auch schien es, als ob der Aufseher immer weniger auf sie achte, daher sich ihre Besorgnis, er könnte vielleicht doch von ihrem gemeinsamen Gange nach Schottwien Kenntnis oder Vermutung haben, mehr und mehr verlor. Ja, Georg wagte sich sogar, wenn er, um Schotter zu holen, mit seinem Schiebkarren nach dem Steinbruch mußte, manchmal rasch zu Tertschka hinauf, wo dann den Liebenden in einer kurzen Umarmung die Welt versank. In einem solchen Augenblick jedoch erschallten plötzlich nahende Tritte, und als sie erschrocken auseinanderfuhren, sahen sie den Aufseher, der mit hohn- und wutverzerrtem Antlitz hinter ihnen stand. „Hab' ich euch, ihr Racker!" schrie er. „So befolgt ihr mein Gebot und meint, ich merke eurer Treiben nicht! Ich wußte recht gut, daß ihr letzthin den ganzen Sonntag miteinander herumgezogen seid; aber ich wollt' euch auf frischer Tat ertappen, und jetzt sollt ihr mir's büßen!" Und damit ergriff er Georg

rückwärts beim Halse und schleuderte ihn ein paar Schritte weit zu Boden, daß Sand und Geröll aufstob. „Fahr' deinen Schotter hinab, du Galgenstrick, und dann schnürst du deinen Bündel und gehst! Wenn du mir noch einmal unter die Augen kommst, so schlag' ich dich krumm und lahm!" Bei diesen Worten stieß er den mühsam sich Aufrichtenden zu dem Schiebkarren und trieb ihn mit drohend geschwungener Faust den Abhang hinunter. Hierauf kehrte er zu Tertschka zurück und betrachtete sie lange mit einem bösen, grausamen Blicke. „Mit dir", sagte er endlich, „werd' ich später reden." Und er ging, unverständliche Worte in sich hinein murmelnd.

Betäubt, seiner Sinne beraubt, war Georg bei seinen Genossen angelangt. Er hatte mechanisch den Schiebekarren ausgeleert; dann setzte er sich auf einen Stein und blickte gedankenlos ins Weite hinaus. Der Himmel war am Morgen schon leicht umwölkt gewesen; nun hatte sich ein trüber, grauer Tag zusammengezogen. Herbstlicher Windhauch strich leise durch die Wipfel der Tannen, und ein feiner, kalter Regen fiel auf die Erde. Aber Georg empfand die Tropfen nicht, die scharf in sein Antlitz schlugen. Feurige Funken tanzten vor seinen Augen, und ein heißer Schauer durchrieselte die Leere seiner Brust. Nach und nach jedoch drängte sich das Bewußtsein der erlittenen Schmach immer mächtiger in ihm hervor und mischte sich mit dem brennenden Gefühl des Unrechtes, das man an ihm und Tertschka zu begehen im Begriffe stand. Fortjagen wollte man ihn, und sie auseinanderreißen, die so tief und innig verbunden waren? Wer durfte das? Niemand! Und je länger er darüber nachdachte, desto mehr empörte sich seine sonst so verschüchterte und duldende Seele, und eine hehre Kraft, ein heiliger Mut lohten darin auf, jeder Macht der Erde entgegenzutreten, die sich solcher Gewalttat unterfinge. Seine unscheinbaren Züge nahmen allmählich den Ausdruck fester Entschlossenheit an, und seine fahlen Augen funkelten wundersam. Endlich erhob er sich und schritt, während

ihm die andern verwundert nachsahen, zu Tertschka empor. Die saß da und weinte.

„Weine nicht, Resi!" sagte er, und seine Stimme klang ernst und tief.

Sie antwortete nicht.

Er hob ihr sanft das Haupt empor. Sie schluchzte noch lauter.

„Weine nicht", wiederholte er. „Es hat alles so kommen müssen. Aber es ist gut; wir wissen nun, was wir zu tun haben."

Sie sah vor sich hin.

„Er hat mich fortgejagt; ich muß gehen — und du gehst mit mir."

Es war, als hörte sie ihn nicht.

„Unten in Krain bauen sie die Eisenbahn weiter", fuhr er fort. „Dort finden wir Arbeit."

Sie schüttelte langsam das Haupt.

„Du willst nicht, Resi? Und sieh, noch eins. Ich hab' einmal gehört, daß ausgediente Soldaten, die im Krieg waren, Bahnwächter werden können. Ich laß mir ein Gesuch schreiben; vielleicht glückt es mir, und wir bekommen dann eines von den kleinen Häusern, wie sie unten am Geleise stehen, und können darin leben als Mann und Frau. — Und wenn es damit nichts ist," setzte er rasch hinzu, da sie noch immer kein Zeichen der Beistimmung gab, sondern nur heftiger weinte, „wenn es damit nichts ist, so muß es auch recht sein. Wir wollen ein paar Jahre fleißig arbeiten und sparen, so viel wir können. — Aber so sprich doch ein Wort, Resi!"

„Ach," jammerte sie, „was du da sagst, ist alles schön und gut; aber du bedenkst eins nicht; daß mich der Aufseher nicht fortläßt."

„Er muß dich fortlassen. Du bist kein Kind mehr. Auch hat er sonst nichts mit dir zu schaffen. Du bist eine Arbeiterin wie jede andere, und kannst gehen, wann und wohin du willst."

„Glaub' mir, er läßt mich n i c h t gehen — und mit d i r schon gar nicht! — Ich hab' dir's bis jetzt verschwiegen," fuhr sie nach einer Pause fort, während sich ihr Antlitz mit dunkler Röte überzog, „aber nun muß ich dir's sagen. Schon zur Zeit, da die Mutter noch lebte, wollte er oft zärtlich mit mir tun; aber ich wich ihm aus und drohte, ich würd' es der Mutter klagen. Im vorigen Sommer jedoch kam er eines Abends allein aus dem Wirtshaus zurück und fing wieder an und sagte, er würde mich heiraten. Und da ich ihm kein Gehör gab, wollt' er Gewalt brauchen. Ich aber hab' mich seiner erwehrt und hab' ihm gesagt, was ich von ihm denke. Seitdem haßt er mich bis aufs Blut und rächt sich, wie er kann."

Georg war bis in die Lippen hinein bleich geworden, und seine Brust rang mühsam nach Atem. „Der Elende!" stieß er endlich hervor. „Und bei dem solltest du bleiben? Jetzt, da ich das weiß, noch weniger! Du ziehst mit mir, und er soll sehen, wie er's verhindern kann."

„Trau' ihm nicht", rief sie ängstlich. „Er ist imstande, einen zu morden, der schwächer ist als er."

„Ich fürcht' ihn nicht", erwiderte Georg, und seine kleine Gestalt reckte sich scheinbar weit über ihr Maß hinaus. „Er hat mich früher von hinten angefallen, und ich war nicht darauf gefaßt. Aber er soll mir noch einmal kommen!"

„Jesus!" klagte sie und rang die Hände; „ich könnt' es nicht sehen, daß ihr aneinander gerietet."

„Nun, es wird so arg nicht werden", versetzte er, seine Erregung niederkämpfend. „Wir wollen zu ihm — jetzt gleich — und ihm ruhig und gemessen unseren Entschluß mitteilen. Du wirst sehen, daß er nichts erwidert. Denn so schlecht, so niederträchtig er auch ist, erkennen m u ß er, daß er kein Recht und keine Macht hat, dich zu halten."

Sie rang noch immer verzweifelt die Hände.

„Fasse Mut, Resi", sagte er ernst. „Willst du mich allein ziehen lassen?"

Sie flog ihm an die Brust und klammerte sich an seinem Halse fest.

„Nun also", fuhr er fort und strich ihr sanft das Haar aus der Stirn, „gehen wir". Und sie schritten langsam auf die Hütte zu: sie die Brust voll Bangen und Zagen vor den Dingen, die sie kommen sah, er unerschütterliche Kraft und Zuversicht im Herzen. —

Als sie über die Schwelle traten, saß der Aufseher mit einem Messer in der Hand am Tische und schälte Kartoffeln. Er blickte etwas betroffen auf das Paar; aber seine Überraschung schlug allsogleich in Zorn und Wut um. „Was wollt ihr zwei da?" schrie er, indem er sich halb erhob und den Griff des Messers wie kampfbereit auf den Tisch stützte.

„Ihr habt mir die Arbeit gekündigt", erwiderte Georg in ruhigem Tone. „Ich komme, um meine Sachen zu holen und Euch zu sagen, daß die Tertschka mit mir geht."

Der Aufseher machte eine Bewegung, als wollte er auf ihn zustürzen; jedoch fühlte er sich durch die ernste, sichere Miene, mit welcher Georg vor ihm stand, wider Willen eingeschüchtert.

„Darauf geb' ich gar keine Antwort", knirschte er endlich.

„Ihr braucht auch keine zu geben. Tertschka ist frei und ledig und kann tun, was sie will."

Der Aufseher keuchte.

„Nimm, was dir gehört, Resi," fuhr Georg fort, indem er sich wandte, um seinen Quersack zu suchen, „und dann komm."

In der Brust des anderen arbeitete es heftig. Er wußte augenscheinlich nicht, was er beginnen sollte. Aber in dieser Unentschlossenheit warf er einen Blick nach Tertschka, welche ihre Seelenangst nicht verbergen konnte. Und als sie jetzt auf die Kiste zuschritt, sprang er auf sie los und stieß die Entsetzte in den Keller hinunter, dessen Tür halb offen stand. Dann schloß er diese ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. „So, das ist meine Antwort", stammelte er, vor Aufregung am

ganzen Leibe zitternd, während er sich wieder am Tische niederließ und mit erzwungener Ruhe seine Beschäftigung fortzusetzen begann.

Das war so rasch, so unvermutet geschehen, daß es Georg nicht hatte verhindern können. Er faßte sich jedoch allsogleich, hängte ohne jedes Zeichen von Eile seinen Sack über die Schulter und näherte sich mit langsamen Schritten dem Aufseher. „Laßt die Tertschka heraus", sagte er ruhig.

Der Aufseher schälte Kartoffeln.

„Laßt die Tertschka heraus."

Die Hände des Aufsehers zitterten. Und als Georg zum dritten Male, jedoch eindringlicher, seine Forderung wiederholte, sprang er auf und ballte die Faust. „Geh' jetzt — geh!" rief er, „sonst — —"

„Was — sonst?" erwiderte Georg gelassen. „Ich fürcht' Euch nicht, wenn Ihr auch stärker seid. Vorhin hattet Ihr leichtes Spiel mit mir, denn ich war wehrlos, wie jetzt die Tertschka. Aber Aug' in Aug' steh ich Euch!" Das Antlitz des Aufsehers war gräßlich anzusehen. Haß, Rachsucht und lähmende Feigheit wogten darin auf und nieder. Er rang nach Luft und seine Hände griffen unsicher vor sich hin. Georg gewahrte das alles, und seine Brust stählte sich mehr und mehr. „Drum rat' ich Euch," fuhr er fort, „gebt gutwillig heraus, was mein ist; sonst nehm' ich mir's mit Gewalt."

Während dieser Worte hatten sich einige Männer in der Hütte eingefunden; denn die Mittagsstunde nahte heran. Ihre Anwesenheit wirkte stachelnd auf den Aufseher. Er fühlte sich sicherer, und seine Feigheit, die er selbst mit Wut empfand, bäumte sich aus Furcht, von anderen bemerkt zu werden, zu frecher Verwegenheit empor. „Habt ihr gehört?" rief er, gegen die Männer gewendet, „der Kerl wagt es, mir zu drohen, weil ich das schlechte Weibsbild, die Tertschka, eingesperrt hab', daß sie nicht mit ihm davonläuft."

„Beschimpft uns nicht!" rief Georg, dessen Blut un-

willkürlich höher aufwallte. „Wir sind zwei ehrliche Leute. Ihr habt kein Recht, die Tertschka einzusperren, wenn sie auch schlecht wär'."

„Was? kein Recht hätt' ich?! Sie ist mein Stiefkind und bei mir aufgewachsen!"

„Leider Gottes! Mehr sag' ich nicht; ich will Euch schonen vor diesen da." Und dabei deutete er nach den Männern, die mit stumpfem Behagen dem wachsenden Streite zusahen.

„Hört ihr den Hund? Schonen will er mich! Packt ihn und werft ihn hinaus!"

Die Männer blickten einander an; aber sie regten sich nicht. Hinter der Kellertür war lautes Ächzen vernehmbar.

„Seht Ihr?" fuhr Georg in steigender Erregung fort; „es fällt keinem ein, mich anzurühren. Drum sag' ich Euch zum letztenmal: gebt die Tertschka frei, — oder ich nehm' den Hammer dort. Zwei Schläge damit, und die Tür geht in Trümmer!"

„Was? Die Tür willst du mir einschlagen? Du Räuber! Du Dieb! Hinaus! Sonst laß ich die Gendarmen holen!"

„Laßt sie holen!" rief Georg flammend. „Dann wird sich zeigen, wer im Recht ist! Dann wird sich zeigen, warum Ihr die Tertschka eingeschlossen habt! Dann wird zutage kommen, wie Ihr sie von klein auf mißhandelt, wie Ihr der Armen schändlich nachgestellt und ihr den sauer verdienten Taglohn und das Erbteil der Mutter, deren Tod Euch auf dem Gewissen brennt, vorenthalten habt! Dann wird zutage kommen, wie Ihr hier oben mit den Schwachen und Wehrlosen umgeht und wie Ihr Euch mästet mit dem Schweiß und Blut der Arbeiter, die man Euch anvertraut!" — Georg hielt unwillkürlich inne. Die Wucht und die Wahrheit dieser Anklagen hatten bei dem Aufseher das Maß zu Rande und ihn selbst um alle Besinnung gebracht. Sein Antlitz war bläulich fahl geworden; aufbrüllend wie ein verwundeter Stier schäumenden Mundes, die Augen weit vorgequollen — so

stürzte er sich mit hochgeschwungenem Messer auf Georg. Dieser aber hatte den Hammer erfaßt und schwang ihn gegen den Angreifer. Ein dumpfer Schlag erdröhnte; der Aufseher, vor die Brust getroffen, wankte — und taumelte, während sich ein Schwall dunklen Blutes aus seinem Munde ergoß. röchelnd zu Boden.

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille; stummes, ödes Grausen hatte die Anwesenden ergriffen. Georg aber stand da, wie David an der Leiche Goliaths. „Resi! Resi!" rief er jetzt, indem er mit raschen Schlägen das Türschloß aufsprengte, „komm heraus, Resi! Du bist frei; unser Peiniger liegt am Boden!"

„Jesus Maria!" schrie sie, hervoreilend, und schlug mit einem Blick auf den Getroffenen die Hände zusammen. „Er ist tot! Georg! Georg! Was hast du getan! Jetzt wird man dich fortführen und als Mörder vors Gericht stellen!"

„Das soll man! Ich werde Red' und Antwort geben. Die dort müssen es bezeugen, daß er mir mit dem Messer ans Leben wollte. — Geht hinunter," wandte er sich an die Männer, „und meldet, daß der Arbeiter Georg Huber den Aufseher erschlagen hat."

Es dauerte lange, bis sich einer dazu entschloß. Georg aber setzte sich mit Tertschka draußen vor der Hütte nieder. Sie weinte in einem fort; er, noch immer gehoben von dem Vollgefühle seiner Tat, die ihm ein vollstrecktes Richteramt erschien, streichelte ihr von Zeit zu Zeit sanft tröstend die Wangen. Endlich erschienen zwei Herren von der Bauleitung und ein Gendarm. Sie ließen sich alles erzählen und sprachen dann eifrig miteinander. „Eingeliefert muß er werden", sagte der Gendarm. „Er ist Urlauber und gehört vor das Militärgericht in Wiener-Neustadt." Da sich Georg willig und fügsam erwies, so wurde ihm mitgeteilt, daß man ihm keine Fesseln anlegen wolle; zu der jammernden Tertschka aber sprach der Gendarm, sie möge sich trösten; nach allem, was er gehört,

dürfte es so schlimm nicht werden. Ja, er gestattete ihr sogar, sich mit auf den Vorspannswagen zu setzen, der ihn und Georg später nach Wiener-Neustadt brachte — und so fuhren sie in den sinkenden Abend hinein und in die dunkelnde Nacht, während man oben die Leiche fortschaffte, und ein endloser Regen vom Himmel niederströmte.

IV.

Ein Garnisons-Stockhaus ist ein Gefängnis wie jedes andere, nur mit dem Unterschiede, daß diejenigen, welche sich darin befinden, alte, schadhafte Uniformen auf dem Leibe tragen. Man findet dort Soldaten von allen Farben und Abzeichen, und da sie sich samt und sonders als Glieder eines Standes fühlen, so herrscht unter ihnen mehr Eintracht, als dies anderswo der Fall zu sein pflegt; wie denn auch bei dem Völklein eine gewisse, durch Aufrechterhaltung der verschiedenen Rangunterschiede bedingte Zucht und Ordnung nicht zu verkennen ist. Trotzdem bleibt ein solches Stockhaus immerhin ein gar wüster, trübseliger Ort, und es darf uns nicht wundernehmen, daß es Georg in jenem zu Wiener-Neustadt nicht allzu wohl ums Herz ward. Ein mürrischer Profos, von einer Wache begleitet, hatte ihn bei später Nacht in den dunklen, stark bevölkerten Raum eingeschlossen, wo er sich, da für ihn noch kein Strohsack in Bereitschaft war, neben geräuschvoll atmenden Schläfern auf das blanke Holzlager hinstreckte. Aber schlafen konnte er nicht. Der gehobene Mut, die beschwingende Zuversicht, welche ihn erfüllt hatten, waren schon während der langen, traurigen Fahrt einigermaßen ins Sinken geraten; nun schlichen bange Zweifel und scheue Vorwürfe an ihn heran. Und als endlich ein bleicher Lichtschein durch die verschalten Fenster dämmerte, nach und nach die kahlen, schmutzigen Wände und die unerfreulichen Gesichter seiner Mitgefangenen beleuchtend, da fiel ihm die Erkenntnis seiner Lage immer

deutlicher, immer schwerer auf die Seele. Nicht, daß er etwa die Folgen seiner Tat allzusehr gefürchtet hätte; war er doch angegriffen worden und hatte sich seines Lebens wehren müssen; aber er sah im Geiste das Bild des Erschlagenen vor sich, sah ihn bleich und regungslos im Blute liegen, und in seinem weichen, wohlempfindenden Gemüte mischten sich jetzt mit dem schaudernden Bewußtsein, einen Menschen getötet zu haben, Reue und Mitleid und ließen ihn tief beklagen, daß alles so habe kommen müssen. Dieser unfreie und gedankenvolle Zustand wurde noch dadurch gesteigert, daß Tage um Tage, Wochen um Wochen vergingen, ohne daß man Georg ins Verhör genommen oder sonst sich um ihn gekümmert hätte. Denn nun stellte sich auch die Sorge ein, wie sich die nächste Zukunft gestalten würde, und quälte ihn um so mehr, als er über das Schicksal Tertschkas, nach welcher er eine schmerzliche Sehnsucht empfand, in völliger Ungewißheit war. Das arme Geschöpf hatte wohl durch Vermittlung des Gendarmen ein Nachtlager und gleich in den nächsten Tagen beim Neubau eines Hauses Arbeit gefunden, aber in ihrem Inneren sah es trostlos aus. Keiner von denen, die an dem Baugerüste vorübergingen und zufällig bemerkten, wie sie Backsteine oder mit Mörtel gefüllte Kübel hinanschleppte, hätte gedacht, mit welch' tiefem Gram und Herzeleid sie das alles verrichtete. Abends jedoch, wenn die Arbeit eingestellt wurde, und an Sonn- und Feiertagen umkreiste sie scheu die Kaserne, in welcher sich das Stockhaus befand, und spähte zu jedem vergitterten und geblendeten Fenster empor, ob sie nicht irgendwo das Antlitz Georgs entdecken könnte, so zwar, daß sie mehrmals von den Schildwachen hart angelassen und fortgescheucht wurde. In ihrer Not wandte sie sich endlich an die Soldaten der Torwache und bat sie, ihr zu sagen, wo sich der Gefangene Georg Huber befände; sie möchte gern mit ihm reden. Da bekam sie denn freilich nur rohes Gelächter und unziemliche Späße zu hören, bis sich endlich ein gutmütig aussehender Unteroffizier ihrer erbarmte, indem er

sich bereit erklärte, besagten Gefangenen ausfindig zu machen und demselben ihre Grüße zu bestellen; ihn zu sehen und mit ihm zu reden, könne ihr jedoch nicht verstattet werden, es wäre denn, daß sie vom Auditor hierzu die Erlaubnis bekäme. Den solle sie aufsuchen; aber sie müsse schon am Morgen zu ihm gehen, denn tagsüber sei der Herr selten zu Hause anzutreffen. So suchte sie denn früh am nächsten Sonntage ihre wollene Jacke und den Kattunrock hervor und begab sich, damit angetan, nach dem Hause, welches ihr der Unteroffizier bezeichnet hatte. Dort mußte sie eine lange Zeit im Flur warten; denn sie erhielt den Bescheid, der Herr Auditor schlafe noch. Endlich trat dieser, bereits völlig angekleidet, aus der Tür und fragte sehr eilig, was sie wolle. Er ließ sie nicht ausreden und sagte, die Erlaubnis, mit den Arrestanten zu sprechen, könne nur in den seltensten Fällen erteilt werden; sie solle sich übrigens beruhigen, denn die ganze Angelegenheit würde in Bälde ausgetragen sein. Wenig getröstet ging sie wieder; und wirklich verstrich abermals Woche um Woche, ohne daß über Georg irgend eine Entscheidung erfolgt wäre. Denn, um es nur zu sagen, der Auditor war ein lebenslustiger junger Mann, dem die Schönen der Stadt näher am Herzen lagen, als seine Gerichtsakten; zumal Verhandlungen, welche beurlaubte Soldaten betrafen und also in dienstlicher Hinsicht nicht so dringend waren, schob er gerne auf die lange Bank. In ihrer nunmehr gesteigerten Sorge trachtete Tertschka wieder ihren Vertrauten aufzufinden, und dieser meinte, daß ihr nichts anderes übrig bliebe, als sich an den Obersten des Platzkommandos zu wenden. Der sei zwar ein etwas strenger Herr; aber er habe schon vielen Menschen geholfen. Sie entschloß sich also auch dazu und mußte, ehe sie vorkam, wieder lange warten, jedoch diesmal nicht im Flur, sondern in einem warmen Vorgemach, was ihr um so wohler tat, als der Winter bereits ins Land gerückt war. Endlich hörte sie ein Geklirr von Säbeln; einige Offiziere traten aus den Gemächern des Obersten und gingen,

wie es schien, etwas niedergeschlagen fort. Nach einer Weile öffnete sich wieder die Tür; ein stattlicher Mann mit leicht ergrautem Schnurrbart blickte heraus und fragte ziemlich barsch nach ihrem Begehren. Da sie aber gleich zu weinen anfing, wurde sein Antlitz milder; er hieß sie eintreten und hörte, nachdem er sich gesetzt hatte, schweigend an, was sie vorbrachte. Dann stellte er einige Fragen an sie und forderte sie endlich auf, den ganzen Hergang zu erzählen. Das tat sie nun; freilich gar schlicht und unbeholfen, aber mit einem solchen Ausdruck von Wahrheit, daß der Oberst, der dabei öfter seinen Schnurrbart leicht emporstrich, sichtlich ergriffen wurde. Nachdem sie geendet hatte, stand er auf, legte ihr sanft die Hand auf die Schulter und sagte, sie möge getrost von hinnen gehen. Er gäbe ihr sein Wort, daß nunmehr die ganze Angelegenheit in kürzester Frist und, wie er hoffe, zu Georgs Gunsten erledigt sein werde. Freien und gehobenen Herzens entfernte sie sich; der Oberst jedoch ging noch eine Weile sinnend im Gemache auf und nieder, wobei er von Zeit zu Zeit die Sporen leise aneinander schlug. Endlich ließ er durch eine Ordonnanz den Auditor zu sich bescheiden. Er mußte ziemlich lange warten, bis der junge Mann, ganz erhitzt, mit einer raschen Verbeugung hereintrat.

„Herr Auditor," begann der Oberst, „es ist vor ungefähr vier Monaten ein Urlauber, namens Georg Huber, behufs kriegsrechtlicher Untersuchung hier eingeliefert worden."

Der Auditor fuhr unwillkürlich mit der Hand nach der Stirn. „Georg Huber — ja, ja, ganz recht. Es handelt sich, wie ich glaube, um einen Totschlag —"

„Allerdings; darum handelt es sich. Und ich wünschte, die Untersuchung beendet zu sehen."

„O nichts leichter als das", fuhr der andere aufatmend fort. „Es ist eine ganz gewöhnliche Geschichte, wie sie unter solchen Leuten nur zu oft vorkommt. Man läßt den Mann ein paarmal durch die Gasse laufen, und die Sache ist abgetan."

„Nicht doch, Verehrtester", erwiderte der Oberst. „Das wäre ein höchst oberflächliches, gewaltsames Verfahren. Es liegt mir im Gegenteile daran, daß diese Angelegenheit, wenngleich möglichst rasch, so doch ohne jede Überstürzung mit größter Umsicht und Sorgfalt geprüft und verhandelt werde. Denn ich erlaube mir, ohne damit Ihrer richterlichen Einsicht vorgreifen zu wollen, die Bemerkung, daß hier, wie ich mich überzeugt habe, sehr eigentümliche Verhältnisse mit im Spiele sind." Der Oberst hatte bei diesen Worten die Brauen zusammengezogen; der Auditor wußte, was das zu bedeuten habe, machte eine stramme Verbeugung und ging. Dann eilte er geraden Weges in seine Kanzlei, und da es ihm keineswegs an Scharfblick und Fertigkeit gebrach, so dauerte es wirklich nicht allzulange, daß Georg und die Zeugen, unter welch' letzteren sich auch Tertschka befand, vernommen waren, und von dem versammelten Kriegsgerichte folgendes Urteil geschöpft wurde: „Georg Huber, Urlauber des zwölften Regiments, sei des verübten Totschlages schuldig erkannt und zu einem Jahr schweren Kerkers verurteilt. In Erwägung des Umstandes jedoch, daß er sich teilweise im Falle der Notwehr befunden, so wie anderer erheblicher Milderungsgründe und mit Hinblick auf seine tadellose Dienstzeit, sei ihm die ausgestandene längere Untersuchungshaft als Strafe anzurechnen." Der Auditor errötete ein wenig vor sich selbst, als er diese letzten Zeilen niederschrieb; aber weit höher färbte sich sein Antlitz am nächsten Tage, als er dem Obersten das Urteil zur Bestätigung überbracht hatte, und dieser, nachdem er das Blatt gelesen, ihm lächelnd auf die Achsel klopfte und sagte: „Da sieht man, daß eine kleine Saumseligkeit im Dienste auch hin und wieder ihr Gutes haben kann." Aber er reichte ihm die Hand und verabschiedete ihn freundlich.

Zwei Tage darauf ließ der Oberst Georg und Tertschka zu sich rufen. Er betrachtete sie lange und schweigend; dann fragte er nach diesem und jenem und schloß damit, daß er ihnen den Rat erteilte, vor der Hand in der Stadt zu bleiben. Für

ihren Unterhalt durch angemessene Arbeit wolle er Sorge tragen, und sie würden noch später von ihm hören. Nachdem die beiden mit scheuen Dankesworten das Zimmer verlassen hatten, ging der Oberst wieder mit leisem Sporengeklirr auf und ab. Es waren seltsame Gedanken, die ihn bewegten. Er hatte vor vielen Jahren ein schlankes, blondes Fräulein geliebt und war sehr unglücklich gewesen. Nicht etwa, daß die Schöne seine Neigung zurückgewiesen hätte; darüber würde sich seine stolze, kräftige Jünglingsseele wohl bald getröstet haben, aber er war in seinen reinsten Empfindungen betrogen und mißbraucht worden, und das hatte ihn mit dauernder Bitterkeit und einer krankhaften Verachtung des weiblichen Geschlechtes erfüllt, die er gern offen zur Schau trug, wie er denn auch das Wesen der Liebe überhaupt angriff und behauptete, diese wäre zwar in den Romanen hirnverbrannter Poeten, niemals aber im wirklichen Leben zu finden. Und nun, nachdem er diese Meinung, einem leisen Widerspruche seines Innern zu Trotz, so lange und leidenschaftlich vor sich selbst und anderen aufrecht erhalten hatte: nun war ihm mit einem Male in diesem armen, verkümmerten Menschenpaare die Liebe mit all' ihrer Tiefe, Hingebung, Treue und Zärtlichkeit, in ihrer ganzen heiligen Kraft entgegengetreten — und stille Beschämung und unsägliche Rührung zogen in seine Brust. Auch ein klein wenig Neid mischte sich mit hinein; aber er beschloß, so weit dies von ihm abhinge, die beiden glücklich zu machen fürs ganze Leben. — —

* * *

Dort, wo die schwärzlichen Schienen längs der rauschenden Mur, an grünen Wiesen und anmutigen Auen vorüber, sich hinziehen, im Umkreise des Schlosses Ehrenhausen, das von einem bewaldeten Hügel freundlich auf den Ort gleichen Namens hinabschaut, steht ein einsames Bahnwächterhaus. Ein winziges Stückchen Feld, mit Mais und Gemüse bepflanzt, liegt dahinter, und vor der Tür, umfriedet von einer dichten Bohnen-

hecke, blühen rötliche Malven und großhäuptige Sonnenblumen. In diesem kleinen Anwesen, das den Vorüberfahrenden gar still und friedlich anmutet, leben, wie sie es einst kaum zu hoffen gewagt, Georg und Tertschka seit mehr als fünfzehn Jahren als Mann und Frau, und es braucht wohl nicht eigens bemerkt zu werden, daß ihnen der Oberst dazu verholfen hatte. Man merkt kaum, daß sie älter geworden, und sie verrichten gemeinsam den Dienst, der ihnen bei Tag und Nacht schwere Verantwortlichkeit auferlegt. Aber sie finden dennoch nebenher Zeit und Gelegenheit, ihr Streifchen Feld zu bebauen, eine Ziege samt einigen gackernden Hühnern zu halten und zwei flachshaarige Kinder aufzuziehen, die sich als willkommene Spätlinge eingestellt haben und ganz munter hinter dem Bohnenzaune heranwachsen. Auch trauliche Abendstunden sind ihnen vergönnt, wo sie Hand in Hand vor der Türe sitzen, der untergehenden Sonne nachschauen und noch immer den Tag preisen, an welchem sie sich zum ersten Male auf der Höhe des Semmerings begegnet. Und dann zieht die Vergangenheit mit allen Leiden und Freuden an ihnen vorüber — bis zu jenem Augenblicke, wo das Verhängnis schwer und furchtbar über sie hereingebrochen war — und doch ihr Glück begründet hatte. Und wenn dann in die Helle ihrer Brust ein trüber, dunkler Schatten fallen will, dann rufen sie schnell die Kleinen heran, die sich liebkosend in die Arme der Eltern schmiegen und mit den großen Kinderaugen so harmlos in die Welt hineinblicken, als lebten sie nicht den wechselvollen Schicksalen entgegen, die sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht, so lange noch Menschen atmen auf der alternden Erde.

Die Geigerin.



Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle ist 1874 in Ehrenhausen geschrieben und noch im Herbst mit der Jahreszahl 1875 im Einzeldruck (1000 Exemplare) erschienen, „Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach zugeeignet.“ Diese erste Fassung, in der Alexis gleich von Anfang an Offizier ist und Walberg am Schlusse einer Blatternepidemie zum Opfer fällt, hat in der ersten Auflage der „Novellen aus Österreich“ (1877, Seite 185—244) eine ziemlich eingreifende Überarbeitung erfahren, welcher der Dichter aber in der zweiten Auflage (1894, Seite 173—227) nur in der zweiten Hälfte treu geblieben ist, während er in der ersten Hälfte, besonders in der Exposition, auf den Einzeldruck zurückgegriffen hat. Damit war die endgültige Gestalt des Textes erreicht, der in den zweibändigen Ausgaben der „Novellen aus Österreich“ 1897 und 1904 (I. Band, Seite 161—211) nur mehr leisen stilistischen Abänderungen unterzogen wurde. Von einer Übersetzung in das Portugiesische ist in einem Briefe an Saar die Rede.



Ich bin ein Freund der Vergangenheit. Nicht daß ich etwa romantische Neigungen hätte und für das Ritter- und Minnewesen schwärmte — oder für die sogenannte gute alte Zeit, die es niemals gegeben hat, nur jene Vergangenheit will ich gemeint wissen, die mit ihren Ausläufern in die Gegenwart hineinreicht und welcher ich, da der Mensch nun einmal seine Jugendeindrücke nicht loswerden kann, noch dem Herzen nach angehöre. So fühl' ich mich stets zu Leuten hingezogen, deren eigentliches Leben und Wirken in frühere Tage fällt, und die sich nicht mehr in neue Verhältnisse zu schicken wissen. Ich rede gern mit Handwerkern und Kaufleuten, welche der Gewerbefreiheit und dem hastenden Wettkampfe der Industrie zum Opfer gefallen; mit Beamten und Militärs, die unter den Trümmern gestürzter Systeme begraben wurden; mit Aristokraten, welche, kümmerlich genug, von dem letzten Schimmer eines erlauchten Namens zehren: lauter typische Persönlichkeiten, denen ich eine gewisse Teilnahme nicht versagen kann. Denn alles das, was sie zurückwünschen oder mühsam aufrecht erhalten wollen, hat doch einmal bestanden und war eine Macht des Lebens, wie so manches, das heutzutage besteht, wirkt und trägt. Daher habe ich auch eine Vorliebe für die alten Plätze, die alten Gassen und Häuser meiner Vaterstadt, und bin noch zuweilen in jenen öffentlichen Gärten zu finden, die infolge neuerer Anlagen ihr Publikum verloren haben und verblühten Gouvernanten, brotlosen Schreibern oder ähnlichen Jammergestalten in lichtscheuer Kleidung tagsüber gewissermaßen als

Versteck dienen. Selbst mein Mittagsmahl pflege ich zumeist in Speiselokalen einzunehmen, die sich einst eines besonderen Rufes erfreuten, jetzt aber durch moderne Restaurants in den Schatten gestellt und nur mehr von einer kleinen Schar treuer Anhänger besucht wurden. —

In einem solchen Speisehause der inneren Stadt pflegte ich mich vor mehreren Jahren regelmäßig , und zwar ziemlich spät einzufinden. Denn ich wollte es still um mich haben und über dem Essen meinen Gedanken nachhängen. Fast jedesmal aber traf ich mit einem Gaste zusammen, der ein gleiches Bedürfnis zu empfinden schien. Es war ein Mann in mittleren Jahren und von stattlichem Wuchse. Leicht zu körperlicher Überfülle neigend, das Haar über der hohen, schimmernden Stirn bereits gelichtet, saß er in einer Ecke des Zimmers am Tische, aß und blickte dann, nachdem er mechanisch ein Zeitungsblatt zur Hand genommen, sinnend dem Rauche seiner Zigarre nach, wobei seine grauen Augen oft wundersam aufleuchteten, während um den fein geschnittenen Mund ein erhabenes und doch schmerzliches Lächeln spielte. Wochen um Wochen hatten wir uns so in einiger Entfernung schweigend gegenüber gesessen und nur beim Kommen und Gehen den üblichen kurzen Gruß getauscht. Eines Tages jedoch waren wir plötzlich in ein Gespräch verwickelt, ohne daß einer von uns hätte bestimmen können, wer eigentlich den ersten Anstoß dazu gegeben. Nun wurden wir rasch miteinander bekannt, und es zeigte sich, daß er mir eigentlich nicht mehr ganz fremd gewesen. Es waren nämlich damals, unter offenbar fingiertem Namen, in einem der ersten Blätter mehrere Aufsätze erschienen, die mich durch die philosophische Tiefe ihres Inhaltes sehr überraschten. Ein reifer, außerordentlicher Geist hatte es hier unternommen, politische und soziale Verhältnisse in einer Weise zu beleuchten, welche mit den allgemeinen Anschauungen in direktem Widerspruche standen, und hatte Perspektiven in die Zukunft eröffnet, deren paradoxe Fassung das Befremden, ja den Unwillen

der meisten Leser erregen mußte, so zwar, daß ich mich wunderte, wie ein den augenblicklichen Tagesinteressen dienendes Organ derlei in seine Spalten habe aufnehmen können. In der Tat brachen auch jene Artikel plötzlich ab, tauchten noch hin und wieder in anderen Journalen auf, bis sie endlich ganz verschwanden. Nun ging hervor, daß er der Verfasser sei, und ich fand durch ihn selbst meine Vermutung bestätigt, daß sich die Zeitungen nicht länger mit ihm hatten kompromittieren wollen. „Ich bin übrigens froh," setzte er hinzu, „daß man mich der Mühe des Schreibens überhoben hat. Denn es bleibt doch immer eine Qual, seine Gedanken zu Papier zu bringen. Und wozu den Leuten Wahrheiten sagen, die sie doch nicht hören wollen, und an welchen sich dereinst ihre Enkel die Stirne blutig stoßen werden." Ich erfuhr auch, daß er seinerzeit eine nicht unbedeutende öffentliche Stellung innegehabt. Leitende Persönlichkeiten waren auf seine Kenntnisse und Fähigkeiten aufmerksam geworden und hatten dieselben in der redlichsten Absicht für ihre Zwecke ausnützen wollen. Aber es erwies sich gar bald, daß diese eigentümliche Natur nicht geschaffen war, sich fremden Absichten unterzuordnen, und man ließ es sich gerne gefallen, daß er, nachgerade erst selbst zu dieser Erkenntnis gelangend, seine Entlassung nahm. In der großen Welt war er ebenfalls nicht fremd geblieben. Er hatte sich in den hervorragendsten Kreisen bewegt, wo er eine Zeitlang als liebenswürdiger Sonderling gesucht und wohl aufgenommen war; endlich aber, da sich weder innere noch äußere Anknüpfungspunkte ergeben wollten, übersah man, daß er wegblieb. Nun war er ganz in sich selbst zurückgesunken und hatte erreicht, was sein tiefinnerstes Wesen verlangte: Freiheit und Muße zu einsamen Studien und beschaulichem Denken, eine Bestimmung, welcher er sich um so getroster hingeben konnte, als ihm eine kleine Rente bescheidene Unabhängigkeit sicherte. Und wie so ganz, wie erhaben erfüllte er diese Bestimmung! Scheinbar untätig, war er vom Morgen bis tief in die Nacht hinein

bemüht, alles Gewordene und Werdende in sich aufzunehmen. Kein Zweig der Wissenschaft, der Kunst und des öffentlichen Lebens lag ihm zu ferne; allüberall suchte und fand er Material zu einem großen Werke, dessen Vorarbeiten ihn, wie er mir gestand, schon seit Jahren in Anspruch nahmen und dessen Ausführung er den Rest seines Lebens zu widmen gedachte. Er hatte nämlich im Sinne, eine Geschichte der Menschheit vom Standpunkte der Ethik aus zu schreiben, welche gewissermaßen die Kehrseite, oder eigentlich eine Berichtigung des berühmten Buches von Thomas Buckle werden sollte. Von einer glühenden Wahrheitsliebe beseelt, mit einem Blicke begabt, welcher bis zum geheimsten Innersten der Menschen und zum tiefsten Kernpunkte alles Bestehenden drang, haßte er nichts so sehr, wie die Lüge, den Schein und die Halbheit, und er konnte sich in dieser Hinsicht über Personen und Dinge mit einer zerschmetternden Rückhaltslosigkeit äußern, welche selbst jene, die im allgemeinen seine Ansicht teilten, befremden mußte, und mit der man sich nur versöhnen konnte, wenn man vernahm, mit welcher Begeisterung er von allem Echten, Guten und Schönen sprach, und wie so ganz ohne Schonung er gegen seine eigenen Fehler und Schwächen zu Felde zog. Dabei war er harmlos wie ein Kind, nur fähig, in der Idee zu hassen und zu verfolgen; in Wirklichkeit jedoch konnte es jeder menschlichen Verirrung gegenüber keinen einsichtsvolleren Beurteiler, keinen milderen Richter geben, als ihn. Am deutlichsten trat diese Eigentümlichkeit hervor, wenn er auf das andere Geschlecht zu sprechen kam, von dem er behauptete, daß ihm dereinst die Zukunft gehören würde, wenn er sich auch, wie er hinzusetzte, von dieser Zukunft keine rechte Vorstellung machen könne. Ich habe niemanden gekannt, der die weibliche Natur tief, gleich ihm, erfaßt hätte. Wie er ein Auge besaß, das für die feinsten Reize und Abstufungen der Schönheit empfänglich war, so entging ihm auch nicht der verborgenste Zug des Herzens und der Seele, und wenn er sich auch hin und wieder über die Frauen im allgemeinen zu

einem Worte hinreißen ließ, das an die Aussprüche des Frankfurter Weltweisen erinnerte, so war er hinterher doch gleich bemüht, alles, was er an ihnen zu tadeln fand, auf die soziale Stellung zu schieben, welche sie infolge der Verhältnisse seit jeher eingenommen. Wahrlich, wenn man ihn so von ihren Vorzügen und Tugenden, von ihren Kräften und Fähigkeiten reden hörte, man hätte glauben sollen, daß ihm die Herzen aller zufliegen müßten. Aber seltsam: er war, wie er mit schmerzlichem Humor gestand, niemals geliebt worden, obgleich er selbst oft und tief geliebt und seinerzeit viel mit Frauen verkehrt hatte. „Um diese, soweit dies überhaupt möglich ist, kennen zu lernen," pflegte er zu sagen, „darf man von ihnen nicht geliebt werden, denn man ist dann leicht geneigt, ihre Gunst als etwas Selbstverständliches hinzunehmen und infolge dessen geringer anzuschlagen. Man muß vielmehr durch sie schmerzlich gelitten und gesehen haben, welchen Schatz von Treue, Hingebung und Opferwilligkeit sie anderen Männern, ja sogar solchen, die wir tief unter uns erblicken, entgegenbringen, um zu erkennen, welch ein Geschenk des Himmels es sei, das Herz eines Weibes ganz und voll zu besitzen." — Trotz dieses lebhaften und unumwundenen Austausches von Gedanken und Empfindungen kam es zwischen mir und Walberg — wie ich den eigentümlichen Mann, dessen Name in Wirklichkeit viel weniger stolz und anspruchsvoll klang, hier nennen will — zu keiner Freundschaft im eigentlichen Sinne des Wortes. Wir hatten hierzu beide bereits die Geschmeidigkeit und Spannkraft der Jugend verloren, welche allein imstande ist, solche Bündnisse fürs Leben zu schließen. Unser Verkehr beschränkte sich auf anregende Tischgespräche und auf kürzere oder längere Besuche, die wir uns hin und wieder abstatteten. Zuweilen machten wir auch einen kleinen Ausflug ins Freie, wo ihm dann, von der Natur angeregt, das Herz vollends aufging und sein Geist geradezu Offenbarungen ausstrahlte. —

So hatten wir auch einmal nach Tisch einen Gang in den

Prater unternommen. Es war ein milder, sonniger Oktobertag, und in der endlosen Hauptallee mit ihren alten, sich eben leise entblätternden Kastanienbäumen wogte ein mächtiger Menschenstrom. Eine Zeitlang schlenderten wir so im Gewühle hin und ließen die schönen, stolzen Frauen zu Roß und Wagen an uns vorüberfliegen. Nach und nach aber fühlten wir uns beengt und gedrückt und schlugen, quer über die Wiesen schreitend, den Weg nach den einsameren Partien der stimmungsvollen Aulandschaft ein. Man hatte damals bereits begonnen, hier und dort einige jener herrlichen Baumgruppen zu fällen, welche in der nächsten Nähe einer Residenz ihres Gleichen suchen durften, und hatte so den Anfang zu den Verwüstungen gemacht, die später zur Zeit der Weltausstellung so große Ausdehnung gewannen. Vor zwei riesigen Buchen, welche mit ihren herbstlich gefärbten Wipfeln auf dem Boden lagen, blieben wir stehen. „Wie schade um die prachtvollen Bäume!“ sagte ich.

„Eine wahre Sünde,“ erwiderte er, „das frische, blühende Leben zu verwüsten, um irgend eine geschmacklose Anlage an die Stelle zu setzen. Ich sehe schon im Geiste die ganze liebliche Wildnis vernichtet, das letzte Stückchen Grün vertilgt und auf der trostlosen Ebene eine Masse nüchterner Häuser stehen, zwischen welchen ein qualmender Eisenbahnzug dahinbraust. — Aber,“ fuhr er nach einer Weile fort, „das ist im Grunde doch nur Sentimentalität. Alles vollzieht sich nach dem eisernen Gesetze der Notwendigkeit. Der Prater wird solange erhalten bleiben, als er ein Bedürfnis ist. Eine Reit- und Fahrbahn wird sich überall finden lassen, und das Volk kann sich auch anderswo beim Biere vergnügen!“

Wir waren wieder schweigend weitergeschritten. Ringsum herrschte tiefe Stille; nur ein kühler Windhauch schauerte leise durch die Zeitlosen, mit welchen der Grund wie übersät war. Endlich standen wir vor einem weitläufigen Sumpfe, aus dessen Schilf, von unseren Schritten aufgeschreckt, ein später Reiher

in die Dämmerung emporrauschte. Wir machten uns auf den Heimweg. Als wir die Brücke über den Donaukanal betraten, gewahrte ich, wie unter den Jochen hervor ein dunkler Gegenstand auf den Fluten trieb, in welchem ich die Umrisse einer weiblichen Gestalt zu erkennen glaubte. Gleichzeitig mit mir mußten ihn andere bemerkt haben; es entstand ein Zusammenlauf am Geländer; Rufe nach Rettung wurden laut, und wirklich stieß in einiger Entfernung ein Kahn ab, dessen Bemannung die Verunglückte mittels langer Enterhaken ans Ufer zog und am Fuße eines Gaskandelabers niederlegte. Dorthin strömte jetzt eine zahlreiche Menschenmenge; ich und mein Begleiter wurden unwillkürlich mit fortgerissen. Kaum aber hatte Walberg einen Blick in das bleiche Antlitz des Weibes getan, als er mich mit einem unterdrückten Aufschrei beim Arm ergriff und fortziehen wollte. Er faßte sich aber gleich wieder, trat auf die Sicherheitswache zu, die sich eingefunden hatte, und wechselte mit dem Manne einige Worte. Mittlerweile hatte man Vorkehrungen getroffen, die, wie es schien, bereits Entseelte in die nächste Rettungsanstalt zu bringen. Wir schlossen uns dem traurigen Zuge an und traten, indes die Menge draußen zurückgehalten wurde, bei dem Wundarzte ein. Während dieser mit seinem Gehilfen im Nebenzimmer Belebungsversuche anstellte, sank Walberg erschöpft in einen Stuhl und schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier, welches er aus seinem Notizbuche losgetrennt hatte. Der Arzt erschien bald und erklärte achselzuckend, daß alles vergebens und das Frauenzimmer tot sei. Walberg erhob sich und trat, während ich folgte, noch einmal an die Leiche, welche im grellen Lichte einer von der Decke niederhängenden Lampe auf dem Sofa des Zimmers lag. Es war eine schlanke, zarte Gestalt; bereits über die eigentliche Jugend hinaus, aber selbst noch im Tode von jener Anmut umflossen, welche nie altert. Die nassen, an den Formen klebenden Gewänder erschienen ziemlich abgetragen, und auch die Handschuhe, sowie die knappen Stiefelchen wiesen leicht

erkennbare Schäden auf. Der Arzt hatte das Hütchen, welches früher noch unter dem Kinn der Toten festgeknüpft war, entfernt, und so hing ihr lichtbraunes Haar, in feuchten Locken und Strähnen gelöst, über die Schultern hinab. Die bläulichen Lippen waren weit geöffnet, und große, dunkle Augen starrten gebrochen unter den Wimpern hervor. Der Anblick war zu ergreifend, als daß wir ihn hätten ertragen können. „Die Unselige!" murmelte Walberg, indem er sich, gleich mir, schaudernd abwandte; „so weit ist es mit ihr gekommen." Dann übergab er dem Wachmanne das beschriebene Blatt, und wir traten auf die Gasse hinaus, wo wir stumm nebeneinander hergingen. Walberg schien ein Vorhaben zu überlegen; endlich winkte er einen Mietwagen heran und ersuchte mich, ihn zu begleiten. Wir fuhren in eine der nächsten und belebtesten Vorstädte. Bei einem stattlichen, hell erleuchteten Kaufmannsladen ließ er halten und trat hinein. Geraume Zeit verstrich, bis er zurückkam. „Es ist alles so, wie ich es mir gedacht habe", sagte er beim Einsteigen mehr zu sich selbst, nachdem er dem Kutscher seine Wohnung bezeichnet hatte. Wir legten eine schweigsame Fahrt zurück, und als der Wagen hielt, schrak Walberg aus trübem Sinnen empor. — „Kommen Sie mit mir hinauf," bat er; „ich will jetzt nicht allein sein." In seinem einfachen Zimmer machte er Licht, zündete die Spirituslampe unter dem Teekessel an und reichte mir schweigend ein Kistchen mit Zigarren. Dann setzte er sich in einen Lehnstuhl und blickte nachdenklich vor sich hin. Es war mir, als hätte ich eine Mitteilung zu erwarten; aber ich wollte nicht drängen und nahm eines der vielen Bücher zur Hand, die überall umherlagen. Es wurde ganz still im Gemache; nur das Wasser im Kessel begann leise zu summen. Endlich wandte sich Walberg zu mir: „Soll ich Ihnen die Geschichte des armen Weibes erzählen, das sich heute in den Wellen der Donau den Tod gegeben?" Und meine Zustimmung vorweg nehmend, fuhr er fort: „Es ist eine traurige, ja vielleicht eine häßliche Ge-

schichte. Es kommt auf den Gesichtspunkt an, von welchem aus man sie betrachtet. Sie kennen meine Art und Weise, die Dinge aufzufassen; sie stimmt mit der Ihrigen überein, und so bin ich überzeugt, daß Sie dem unglücklichen Geschöpfe, trotz allem, was Ihnen jetzt zu hören bevorsteht, eine stille Träne in Ihrem Herzen nicht werden versagen können." Er war aufgestanden, hatte mir eine Tasse gefüllt und sich dann wieder gesetzt.

„Sie wissen," begann er, „wie zurückgezogen, wie einförmig ich lebe. Seit einer Reihe von Jahren verzichte ich auf Freuden und Vergnügungen, welche Männern in unserem Alter, in unseren Verhältnissen, natürlich und angemessen sind. Ich sage absichtlich, daß ich verzichte; denn von Natur bin ich eigentlich vollebig und eher zur Ausschreitung, als zur Beschränkung geneigt. Aber das geistige Bewußtsein ist in mir doch zu vorherrschend, als daß ich diesen Hang nicht als etwas Störendes, ja geradezu Feindseliges empfinden und nicht in jeder Weise bemüht sein sollte, ihn abzulenken und zu ersticken. Und so kann ich mich mit weit mehr Recht einen Asketen nennen als die meisten, welche vor der Welt die Abzeichen der Entsagung zur Schau tragen. Von Zeit zu Zeit jedoch bricht dieses niedergehaltene Element plötzlich mit aller Macht hervor, und ich werde dann, wie ich überhaupt zu Extremen neige, unaufhaltsam getrieben, mich aus meiner stillen Einsamkeit heraus in den vollsten Strom, ja vielleicht auch ein wenig in den Pfuhl des Lebens zu stürzen, freilich nur, um allsogleich wieder, ernüchtert und vor mir selbst beschämt, in den reinen Äther meiner Arbeiten zurückzukehren. So geschah es auch einmal im Karneval. Ich hatte mich an einigen halbwahren Büchern, die eben großes Aufsehen erregten, müd und ärgerlich gelesen. Ich war geistig verstimmt und sehnte mich ordentlich nach Menschen, die nichts Höheres ins Auge fassen und, nur auf das nächste beschränkt, gedankenlos in den Tag hineinleben. Es waren damals gerade

die Maskenbälle bei uns in Schwung gekommen, und ich hatte manches von dem tollen Treiben gehört, das dabei herrsche. Namentlich sollten jene, die in einem großen, außerhalb der Linie gelegenen Vergnügungslokale stattfanden, in dieser Hinsicht alles Dagewesene überbieten. Dorthin wollte ich nun, wollte mich unter die ausgelassene Menge mischen und, wenn es sich fügte, auch ein bißchen ausgelassen sein. In einer sternhellen Februarnacht machte ich mich auf den Weg. Kaum aber hatte ich die erleuchteten Säle einige Male durchschritten, als ich mich vollständig enttäuscht fühlte. Sprudelnde, entfesselte Lebensfreudigkeit hatte ich erwartet und fand nichts als öde Stumpfheit, die sich zur Aufmunterung bisweilen selbst mit den Fäusten der Gemeinheit in die Rippen stieß. Nicht einmal die Straußschen Walzer waren imstande, die Tanzenden zu befeuern, deren größtenteils plumpe und ungelenke Bewegungen Lächeln und Mitleid erregten. Reizlose Weiber in verschossenen Maskenanzügen zwangen sich zu lahmen Späßen, und wenn hier und dort ein feinerer Wuchs, ein geschmackvolleres Kostüm im Gewühl auftauchte, so gehörten sie Frauen an, die sich, in männlicher Begleitung, mehr zusehend, als teilnehmend verhielten. Zudem war es unerträglich heiß, und so suchte ich bald jene Nebenräume auf, welche teils als Speisezimmer, teils als Schauplätze für kleine dramatische Vorstellungen und sonstige Erlustigungen benützt wurden. In einem derselben ließ sich vor nicht sehr zahlreichem, aber gewählterem Publikum ohne Maske ein sogenanntes Damentrio hören. Ich setzte mich an einen der Tische, die vor der niederen Bühne angebracht waren, bestellte eine Erfrischung und ließ mich, mißmutig wie ich war, von den Klängen umrauschen, ohne ihnen Aufmerksamkeit zu schenken. Nach und nach aber wurde ich unwillkürlich gefesselt. Es waren Musikstücke edlerer Art, die hier mit so viel Ausdruck und Präzision vorgetragen wurden, daß sich der allgemeine Beifall oft und laut kundgab. Auch die Spielenden waren ganz geeignet, die Blicke auf sich zu ziehen. Sie

trugen alle drei weiße Kleider mit Gürteln und Achselbändern von schwarzem Taft, welche einfache Tracht ihre jugendlichen Erscheinungen anmutig hervorhob. Obgleich sie einander gar nicht ähnlich sahen, so konnte man sich doch des Eindruckes nicht erwehren, man habe drei Schwestern vor sich. Die jüngste, welche am Klavier saß, war fast noch ein Kind. Aber die Kraft und Sicherheit, mit welcher sie trotz der zuckenden Unruhe ihres schmächtigen, halbwüchsigen Körpers spielte, die herausfordernde Art und Weise, wie sie, die krausen blonden Locken schüttelnd, ihr mehr reizendes als schönes Gesicht dem Publikum zukehrte, gab ihr etwas Frühreifes und Bewußtes, was gleichzeitig anzog und abstieß. Die mittlere mit dem Cello war ihr gerader Gegensatz. In voll entwickelter Jugendblüte, die Wangen rosig, das glänzende schwarze Haar schlicht aus der Stirn gestrichen, saß sie gelassen da und wandte ihre ganze Aufmerksamkeit dem ungelenken Instrumente zu, das sie handhabte. Einen wunderbaren Anblick aber bot die Älteste dar, welche mit der Geige im Vordergrund der Bühne stand. Sie mochte ungefähr fünfundzwanzig Jahre zählen und war bereits von jenem schwermütigen Reiz des Verblühens umhaucht, welcher manche Frauen so anziehend macht. Die zarte Wange leicht an das bräunliche Holz geschmiegt, das matt schimmernde Haar nachlässig gelockt, und mit dem schlanken, biegsamen Leibe den Bogenstrichen folgend, glich sie einer Kamöne. Es entging mir nicht, daß sie bei ausdrucksvollen Stellen, zarten sowohl als leidenschaftlichen, ihre großen, etwas umschatteten Augen auf einen jungen Mann heftete, der in einiger Entfernung von mir saß, und den ich früher nicht beachtet hatte. Von hohem und schlankem Wuchse, sorgfältig, aber ohne Ziererei gekleidet, war er in seinen Stuhl zurückgesunken und schien die Aufmerksamkeit, welche ihm die Geigerin schenkte, gänzlich zu übersehen. Seine Blicke schweiften vielmehr, während er langsam ein Glas Punsch trank, nach dem Kinde am Klavier hin, welches ihm auch von Zeit zu Zeit wie verstohlen zulächelte.

Sein Antlitz wies ein kühn geschnittenes fremdländisches Profil, und die hohe, gerade Stirn leuchtete aus dunklen Haaren hervor; eine längliche Narbe auf der rechten Wange zierte ihn mehr, als sie ihn entstellte. Er war im eigentlichen Sinne des Wortes schön zu nennen. Das Geistige herrschte in seinen Zügen nicht vor; aber alles war voll Leben und Ausdruck, und die hellen braunen Augen blickten stolz und einnehmend zugleich, wie die des Hirsches. Die Geigerin hatte inzwischen begonnen, ein Solo vorzutragen, das nur hin und wieder von dem Klavier begleitet wurde. Sie spielte mit so zartem Schmelze, mit so hinreißendem Feuer, daß, als sie geendet hatte, stürmischer Beifall losbrach. Sie verneigte sich leicht, aber ihr Blick ruhte, während die Töne noch immer in ihr nachzuzittern schienen, auf dem jungen Manne, der nun auch, wie aus einem Traume aufgeschreckt, durch leichtes Kopfnicken seine Anerkennung kund gab. Es schien jetzt eine längere Pause eintreten zu wollen; denn die Spielenden verließen ihre Plätze und zogen sich in den Hintergrund der Bühne zurück. Mein Nachbar war gleichfalls aufgestanden und begab sich mit vertraulichen Gebärden zu den Frauen. Die Geigerin ging ihm mit erwartungsvollem Lächeln entgegen; er aber sah zerstreut über sie hinweg und reichte dem Kinde die Hand, welches, wiederum das Haar schüttelnd, auf ihn zusprang. Ich sah das alles und fühlte mein Herz von einem seltsamen Schmerze zusammengepreßt. Ich besitze die unglückselige Gabe, ohne es eigentlich zu wollen, aus geringfügigen Anzeichen, aus einem Blicke, einem Worte ganze Verhältnisse zu erraten und sie mir näher zurechtzulegen. So brachte ich denn gleich auch diese vier Personen in eine eigentümliche Stellung zueinander, die mich bedrückte. Ich verlor alle Lust, länger zu verweilen, und entfernte mich, während die Cellistin langsam die Noten zu einem neuen Stücke auflegte. Zu Hause angekommen, lag ich noch eine Zeitlang wach im Bette; endlich schlief ich ein, und die drei Gestalten in weißen Kleidern und der junge Mann mit der Narbe auf

der Wange zogen, wirr und phantastisch verschlungen, durch meine Träume. Auch in den folgenden Tagen wirkten diese Eindrücke nach, dann aber war alles vergessen. —

So kam der Frühling heran. An einem herrlichen Aprilmorgen hatte ich ein entlegenes Maleratelier besucht und mich dort mehrere Stunden verweilt. Da ich den weiten Weg nach der Stadt zurück nicht zu Fuße machen wollte, stieg ich in einen Stellwagen und — befand mich der Geigerin gegenüber. Ich hatte sie auf den ersten Blick wieder erkannt, obgleich ihr das Licht des Tages und die veränderte Kleidung viel von dem idealen Schimmer jener Nacht nahm. Eine etwas fahle Gesichtsfarbe und leichte Fältchen um den blassen Mund traten deutlich hervor, aber sie sah noch immer schön und einnehmend genug aus, und ein Frühlingshütchen von weißem Mull, das frisch wie der gefallene Schnee von der übrigen, noch etwas winterlichen Tracht abstach, stand ihr reizend zu Gesicht. Mit aufrechtem Oberkörper saß sie da und hatte die schmalen Hände über einem Päckchen gekreuzt, das in ihrem Schoße lag. Zuweilen rückte sie unruhig auf ihrem Sitze hin und her und blickte durch die Scheiben, als dauerte ihr die Fahrt zu lange. Als wir endlich bei der Stadt angelangt waren, ließ sie halten und sprang aus dem Wagen. Ich tat unwillkürlich dasselbe, aber ich konnte ihr nicht folgen; denn sie ging so rasch, daß ich, um nicht aufzufallen, nur mit den Blicken hinter ihr her bleiben konnte. Jetzt bog sie in die Gasse ein, in welcher sich die öffentliche Pfandleihanstalt befindet, und als ich meinen Schritt beschleunigte, konnte ich noch gewahren, wie sie in dem Tore dieses Gebäudes verschwand. Ein tiefes Weh fiel mir aufs Herz. Sollte auch *sie* mit der Not des Lebens, die mir hier wieder einmal als unzertrennliche Begleiterin der Kunst erschien, zu kämpfen haben? Ja, die Ärmste mußte vielleicht irgend ein teures Andenken, einen liebgewordenen Schmuck verpfänden, um nicht unterzugehen! In solch trübe Gedanken versunken, war ich halb unbewußt ebenfalls vor der Anstalt eingetroffen, als sie

plötzlich, das Päckchen krampfhaft umklammernd, mit dem Ausdrucke tiefster Verzweiflung im Antlitz, wieder unter dem Tore erschien. Sie war offenbar zu spät gekommen, oder man hatte sie auf morgen vertröstet; und nun stand sie da und blickte stumpfsinnig in das goldene Sonnenlicht hinein, das die gegenüberliegenden Häuser umfunkelte. Fröhliche Menschen schritten an ihr vorüber; ein kleines Mädchen bot ihr Veilchen zum Kaufe, aber sie bemerkte es nicht. Endlich ging sie und irrte, wie ohne Wahl und Ziel, in den nächsten Gassen umher. Ich konnte es nicht länger mit ansehen und trat an ihre Seite. ‚Erlauben Sie, mein Fräulein‘, sagte ich, indem ich höflich den Hut abzog.

Sie sah mich ausdruckslos an und eilte weiter.

Ich hielt mich neben ihr. ‚Bemühen Sie sich nicht, mein Herr‘, sagte sie endlich. ‚Ich wünsche keine Begleitung — ich muß Sie bitten —‘

‚Halten Sie mich für keinen Unverschämten, keinen Zudringlichen‘, erwiderte ich fest. ‚Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.‘

Sie zuckte zusammen. ‚Eine wichtige Mitteilung —‘ wiederholte sie tonlos, und mußte sich, um nicht zu sinken, an die nächste Mauer lehnen.

Ich war aufs äußerste bestürzt. ‚Erschrecken Sie nicht,‘ fuhr ich fort, ‚es handelt sich um etwas sehr Angenehmes — sehr Erfreuliches.‘

Sie atmete auf. ‚Und was könnte das sein?‘ fragte sie ungläubig.

‚Folgen Sie mir in jenes Durchhaus, wir können dort ungestörter sprechen.‘

Sie betrachtete mich zögernd und mißtrauisch; aber sie folgte mir.

‚Mein Fräulein,‘ begann ich, ‚Sie befinden sich in diesem Augenblicke in einer höchst peinlichen Verlegenheit.‘

‚Woher wissen Sie —?‘ stammelte sie überrascht.

‚Ich sah Sie vorhin — doch das tut jetzt nichts zur Sache; genug, daß ich es weiß.‘

Sie blickte zu Boden und kämpfte sichtlich einen harten Kampf, in welchem zuletzt das Vertrauen siegte. ‚Es ist wahr,‘ sagte sie und fuhr mit zitternder Hand über die Stirn, ‚ich bin in der größten Verzweiflung. Es gilt, eine mir sehr werte und nahestehende Persönlichkeit aus einer drohenden Gefahr zu retten. Seit gestern müh’ ich mich in jeder Weise, zu diesem Zwecke ein Darlehn aufzutreiben. Endlich habe ich von einer ehemaligen Freundin nach vielem Bitten und Flehen — nach vielfachen Erniedrigungen diese Diamanten erhalten, aber nur gegen das heilige Versprechen, dieselben bloß in der öffentlichen Anstalt, um keinen Preis jedoch in einem jener Winkelämter zu verpfänden, die nicht genug Sicherheit bieten. Und nun —‘

‚Kamen Sie nicht mehr zur rechten Zeit —‘

‚Kam um fünf Minuten zu spät! Das Bureau wird erst morgen wieder geöffnet — und wenn bis drei Uhr das Geld nicht beschafft wird, so ist alles verloren!‘

‚Beruhigen Sie sich. Es soll alles gut werden. Ich bin bereit, Ihnen das Nötige vorzustrecken.‘

‚O, mein Herr,‘ sagte sie, schwankend zwischen Freude und Scham — ‚wie kann ich — wie darf ich — von einem ganz Unbekannten —‘

‚Hier ist meine Karte. Und wenn auch ich Ihnen unbekannt bin — Sie sind es mir nicht. Ich habe Sie spielen hören.‘ Und während Sie errötend auf die Karte niedersah, fuhr ich dringend fort: ‚Besinnen Sie sich nicht länger! Weisen Sie die Hilfe nicht zurück, die ich Ihnen aus vollem Herzen anbiete. Nennen Sie mir den Betrag —‘

‚Oh,‘ sagte sie wieder hoffnungslos, ‚es ist viel Geld.‘ Und sie nannte eine Summe, über deren Höhe ich allerdings erschrak. Aber ich besaß diese Summe und konnte nicht zurück. ‚Sie begreifen,‘ sagte ich, ‚daß ich so viel nicht bei mir trage.

Erwarten Sie mich in zehn Minuten vor dem Stephansdome; ich werde Ihnen das Gewünschte einhändigen.‘ Und nach einem raschen Gruße eilte ich in meine Wohnung, das Geld zu holen.

Als ich mich später am bezeichneten Orte einfand, ging sie unruhig auf und nieder. Sie mußte schwere Zweifel in die Wahrheit meiner Versprechung gesetzt haben; denn bei meinem Anblick schien es ihr wie eine Last von der Seele zu fallen. Ich lenkte sie in die dunkle, menschenleere Kirche hinein und überreichte ihr die erforderliche Summe. Sie zögerte noch einen Augenblick, sie entgegenzunehmen. Dann aber drückte sie mit ihren beiden Händen warm die meine. ‚O, mein Herr,‘ sagte sie, ‚wie soll ich Ihnen danken! Sie wissen nicht, welchen Dienst Sie mir erweisen. Sie sollen alsbald wieder im Besitze des Ihrigen sein — gleich morgen will ich den Schmuck verpfänden.‘

‚Tun Sie das nicht‘, sagte ich. ‚Sie haben mir ja gestanden, daß Sie ihn nur gegen schwere Demütigungen erhalten. Sie kämen vielleicht in eine unwürdige, abhängige Stellung zu der Person, die Ihnen den Schmuck anvertraut. Geben Sie die Juwelen gleich wieder zurück. Mit meinem Gelde hat es keine Eile. Ich will zufrieden sein, wenn ich infolge dieses Darlehens das Glück habe, Sie einmal wiederzusehen.‘

Sie war durch diese letzten Worte offenbar peinlich berührt worden und hatte Mühe, eine ablehnende Gebärde zu unterdrücken. Aber wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, sagte sie rasch: ‚Allerdings, es wird mich unendlich freuen, meinen Retter näher kennen zu lernen. Hier ist meine Adresse, damit Sie mich zu finden wissen. Sie sollen übrigens schon in den nächsten Tagen von mir hören.‘ Und da ich sie nun selbst aufforderte, sich auf den Weg zu machen, so eilte sie, flüchtig wie ein Vogel, von dannen und verschwand im Menschengewühle.

Ich hatte ihr eine Weile nachgesehen; dann senkte ich

den Blick auf die Adresse und las: „Ludovica Mensfeld". Und wie ich jetzt so dastand, das kleine Kärtchen in der Hand, fühlte ich mich fremd und kühl berührt. Es war mir, als hätt' ich eine Torheit begangen. Ich hatte mich nahezu von allem entblößt, was ich augenblicklich besaß, und war nun selbst für die nächste Zukunft der Sorge preisgegeben. Und für wen hatte ich das Opfer gebracht? Für ein Weib, das mir ferne stand. Und nicht einmal für sie selbst; sie wollte ja mit dem Gelde einen anderen retten, und dieser andere, darüber konnte kein Zweifel sein, war der junge Mann, den ich damals in ihrer Nähe gesehen — und den sie liebte! Aber kümmerte mich das? War es nicht ein beglückendes, erhebendes Gefühl, eine arme, zitternde Menschenseele aus der Nacht der Verzweiflung zu befreien? Hatte ich nicht Hilfsquellen genug? Konnte ich nicht arbeiten? — So trat ich meinen Egoismus siegreich mit Füßen, und bald stand es bei mir fest, daß ich recht getan und keine weiteren Ansprüche mehr erheben würde; selbst der Wunsch, die Geigerin wiederzusehen, war erloschen. So ging ich, mit mir selbst im Reinen, freien und fröhlichen Herzens zu Tische. —

Nach kurzer Zeit erhielt ich durch die Post einen Brief mit gefälligen, etwas flüchtigen Schriftzügen. Er lautete:

‚Verehrter Herr! Wenn Sie morgen Abend nichts besseres vorhaben, so schenken Sie uns das Vergnügen Ihres Besuches. Sie werden bloß in einem Familienkreise sein.

Ihre dankschuldigste Ludovica.'

Ich legte das Schreiben ruhig beiseite, denn ich dachte gar nicht daran, der Einladung nachzukommen. Am andern Morgen jedoch fiel mir ein, daß es doch geradezu unartig wäre, sie ganz und gar zu ignorieren. Ich mußte mich mit einigen Zeilen entschuldigen und setzte mich an den Schreibtisch. Wie ich nun so nach einer landläufigen Ausflucht suchte, kam mir meine Wahrheitsliebe in die Quere, die es mir selbst in unbedeutenden Dingen schwer macht, eine Lüge zu ersinnen, und ich entschloß mich kurz und gut, hinzugehen. So suchte ich denn

gegen Abend den Stadtteil auf, in dem die Geigerin wohnte. Im dritten Stockwerk eines dichtbevölkerten Hauses schellte ich an der bezeichneten Türe. Eine Magd öffnete und wies mich nach dem Empfangszimmer, wo mir Ludovica in schwarzem Seidenkleide, eine dunkelrote Blume ins Haar gesteckt, mit graziösem Anstand entgegenkam und mich mit der versammelten Gesellschaft bekannt machte. Ich sah die zwei anderen Spielerinnen und fand meine Vermutung von damals bestätigt; denn Ludovica sagte: ‚Meine Schwestern Anna und Mimi.‘ Dann vor einem jungen Manne mit klugen, offenen Gesichtszügen: ‚Herr Berger, Kaufmann.‘ Zuletzt warf sie einen Blick auf d e n , den ich hier zu finden gewiß war, und fügte etwas undeutlich hinzu: ‚Herr Alexis.‘ Dieser hatte sich bei meinem Eintritt vom Sitze erhoben und kam jetzt, während er mir die Hand entgegenstreckte, mit großer Freundlichkeit auf mich zu, wobei er jedoch eine gewisse Befangenheit nicht verbergen konnte. Man wies mir neben ihm einen Platz auf dem Sofa an, und ich blickte nun, wie man dies an fremden Orten unwillkürlich zu tun pflegt, im Gemache umher. Es sah ziemlich kahl aus, und in der Einrichtung gab sich eine gewisse Sorglosigkeit kund. Ein älteres, aber wohlgebautes Klavier, auf welchem die Geigen Ludovicas ruhten, fiel zuerst in die Augen, und an den Wänden hingen die Bildnisse Mozarts und Beethovens, sowie verschiedener anderer Tonkünstler und Virtuosen. In einem kleinen Nebenzimmer jedoch, dessen Tür offen stand, schien eine bürgerliche, arbeitsame Hand zu walten, und den größten Raum nahm ein ausgedehnter Tisch ein, der mit angefangenen weiblichen Kleidungsstücken bedeckt war. Mimi, die, wie ich bemerkte, meinen Blicken folgte, rief lachend: ‚Der Herr verwundert sich über Annas Zimmer. Es sieht auch darin aus, wie in einer Schneiderwerkstätte.‘

Anna errötete.

‚Nicht doch,‘ sagte ich; ‚es ist ein ansprechendes Bild häuslichen Fleißes.‘

‚Ja, fleißig ist sie, das muß man ihr lassen', fuhr Mimi fort. ‚Sie ist unsere Mama, besorgt den Haushalt, fertigt uns Kleider und Hüte an —'

‚Und ihr dankt es mir nicht,' sagte Anna ernst.

‚Nicht böse werden!' lachte die Kleine, indem sie aufsprang und die Schwester mehr mutwillig als herzlich umfing. ‚Du Grausame verlässest uns ohnehin bald — um Herrn Berger zu heiraten.'

Anna und der junge Kaufmann erröteten jetzt gemeinsam.

‚Nun, schämt euch nicht! Ich gebe euch meinen Segen!' rief Mimi mit komischem Pathos und ausgebreiteten Armen. ‚Aber bedenkt, was wir und das Damentrio verlieren.'

‚Ich bedenke nur, was ich gewinne', sagte Berger, indem er die etwas große Hand seiner Verlobten zart an die Lippen führte.

Das Gespräch nahm nun eine allgemeinere Wendung und gab Alexis Gelegenheit, sich als gebildeten und geistvollen Mann darzustellen. Obgleich er kaum über dreißig Jahre zählen konnte, schien er bereits doch so manche Lebenserfahrung hinter sich zu haben und viel in der Welt herumgekommen zu sein. Wie aus seinen Reden hervorging, hatte er sich in den verschiedenartigsten Berufszweigen, zuletzt auch in der Kunst, versucht, und somit würde man ganz angenehm mit ihm haben verkehren können, wenn nicht einige zynische Bemerkungen, die er hin und wieder tat, auf eine gewisse sittliche Verwilderung seines Charakters gedeutet hätten, die neben den übrigen glänzenden Eigenschaften doppelt bedauerlich erschien. Man zog natürlich auch die Tonkunst ins Gespräch, und ich ließ die Hoffnung auf einen musikalischen Genuß durchblicken. ‚Ich bin mit Vergnügen bereit, zu spielen', sagte Ludovica zuvorkommend, indem sie aufstand und sich ihren Geigen näherte. ‚Mimi wird mich begleiten.'

‚Ludovica kann sich später hören lassen', sagte Alexis abwehrend. ‚Jetzt soll uns Mimi ein paar ihrer reizenden Lieder zum besten geben. — Sie glauben gar nicht, mein Herr,' wandte

er sich an mich, ‚welch ein Genie in der kleinen Person steckt! Sie dichtet und komponiert allerliebste Strophen, wie man sie sonst nur in Paris zu hören bekommt. Laß dich nicht bitten, Mimchen, und singe‘, fuhr er fort, indem er ihre beiden Hände ergriff.

Die Kleine warf einen lauernden Blick auf Ludovica. Diese war etwas bleich geworden, aber sie streichelte die Wange der Schwester, und sagte: ‚Singe nur, mein Engel; du machst Alexis eine Freude — und gewiß auch Herrn Walberg.‘

Mimi hatte sich, wie gewöhnlich die Locken schüttelnd, an das Klavier gesetzt und begann, indem sie dazu leicht die Tasten berührte, mit biegsamer Stimme eine Reihe kleiner Couplets zu singen, die zwar nichts Anstößiges enthielten, aber doch mit ihrem parodierenden Inhalt und sarkastischen Witz in dem Munde eines so jungen Geschöpfes um so befremdender klangen, als sie nebenher von allerlei vielsagenden Kopf- und Körperbewegungen begleitet waren. Alexis schwamm in Entzücken. ‚Herrlich! Göttlich!‘ rief er ein über das andere Mal. ‚Nun, was sagen Sie, mein Herr? Hatt' ich nicht recht?‘ Durch diesen Beifall angefeuert, geberdete sich die Kleine immer toller, und begann endlich, ihren Gesang abbrechend, einen Walzer zu spielen, so rauschend, so mächtig, mit einer solchen Fülle von Tönen, daß man ein ganzes Orchester zu hören glaubte und selbst mir Tanzlust in die Glieder schoß. Der junge Kaufmann aber konnte sich nicht halten. Er umfaßte seine Braut und walzte mit ihr durch das Zimmer.

‚Wie schade, daß man nicht zugleich spielen und tanzen kann!‘ rief Mimi aus dem Gewoge heraus.

‚Das geht allerdings nicht‘, sagte Alexis, indem er aufsprang. ‚Aber nicht wahr‘, — und er legte dabei seine Hand schmeichelnd auf die Schulter Ludovicas, — ‚deine Schwester wird für dich spielen? Und ich will mit dir tanzen.‘

Ludovica zuckte zusammen; aber sie setzte sich an den Platz Mimis. Ihr Spiel klang nach dem früheren lahm und farb-

los. ‚Schneller! Stärker!‘ schrie Alexis, der mit der Kleinen wie rasend im Zimmer umherflog. Ludovica preßte die Lippen zusammen und schlug mit aller Macht in die Tasten. Plötzlich jedoch hielt sie inne und drückte, in ein lautes Schluchzen ausbrechend, die Hände vor das Antlitz. Alexis stampfte den Boden und blickte mit schlecht verhehltem Ärger nach ihr hin. Die Kleine zog die Brauen empor; Anna ging hinaus. Es war ein peinlicher, häßlicher Moment, und ich hätte am liebsten nach meinem Hute gegriffen und mich still entfernt. Ludovica schien es zu bemerken. Sie stand auf und trat mir entgegen. ‚Stoßen Sie sich nicht daran, ich bitte‘, sagte sie. ‚Es ist nichts; ein plötzlicher Weinkrampf. Das Geigenspielen greift die Nerven fürchterlich an. Ich habe oft solche Zufälle.‘

Inzwischen war unter der Obsorge Annas ein einfaches Mahl aufgetragen worden, an das wir verstimmt und einsilbig gingen. Berger und Alexis versuchten hin und wieder ein scherzhaftes Wort, aber es schlug nicht durch. Endlich war es Zeit, mich zu empfehlen. Ludovica zeigte sich beim Abschied zurückhaltend und zerstreut; Alexis jedoch überbot sich an Höflichkeit. ‚Es freut mich außerordentlich, Sie kennen gelernt zu haben‘, sagte er. ‚Ich hoffe,‘ fuhr er mit einem raschen Blick auf Ludovica fort, ‚Sie recht oft hier zu treffen.‘ Unten am Tore atmete ich auf und trank in langen Zügen die klare Frühlingsnachtluft. Es stand bei mir fest, diese Schwelle nie mehr zu betreten.

Aber der Mensch ist ein seltsames Geschöpf. Nachdem eine gewisse Zeit verflossen war, erschien es mir unwürdig, so geradezu wegzubleiben. Mußte Ludovica nicht denken, ich sei verletzt, beleidigt, oder es geschähe infolge jener Szene, bei welcher sie eine so ergreifende Rolle gespielt? War es nun wirklich diese Rücksicht oder ein geheimes Verlangen, sie wiederzusehen — genug: ich ging an einem Vormittage zu ihr. Ich traf sie eben im Begriffe auszugehen, das Hütchen auf dem Kopfe. — ‚Ah, Sie, mein Herr?‘ sagte sie, sichtlich überrascht und befremdet.

‚Gut, daß Sie kommen. Ich habe soeben einen Brief für Sie zur Post geben wollen. Nehmen Sie Platz! Ich bin nämlich,‘ fuhr sie fort, ‚in der angenehmen Lage, Ihnen jene Summe, die Sie mir so großmütig vorgestreckt, zurückzuerstatten. Hier ist sie.‘ Und sie öffnete eine Lade und reichte mir die bereits eingesiegelten Banknoten. Ich nahm das Päckchen und steckte es in die Tasche. ‚Sehen Sie doch nach‘, sagte sie.

‚O, ich bin überzeugt. Aber,‘ setzte ich hinzu, da ich sah, daß sie sich unruhig hin und her bewegte, ‚ich störe vielleicht. Sie waren eben im Begriffe, das Haus zu verlassen.‘

‚Allerdings; ein wichtiger Gang — allein —‘

‚Ich bitte‘, sagte ich und stand auf.

‚Nun denn,‘ erwiderte sie, ‚so leben Sie wohl. Noch einmal meinen innigsten Dank!‘ Aber es klang wie ein ungeduldiges Drängen. Kein Wort, keine Andeutung, ich möchte wiederkommen. Mein Herz zog sich zusammen: ich war entlohnt. Als ich diesmal beim Tor anlangte, durchschauerte es mich heiß und schmerzlich; ich glaube sogar, daß meine Augen feucht geworden waren.“

Er schwieg, in Erinnerungen verloren. Nach einer Weile fuhr er fort: „Fast ein halbes Jahr war darüber hingegangen, und alle diese Erlebnisse lagen bereits vergessen hinter mir. Nur zuweilen dämmerte noch wie im Traum die schlanke Gestalt der Geigerin vor mir auf, um alsbald wieder in nichts zu zerfließen. Da wurde eines Tages ziemlich früh die Klingel meines Vorzimmers gezogen. Ich halte keinen Bedienten, und so mußte ich selbst öffnen gehen. Nachdem ich es getan, stand Ludovica vor mir. Ich war über ihren Anblick derart betroffen, daß ich alle Geistesgegenwart einbüßte und die Verlegene eine Zeitlang zwischen Tür und Angel stehen ließ. Endlich hatte ich mich gefaßt und führte sie rasch herein — nach jenem Sofa, auf welchem Sie jetzt sitzen.

‚Verzeihen Sie,‘ sagte sie mit einiger Anstrengung, ‚daß ich Sie störe. Sie haben mir einst einen solchen Beweis von Teilnahme gegeben, daß ich den Mut finde, noch einmal um Ihre Hilfe zu bitten.‘

‚Verfügen Sie ganz über mich‘, entgegnete ich erwartungsvoll.

‚Es handelt sich diesmal um etwas ganz anderes‘, fuhr sie rasch fort. ‚Es ist eine Angelegenheit, bei der mein ganzes Lebensglück auf dem Spiele steht.‘

‚Sie erschrecken mich —‘

‚Um Ihnen meine Bitte vorzutragen, bin ich gezwungen, weiter auszuholen und ersuche Sie um freundliches Gehör.‘

Ich nahm einen Stuhl und setzte mich ihr gegenüber.

Sie tat einen langen Atemzug, dann begann sie: ‚Wir sind die hinterlassenen Töchter eines Musiklehrers, der sich seinerzeit eines besonderen Rufes erfreute und eine große Anzahl von Schülern aus den besten Kreisen bei sich versammelte. Unter diesen befand sich auch ein junger Mann, namens Alexis, der eine tiefe, wohlklingende Stimme besaß und zu seinem Vergnügen Unterricht im Singen nahm. Seine Familie, eigentlich russischen Ursprungs und in den Donaufürstentümern zu Reichtum und Ansehen gelangt, war schon in der zweiten Generation hier ansässig, wo sie eine der bedeutendsten Großhandlungsfirmen vertrat. Als Jüngling nach Paris geschickt, um sich dort unter der Aufsicht eines Geschäftsfreundes dem Handelsstande zu widmen, war er vor kurzem zurückberufen worden; denn es hatte sich herausgestellt, daß er zu jenem Berufe durchaus keine Neigung besaß und sich vielmehr sorglos den Vergnügungen der Weltstadt überlassen habe. Es sollte ihm nun eine andere Bahn eröffnet werden — und in dieser Zwischenzeit kam er in unser Haus. Ich zählte damals kaum sechszehn Jahre; meine Schwester Anna war bedeutend jünger; Mimi noch ganz klein. Seine außerordentliche Schönheit, sein stolzes und doch geschmeidiges Wesen, das Feuer seiner

Blicke und Worte, mit denen er mir alsbald eine lebhafte Neigung verriet, nahmen mein eben aufkeimendes Herz derart gefangen, daß ich in kürzester Zeit mit Leib und Seele sein eigen war. Weit entfernt, das Verderbliche eines solchen Verhältnisses damals auch nur zu ahnen, konnte ich mich um so mehr ganz diesem süßen Rausche überlassen, als unsere Mutter früh gestorben war, und mein Vater, welcher in solchen Dingen, wie ich jetzt erkenne, eine unglaubliche Kurzsichtigkeit besaß, mich gar nicht überwachte. Eines Tages erschien Alexis, plötzlich in glänzender Uniform und teilte mir mit, daß ihn seine Eltern bestimmt hätten, in den Militärstand zu treten. Er habe denn auch gleich eine Offiziersstelle in der Kavallerie erhalten und müsse nun zu seinem Regimente nach Ungarn abgehen. Das war unsere erste Trennung. Da wir aber täglich Briefe wechselten und mein Geliebter, so oft es anging, hierher kam, so empfand ich diese Trennung keineswegs schmerzlich; ja sie erhöhte vielleicht noch den Reiz unserer Liebe. Sogar als die Briefe, die ich von Alexis erhielt, kürzer und seltener wurden, und er selbst nicht mehr so oft erschien, wurde das Gleichgewicht meiner Seele nicht erschüttert. Ich war gewiß, daß nur äußere Umstände daran Schuld trügen, und erwartete ruhig den Tag, an welchem er wieder bei uns eintreten würde. Und das geschah auch. Er war in bürgerlicher Kleidung gekommen und sagte, er sei des Militärdienstes satt und nunmehr gesonnen, sich der Künstlerlaufbahn zu widmen. Der wirkliche Sachverhalt war, daß er bei seinem Hange zur Verschwendung, den ich wohl an ihm bemerkt, aber auch nicht zu tadeln gefunden, eine Schuldenlast aufgehäuft hatte, welche seine Entlassung nach sich zog. Ich wußte das nicht; aber wenn ich es auch gewußt hätte: es würde doch nichts an meiner Neigung zu ihm geändert haben. In der Tat bildete er sich nun unter der Leitung meines Vaters, welchem gegenüber er sich ohne weiteres als mein Verlobter benahm, für die Oper aus. Es gelang ihm bald, an einer kleinen Bühne Engagement zu finden, nach und nach auch in bedeu-

tenderen Städten mit Glück aufzutreten; ja er wurde sogar einmal nach London berufen. Inzwischen hatte ich von mehreren Seiten Winke erhalten, mein Verhältnis zu Alexis abzubrechen. Er sei ein leichtsinniger, gewissenloser Mensch, hieß es, der seine Familie an den Bettelstab bringe, an jedem Orte Beziehungen zu Mädchen und Frauen unterhalte und überhaupt ein Leben führe, das für seine Zukunft das schlimmste befürchten lasse. Ich erkannte in all diesen Warnungen bloße Verleumdungen und niedrige Umtriebe einiger Bewerber um meine Hand, die ich zwar nicht übermütig, aber mit ruhigem Stolze abgewiesen hatte. Ich war von der Liebe des Entfernten, welcher zuweilen selbst in scherzhaften Briefen seiner Erfolge beim weiblichen Geschlechte erwähnte, um so mehr überzeugt, als er stets durchblicken ließ, wie er nur den Zeitpunkt einer sicheren und dauernden Stellung erwarte, um mich zu sich zu rufen. Da trat er, nachdem ich lange nichts von ihm gehört, plötzlich bei uns ein. Aber in welchem Zustande! Krank, gebrochen, herabgekommen — ein Bild männlichen Elends. Er hatte seine Stimme verloren, Gläubiger verfolgten ihn, und da seine Eltern, die ihm ihr ganzes Vermögen zum Opfer gebracht, gestorben waren, wußte er nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Ich liebte ihn und liebe ihn so,' setzte sie mit zitternder Stimme hinzu, ‚daß ich auf all das kein Gewicht legte und selig war, ihn wieder bei mir zu haben. Auch mein Vater hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet und jeder von uns einiges hinterlassen. So wenig es war, mein Teil genügte, ihn von den drückendsten Sorgen zu befreien. Er bezog eine Wohnung in unserer Nähe; ich pflegte ihn, ich sorgte für seine Bedürfnisse und legte auf seine abenteuerlichen Pläne, sich eine neue Existenz zu gründen, gar kein Gewicht. Durch meine Kunst, die ich nun mit den Schwestern öffentlich auszuüben begann, erschlossen sich mir neue Einnahmequellen, und somit wäre alles gut gewesen, wenn nicht, nachdem er genesen war, sein unvertilgbarer Leichtsinn wieder die Oberhand ge-

wonnen hätte. Er stürzte sich neuerdings in Schulden, die er mir anfänglich geheim hielt, welche ich aber im entscheidenden Augenblick so lange bezahlte, bis ich es nicht mehr imstande und er auf dem Punkte war, vor Gericht gezogen zu werden. In diesen entsetzlichen Tagen,‘ schloß sie aufatmend, ‚waren es Sie, mein Herr, der ihn gerettet.‘

Es entstand eine Pause; dann fuhr sie in schmerzlich gedämpftem Tone fort: ‚Schon früher glaubte ich zu bemerken, daß sich zwischen Alexis und meiner jüngsten Schwester eine Neigung entspinne. Aber ich wollte es mir nicht eingestehen, und in meiner Selbstverblendung begünstigte ich diese Umwandlung noch insofern, als ich vieles absichtlich übersah, um dem Vorwurf törichter Eifersucht zu entgehen. Es wäre auch vielleicht nicht zum Äußersten gekommen, wenn sich Alexis' Verhältnisse nicht plötzlich mit einem Schlage geändert hätten. Er war nämlich infolge früherer Bekanntschaften wieder in die Gesellschaft vornehmer junger Leute geraten, die ihn nun als Vermittler hoher Darlehen zu benützen suchten. Da er mit der Zahlungsfähigkeit jedes einzelnen so ziemlich vertraut war, fiel es ihm nicht schwer, Geldspekulanten zu finden, die sich gegen riesigen Gewinn auf derlei Unternehmungen einließen. Einige solcher Geschäfte hatten sich bald glänzend abgewickelt — und seit dieser Zeit ist Alexis ein von beiden Seiten gesuchter Mann. Sein Zimmer wird nicht leer von Besuchern, die zu Roß und Wagen vor dem Hause anlangen; überraschend hohe Summen fliegen ihm zu, und wenn sein Hang zur Verschwendung nicht wäre, so müßte er sich bereits jetzt einiges Vermögen erworben haben. Das erste, was er tat, war jedoch, sich in einem vornehmen Stadtviertel einzumieten, im Interesse seiner Wirksamkeit, wie er sagte. Dabei vernachlässigte er mich auffallend, zog aber im geheimen Mimi, mit der ich nun, da meine andere Schwester mittlerweile geheiratet hatte, allein lebte, mehr und mehr an sich. Eines Tages erklärte sie mir, sie werde mich verlassen; Alexis habe die Sorge für ihren Unterhalt über-

nommen. Vernichtet, außer mir vor Schmerz und Verzweiflung, eile ich zu ihm. Er empfängt mich kalt und gemessen, erklärt mir, daß er mich nicht mehr liebe, mich längst nicht mehr geliebt habe, und daß von einem innigeren Verhältnisse zwischen uns beiden keine Rede mehr sein könne. Mein Freund wolle er bleiben und alles für mich tun, was ich sonst von ihm verlangen würde. Und als ich mich, gelöst in Schmerz und Tränen, ihm zu Füßen werfe, seine Knie umklammere und ihn beschwöre, mir sein Herz wieder zuzuwenden und jenen schmählichen Erwerb, der ihn unfehlbar ins Verderben führen müsse, aufzugeben —: stößt er mich rauh von sich und droht endlich, mir die Tür weisen zu lassen!‘ Sie brach in ein fast schreiendes Weinen aus und sank in das Sofa zurück.

‚Das ist sehr traurig,‘ sagte ich nach einer Pause. ‚Aber was soll — was kann i ch dabei tun?‘

‚O, alles!‘ rief sie, indem sie sich mit ihrem Tuche hastig Augen und Wangen trocknete, ‚alles, wenn Sie nur wollen!‘ Und da ich ungläubig vor mich hinblickte, fuhr sie warm fort: ‚Sehen Sie, trotz seiner scheinbaren Härte ist er doch eine weiche, lenksame Natur; trotz seines Leichtsinnes, seiner Verirrungen einer edleren Regung fähig, und ich bin überzeugt, daß ihn nur das Berauschende seiner neuen Lage und‘ — fügte sie leiser hinzu — ‚die Verführungskünste meiner Schwester‘ so weit gebracht haben. Wenn sich ein Mann findet, den er achtet, auf dessen Stimme er Gewicht legt, und dieser ihm das Unwürdige seiner Stellung, das Grausame seines Handelns vorhält, so zweifle ich nicht, daß er in sich geht und zu mir zurückkehrt.‘

‚Glauben Sie? — Und wenn dem so wäre, woraus schließen Sie, daß i ch der Mann sei, der so viel Gewalt über ihn hätte?‘

‚O, ich weiß es! Ich habe ihn noch von niemand mit so viel Wärme, Anerkennung — ja Bewunderung reden hören, wie von Ihnen. Er hat,‘ fuhr sie errötend fort, ‚bei Ihnen sogleich Eigenschaften wahrgenommen, die ich damals in der Verwirrung meiner Seele nicht zu erkennen — nicht völlig

zu würdigen imstande war. — Und jetzt bin ich gezwungen, Ihnen ein Bekenntnis abzulegen, das für mich beschämend ist, das ich aber in diesem Augenblicke nicht zurückhalten kann. Sie werden sich erinnern, daß ich damals, als Sie — ich will nicht sagen den Wunsch, so doch die Andeutung aussprachen, mich wieder sehen zu wollen, einigermaßen betroffen war. Ich durfte keine Hoffnungen erregen, die ich nicht erfüllen konnte. Aber im selben Momente zuckte in mir der Gedanke auf, Alexis durch Sie meinen Wert fühlen zu lassen, ihn — um es gerade heraus zu sagen, eifersüchtig zu machen. Als ich aber erkannte, daß gerade das Gegenteil eintrat, verwünschte ich im tiefsten Herzen diesen Winkelzug und faßte eine Art Abneigung gegen Sie, die um so stärker wurde, je aufrichtiger, je unberechneter seine Verehrung für Sie hervorbrach.' Sie hatte, innehaltend, Haupt und Blick gesenkt, als erwartete sie das Urteil eines Richters.

Ich schwieg.

‚Sie verachten mich jetzt', sagte sie kaum hörbar.

‚Nein', erwiderte ich. ‚Im Gegenteil, ich achte Sie höher, als ich je vermocht.' Es war keine bloße Phrase, was ich da aussprach. Man ist bei den Frauen im allgemeinen so wenig Aufrichtigkeit zu finden gewohnt, daß ich mich durch die Wahrheit ihres Geständnisses, so unerfreulich dieses für meine Person war, im tiefsten überrascht und ergriffen fühlte. ‚Ja, Ludovica', fuhr ich fort, ‚ich achte Sie hoch, und damit ich es Ihnen beweise, will ich mit Alexis reden.'

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie mir dankend zu Füßen fallen.

Ich sprang auf. ‚Erwarten Sie nicht zu viel! Sie begreifen, daß ich mich nicht ohne weiteres in fremde Verhältnisse einmischen, daß ich nicht den Liebesvermittler spielen kann. Aber nach dem, was Sie mir gesagt haben, wird es mir möglich, Alexis als ernster Mahner und Warner zu nahen. Und das will ich tun.'

‚O, jetzt ist alles gut!‘ rief sie in überquellender Freude, ‚jetzt bin ich gerettet! Aber noch eins. Ich sagte vorhin, daß Alexis den Verführungskünsten meiner Schwester erlegen sei. Wenn ich gewiß wäre, daß sie ihn liebt, ihn treu, wahr und aufrichtig liebt — vielleicht — aber auch nur vielleicht — wäre ich imstande, zurückzutreten. Ich sage Ihnen jedoch: sie liebt ihn nicht!‘

‚Ich glaub’ es‘, erwiderte ich.

‚Es wird mir schwer, es auszusprechen — aber so jung sie ist — so gefallsüchtig und herzlos, so falsch und heimtückisch ist sie auch. Sie wird ihn unglücklich machen, wird ihn auf der gefährlichen Bahn weiter und weiter treiben —‘

‚Ich bin davon überzeugt. Aber wird e r sich überzeugen lassen?‘

‚Ich hab’ es versucht; doch es hat ihn noch mehr gegen mich gereizt.‘

‚Das war unklug von Ihnen, und deshalb darf ich diesen Punkt nur mit äußerster Vorsicht berühren.‘

‚Reden Sie, handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt. Ich weiß, Sie werden alles zum besten lenken. Und — nicht wahr — Sie gehen gleich morgen zu ihm? Nicht zu spät, daß Sie ihn sicher zu Hause treffen — und dann geben Sie mir sogleich Nachricht.‘ Sie hatte sich bei diesen Worten erhoben.

‚Ich werde es; aber noch einmal: erwarten Sie nicht zu viel!‘ Und damit geleitete ich sie hinaus.

Als ich wieder allein war, trat allmählich die Reaktion bei mir ein. Ich sah mich da in einen Handel verstrickt, bei dem ich möglicherweise in zweideutigem Lichte erscheinen konnte und welcher, das erkannte ich mehr und mehr, zu keinem guten Ende zu bringen war. Angenommen selbst, daß die früheren Verhältnisse wieder hergestellt wurden: wie lange konnten sie zwischen d i e s e n Menschen vorhalten? — Aber ich hatte dem armen, verzweifelten Weibe meine Hilfe zugesagt und ging am nächsten Morgen zu Alexis.

Ich traf ihn, nachdem mich ein Diener angekündigt hatte, eben am Frühstückstische, eine türkische Pfeife mit langem Rohr in der Hand. Er sprang auf und kam mir, flammend vor Verlegenheit, entgegen. ‚Ah, mein Herr,‘ rief er, ‚was verschafft mir das Vergnügen, die besondere Ehre Ihres Besuches? — Sie sehen mich noch beim Frühstück — kann ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten? Oder Tee — Schokolade —‘

Ich dankte.

‚Also doch wenigstens eine Zigarre‘, und er öffnete eine prächtige Lederkassette. ‚Direkter Bezug von Havanna‘, fuhr er fort, mehr aus Fassungslosigkeit, als um zu prahlen.

Ich wollte ihn nicht verletzen und nahm von dem kostbaren Kraute, während er mir dienstbeflissen Feuer reichte.

‚Mein Herr,‘ begann ich, nachdem wir uns beide gesetzt hatten, ‚ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie über den Grund meines Erscheinens so ziemlich im klaren sind.‘

‚Nun — allerdings‘, erwiderte er unruhig. ‚Ich vermute, Sie kommen als Abgesandter —‘

‚Ja denn, wenn Sie es so nennen wollen. Doch besser gesagt: ich komme über Ersuchen des Fräuleins Ludovica Mensfeld. Sie ist sehr unglücklich.‘

‚Durch ihre eigene Schuld‘, fuhr er auf. ‚Ich habe ihr alles ruhig auseinander gesetzt, habe ihr die vernünftigsten Vorschläge gemacht. Aber sie will nichts hören, will nicht begreifen, daß Gefühle vergänglich sind, daß neue Eindrücke ebenfalls ihre Rechte fordern —‘

‚Mein Herr,‘ warf ich ein, ‚Sie gehen zu weit. Einem liebenden Weibe zumuten, daß es natürlich und begreiflich finden soll, was Ihnen und vielleicht auch mir so erscheint, heißt Übermenschliches verlangen. Und Ludovica liebt Sie.‘

‚Ja, ja,‘ sagte er unwillig; ‚sie liebt mich, ich weiß es — und ich habe sie auch geliebt, heiß und glühend geliebt. O,‘ fuhr er, in Erinnerungen versinkend, fort, ‚Sie können sich gar

nicht vorstellen, wie schön, wie bezaubernd sie war. Ihre Augen, ihr Wuchs, ihre Hände und Füße — und sie ist jetzt noch schön und dabei ein gutes, vortreffliches Wesen — keine ihre Schwestern kann eigentlich nur im entferntesten mit ihr verglichen werden —'

‚Nun also —' sagte ich.

‚Und dennoch — dennoch liebe ich sie nicht mehr, kann sie nicht mehr lieben! Sie ist immer dieselbe; immer die gleiche Hingebung, die gleiche Zärtlichkeit — immer die nämlichen sanften Ansprüche. Diese Monotonie wirkt nachgerade erdrückend. Sehen Sie, da ist ihre Schwester Mimi — ein launenhaftes, bizarres Geschöpf. Aber voll Geist, voll Witz, voll Leben — ein reizender kleiner Teufel.'

‚Diese Bezeichnung ist vielleicht nicht übel gewählt', erwiderte ich ruhig. — ‚Aber gibt Ihnen das ein Recht, ein Weib zu verlassen, das mit inniger Liebe und Treue an Ihnen hängt — das Ihnen alles geopfert?'

Er schnellte, wie an einer Wunde berührt, vom Sitze empor. ‚Ja,' rief er, im Zimmer auf und ab eilend, ‚ja, sie hat mir viel, hat mir alles geopfert. Ich weiß, was Sie meinen. Aber warum tat sie es?! Ich hab' es nicht gefordert. Sie hätte mich meinem Schicksale überlassen sollen. Und dann — ich habe alles geordnet, alles beglichen, was sie von jener Zeit her noch bedrücken, noch beunruhigen könnte. Ich habe ihr die glänzendsten Anerbietungen gemacht. Aber sie weist alles zurück und zieht es vor, von Musikstunden zu leben. Was sie fordert, ist Liebe und wieder Liebe — und die kann ich ihr nicht geben.'

‚Nun, dann wäre es Ihre Pflicht, Ludovica zart und schonungsvoll nach und nach mit ihrer Lage vertraut zu machen, in der sie sich, von Schmerz und Leidenschaft verwirrt, nicht allsogleich zurechtfinden kann. Keineswegs aber durften Sie die Ärmste ungeduldig und grausam von sich stoßen und ihr aufs unwürdigste drohen.'

‚Das tat ich, weil sie nach unwürdigen Mitteln griff, mich wieder zu gewinnen. Sie hat ihre Schwester vor mir herab-

gesetzt, hat den Verdacht in mir erwecken wollen, daß mich Mimi nicht liebt.'

‚Und wenn sie recht hätte', sagte ich ernst.

Er zuckte zusammen und blieb stehen. ‚Sie sprechen in Ludovicas Interesse!' rief er.

‚Mein Herr,' sagte ich, indem ich mich jetzt gleichfalls erhob und auf ihn zutrat, ‚es mag sein, daß der Schritt, den ich unternommen, Sie einigermaßen berechtigt, Zweifel in die völlige Aufrichtigkeit meiner Worte zu setzen. Allein, wenn Sie in meiner Seele lesen könnten, so würden Sie die Überzeugung gewinnen, wie ehrlich, wie wahr ich es, nicht bloß mit Ludovica, sondern auch mit Ihnen meine. Ich wiederhole es: Marie Mensfeld liebt Sie nicht.' Und da er schmerzlich betroffen zu Boden sah, fuhr ich rasch fort: ‚Nicht Sie — und auch keinen anderen. Mimi gehört zu den Frauen, die erst dann lieben, wenn sie selbst nicht mehr fähig sind, Liebe zu erwecken.'

Er schritt langsam zu seinem Stuhl und setzte sich wieder. Schweigend, mit gesenktem Haupte schien er einem geheimnisvollen Echo zu lauschen, das meine Worte in seinem Innern wachgerufen. Er mußte bereits selbst schwer und oft gezweifelt haben und kämpfte jetzt mit seinen Gedanken.

‚Ich bin nicht in der Absicht hierher gekommen,' fuhr ich, mich ihm nähernd, fort, ‚Gluten anzufachen, die erloschen sind, das vermag keine Macht der Erde. Aber lassen Sie uns offen miteinander reden. Was Sie an Mimi fesselt, ist die Macht ihrer jugendlichen Reize. Sie finden bei ihr Freuden und Genüsse, die Ihnen Ludovica nicht mehr zu bieten vermag. Allein bedenken Sie, daß das Dasein nicht bloß im Genießen besteht, daß wir auch zu entbehren und so manches Opfer uns selbst und anderen zu bringen haben. Bedenken Sie, daß es Pflichten gibt, die, sofern sie nicht mit unserem besseren Ich im Widerspruche stehen, unter allen Umständen erfüllt werden müssen. Erkennen Sie, daß man eine Vergangenheit

nicht so leicht abschüttelt, wie ein Kleid, das man wechselt. Und welchen Tausch wollen Sie treffen? Hier ein Weib, sanft und zärtlich, voll Hingebung und Treue, zufrieden, mit Ihnen eine und dieselbe Luft atmen zu können; dort ein Geschöpf, mehr stachelnd als anziehend, zwar voll Witz und Beweglichkeit, aber auch ohne Herz und Seele. Ein Geschöpf, das nur zur Mätresse geschaffen ist und Sie mit kaltem Blute verlassen wird, wenn Sie nicht mehr imstande sind, jede ihrer Launen zu befriedigen. Wie lange aber — und um welchen Preis wird Ihnen dies möglich sein? Es steht mir vielleicht nicht zu, Sie auf das zum mindesten Unpassende Ihrer gegenwärtigen Verhältnisse aufmerksam zu machen, und ich maße mir nicht an, mit unerbetenen Ratschlägen in Ihr Leben eingreifen zu wollen — aber sagen Sie selbst, wohin soll das führen?'

Er hatte den Blick gesenkt; er war beschämt, aber auch bewegt und ergriffen. ‚Ja, es ist wahr,' rief er aus und faßte meine Hand, ‚Sie haben recht! Allein, was soll ich tun? Der Ertrinkende greift nach allem, was sich ihm darbietet. Mein Leben ist nun einmal ein verfehltes —'

‚Nicht doch! Sie stehen in der Blüte Ihrer Jahre. Einem Manne von Ihren Anlagen und Fähigkeiten wird und muß es bei redlichem Wollen gelingen, sich eine gesicherte, wohlanständige Stellung zu schaffen. Und gerade hierzu bietet Ihnen eine Vereinigung mit Ludovica die beste Aussicht. Sie selbst hat bereits erwerben gelernt; Sie werden sich gegenseitig stützen und fördern — und nach allen Stürmen und Kämpfen in einer bescheidenen Häuslichkeit die höchsten Güter der Erde, Ruhe und Zufriedenheit, finden.'

Er blickte vor sich hin. Rührung und Unentschlossenheit malten sich in seinen Zügen; es war, als wollte sich in seiner Brust ein Umschwung vorbereiten. ‚Und was sollte mit Mimi geschehen?' fragte er dumpf.

‚Überlassen Sie sie ihrem Schicksale! Sie wird ihren Weg zu finden wissen.'

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als draußen heftig an der Klingel gerissen wurde, und fast gleichzeitig, mit Samt und Seide angetan, ein schmuckes Federhütlein unternehmend auf die krausen Locken gestülpt, Mimi zur Tür hereinrauschte. Sie stand bei meinem Anblick betroffen still, und ihre Oberlippe zog sich gehässig empor. Ihr Äußeres hatte sich, seitdem ich sie nicht mehr gesehen, bedeutend verändert. Sie war mächtig aufgeschossen, und ihre Gesichtszüge hatten eine scharfe Deutlichkeit angenommen.

Alexis flog ihr wie verwandelt entgegen, und ich erkannte, daß nun alles verloren sei. ‚Du siehst, mein Engel,' stammelte er, ‚ich habe Besuch; tritt einstweilen ins Nebenzimmer.' Er geleitete sie, und ich vernahm, wie sie drinnen miteinander flüsterten. Nach einer Weile kam er zurück. ‚Sie verzeihen,' sagte er mit einiger Verlegenheit, ‚daß ich nicht länger das Vergnügen haben kann — eine wichtige Angelegenheit —' Und während ich nach meinem Hute griff, fuhr er fort: ‚Seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Bemerkungen, Ihre Ratschläge zu würdigen weiß — daß ich sie auch zum Teil vollkommen anerkenne und Ihnen gewiß dankbar bin — es läßt sich jedoch in dieser Hinsicht so rasch kein Entschluß fassen. Was nun Ludovica betrifft, so bitte ich, ihr zu sagen, daß ich schon früher alles wohl erwogen und überlegt habe, daß ich begreife, wie schmerzlich es für sie sein muß — aber ich kann nichts an den Beziehungen ändern, in welchen wir gegenwärtig zueinander stehen. Durchaus nichts!' fügte er, die verletzende Hartnäckigkeit schwacher Naturen hervorkehrend, hinzu.

Ich betrachtete ihn schweigend. ‚Ich werde es ihr sagen', sprach ich endlich und ging.

Ich begab mich geraden Weges zu Ludovica, die, seit sie von ihren Schwestern getrennt lebte, eine einfache Mietstube bewohnte und mir in höchster Spannung entgegenkam. ‚Nun, nun?' fragte sie mit erwartungsvollen Blicken.

‚Es ist gekommen, wie ich es vorhergesehen.‘ Und ich erzählte ihr alles.

Mir blutete das Herz, wie sie so vor mir saß und atemlos an meinem Munde hing, während jedes Wort wie geschmolzenes Blei in ihre Seele fiel. Wie sie schmerzlich aufzuckte, wie sie nach Fassung rang, wie sich allmählich Rührung, Freude und Hoffnung in ihren Zügen malten — bis sie endlich enttäuscht und verzweifelt unter einem Strome von Tränen zusammenbrach. Und doch, wenn es ein Mittel gab, sie aus diesen Wirrsalen zu befreien, ihr den Frieden der Seele wiederzugeben, so konnte es nur geschehen, indem man sie zum klaren Bewußtsein ihrer Lage und zur Überzeugung brachte, daß sie nichts mehr erwarten, nichts mehr hoffen dürfe. Aber sie hoffte noch. Denn nachdem sie eine Zeitlang, von ihren wogenden Gedanken und Gefühlen umbraust, geschwiegen hatte, versuchte sie es instinktmäßig, sich an den erfreulicheren Teil meiner Mitteilungen zu klammern. ‚Also er hat doch lieb und gut von mir gesprochen‘, begann sie leise. ‚Sie sahen ihn gerührt, ergriffen. Er war auf dem Punkte —‘

‚Sich aus einer Schwachheit in die andere zu stürzen!‘ fiel ich ihr ins Wort. ‚Er war auf dem Punkte, einen Entschluß zu fassen, den er morgen oder übermorgen wieder bereut und rückgängig gemacht hätte. Er ist nicht der Mann, nach Grundsätzen zu handeln, und ich habe gesehen, wie das bloße Erscheinen Ihrer Schwester auf ihn gewirkt hat. Mit e i n e m Worte: Er liebt Sie nicht mehr und ist für Sie verloren!‘

‚Oh! oh!‘ jammerte sie und rang die Hände.

‚Fassen Sie sich, Ludovica‘, fuhr ich fort. ‚Blicken Sie den Ereignissen fest und klar ins Auge und vergessen Sie einen Menschen, der nicht würdig ist, von Ihnen geliebt zu werden.‘

‚Nie! Nie!‘ rief sie, sich verzweifelt hin und her werfend. ‚Ich kann — ich will ihn nicht vergessen; ich kann und will ihn nicht verlieren. Er ist mir alles!‘

‚Alles?! Haben Sie nicht sich selbst? Haben Sie nicht Ihre Kunst?‘

‚O, sprechen Sie mir nicht von meiner Kunst! Dort liegen meine Geigen verstimmt und bestäubt; seit Monden spiel’ ich nicht mehr. Ja früher — da gab es keine größere Seligkeit für mich, als die stille Sehnsucht, die jubelnde Freude, die süßen Schmerzen meiner Brust in den mitempfindenden Saiten austönen zu lassen. Aber jetzt hass’ ich sie, und nur manchmal überkommt es mich, darin zu wüten, daß sie zerspringen wie mein Herz!‘

‚Freveln Sie nicht‘, sagte ich ernst und streng. ‚Werfen Sie nicht töricht das göttliche Geschenk von sich, womit Sie das Schicksal vor Tausenden begnadet hat! Erwägen Sie, wie viele Menschen um Sie her unter der Last des Elends, des Kummers und der Verzweiflung seufzen und nichts besitzen, woran sie sich aufrecht halten, woran sie sich in eine freiere Atmosphäre emporringen könnten. Erwägen Sie, wie viele berechtigte Hoffnungen in diesem Leben scheitern, und verzichten Sie auf das, was Sie verloren haben.‘

‚O, Sie sind ein Mann!‘ rief sie, ‚und wissen nicht, was dem Weibe die Liebe ist!‘

‚Ich weiß es. Die Liebe ist der Lebensinhalt des Weibes. Allein die ewigen Ideen, der Fortschritt im ganzen und großen, die Sorge für das allgemeine Wohl sind und waren bis jetzt der Lebensinhalt des Mannes. Und wie oft muß er das, woran er den Schweiß und die ganze Kraft seines Daseins gewandt, über Nacht zusammenbrechen und sich mit Undank, Hohn und Spott, mit der öffentlichen Verachtung belohnt sehen. Und in dieser Welt der Enttäuschung und des Schmerzes, in dieser Welt, wo nichts Bestand hat, will das Weib allein sein Glück dauernd und ungefährdet erhalten wissen?!‘ —

Und da sie nachdenklich vor sich hin sah, fuhr ich fort: ‚Und ist denn auch Ihr Los ein so entsetzliches? Haben Sie nicht geliebt? Sind Sie nicht wieder geliebt worden? Können

Sie nicht sagen: ich habe gelebt und genossen, während andere Frauen niemals die Knospe ihres Herzens sprengen durften und mit verhaltenen Gluten zu Grabe gingen!'

Sie war in ein sanftes Weinen ausgebrochen. Ich erhob mich und trat vor sie hin. ‚Ludovica, lassen Sie mich Ihr Freund sein!' Und da sie wie abwehrend die Hände vorstreckte, sagte ich eindringlich: ‚Mißverstehen Sie mich nicht! Ich bin nicht der Mann, Ihnen in diesem Augenblicke mit Liebesanträgen zu nahen. — Noch einmal: lassen Sie mich Ihr Freund sein! Ich bin es gewohnt, den einsamen Pfad der Entsagung zu schreiten. Ich will Sie stützen, führen und lenken; ich will über Ihnen wachen, wie über einem kranken Kinde — bis Sie endlich, mit Ihrem Geschicke und Ihrer Kunst wieder versöhnt, jene Höhe des Daseins erreicht haben, von der aus Sie lächelnd auf die Vergangenheit zurück — und vielleicht einer schöneren Zukunft entgegenblicken können.'

Sie schien die Macht meiner Worte in tiefster Seele zu empfinden und darüber nachzusinnen. Plötzlich aber schauderte sie auf und rief, die Hände vor das Antlitz schlagend: ‚Nein! Nein! Ich kann ihm nicht entsagen! Und wenn er mich auch nicht mehr liebt — ich lasse ihn nicht! Seine Leidenschaft für Mimi kann nicht dauern: er wird und muß wieder zu mir zurückkehren. Ich will alles dulden, alles ertragen. Er soll mich schelten, soll mir drohen, soll mich von sich stoßen: ich will selig sein, von seinen Füßen getreten zu werden, denn ich kann nicht leben ohne ihn!'

Ich trat einen Schritt zurück. Dieser wilde, rasende Ausbruch, dieser blinde Drang, auf dem kein Strahl der Erkenntnis haften wollte, erkältete mich bis ins Herz hinein. ‚Nun denn,' sagte ich endlich, ‚so leben Sie wohl! Der Himmel sei Ihnen allen gnädig!' —

Was nun die Ereignisse später mit sich brachten, kann ich Ihnen rasch und kurz erzählen. Ich habe es erfahren, wie man nachgerade alles über Menschen erfährt, die man kennt.

— Alexis' glänzende Verhältnisse waren, wie vorauszusehen, unhaltbar. Nach kurzer Zeit schon stockten einige bedeutende Zahlungen. Die Spekulanten wurden mißtrauisch und schwierig und forderten die unglaublichsten Erstreckungssummen. Neue Termine wurden nicht eingehalten, Wucheranzeigen erstattet, und so kam das ganze Unternehmen, bei dem sich auch einige arge Unredlichkeiten nachweisen ließen, ins Schwanken und Stürzen und brach endlich zusammen. Nur der Umstand, daß sellst Persönlichkeiten höchsten Ranges mit verwickelt waren, rettete Alexis, der nun wieder ins tiefste Elend zurücksank, vor gerichtlicher Verfolgung. In der Aufregung dieser Tage — Mimi war inzwischen mit einem Attaché der französischen Gesandtschaft nach Paris gereist — zog sich der Unglückliche eine rasche Krankheit zu, die ihn aufs Totenbett warf. Ludovica hat ihn in ihrer ärmlichen Stube gepflegt und mit dem Erlöse ihrer letzten Habseligkeiten begraben lassen. Er ist in ihren Armen gestorben." —

Es war wieder ganz still im Gemache; nur von der Straße herauf klang das dumpfe Rollen eines verspäteten Wagens.

„Die Geschichte ist noch nicht zu Ende," sagte ich.

„Nein; aber was jetzt folgt, ist nur ein kurzes Nachspiel oder vielmehr ein häßliches Seitenstück zu dem, was Sie bis jetzt gehört haben. Es müßte unbegreiflich erscheinen, wenn nicht gerade das Unbegreifliche die Natur des Weibes wäre. Und dennoch werden Sie darin das unerbittlich und gleichmäßig waltende Geschick erkennen, das Ludovica dem Abgrunde zutrieb. —

Drei Jahre waren vergangen, und ich hatte sie nicht wieder gesehen. Da begegnete ich ihr eines Tages auf der Straße, wo sie am Arme eines Mannes einherschritt. Es war wohl nur gegenseitige Fassungslosigkeit, daß wir mit einem Gruße vor einander stehen blieben. Wir stammelten einige Worte, die freudig klingen sollten; endlich wies sie auf ihren Begleiter

und sagte: ‚Mein Mann, Baron —‘ sie nannte einen Namen, der nichts zur Sache tut. Ich warf, während er sich nachlässig verbeugte, einen Blick auf ihn. Er war nicht mehr jung, von hohem Wuchse und wohlbeleibt. Sein Antlitz mußte einst schön gewesen sein, jetzt aber zeigte es sich aufgedunsen und der Ausdruck niedriger Leidenschaften lag darin. Sein Anzug war eine Mischung von Sorgfalt und Verlotterung; auch Ludovica sah in ihrem Äußern ziemlich herabgekommen aus. Ich schützte Eile vor und empfahl mich. ‚Freut mich sehr, einen alten Freund meiner Frau kennen gelernt zu haben,‘ sagte der Baron in einem singenden mitteldeutschen Dialekte; ‚machen Sie uns einmal das Vergnügen — wir wohnen —‘ Das Weitere vernahm ich nicht mehr. Ich konnte mich nicht enthalten, in einiger Entfernung stehen zu bleiben und dem Paare nachzublicken. Ein eigentümliches Gefühl überkam mich, als ich das Weib, das ich zwar nicht geliebt hatte, das ich aber, wie ich noch jetzt fühlte, unsäglich hätte lieben können, mit diesem Manne vereint, dahin gehen sah. —

Nach Verlauf einiger Wochen trat ich abends in ein Kaffeehaus, um die Zeitungen zu durchblättern. Da gewahrte ich den Baron, der in einer Fensternische saß und mich offenbar nicht wiedererkannte. Er hatte ein geleertes Likörglas vor sich stehen und blickte von Zeit zu Zeit, wie jemanden erwartend, durch die Scheiben auf die Straße. Endlich zeigten sich vor dem Fenster die Umrisse einer weiblichen Gestalt. Der Baron erhob sich rasch, warf kleine Münze auf die Untertasse und eilte hinaus. Es trieb mich, ihm zu folgen, und ich konnte noch gewahren, wie ihm Ludovica — denn sie war es — etwas überreichte, womit er nicht zufrieden zu sein schien. Er gestikulierte heftig, und seine Stimme klang laut und drohend. Endlich mußte sie ihn beschwichtigt haben, denn er gab ihr den Arm. Zuletzt bogen sie in eine Seitengasse ein, wo ich sie aus den Augen verlor. —

Ich habe Ludovica erst heute wieder gesehen. Ich ahnte

sogleich, wie alles gekommen sei; denn seit jenem Abend hegte ich die traurigsten Vorstellungen. Aber ich wollte Gewißheit und fuhr mit Ihnen nach dem Laden des Kaufmanns Berger. Dort wurde mir alles bestätigt. Sie hatte, weiß Gott wie und wo, den Baron kennen gelernt, der sich unter dem Vorwande, einen Erbschaftsprozeß durchzuführen, hier herumtrieb. Wie sie dazu kam, ihn zu heiraten, läßt sich nicht feststellen. Vielleicht tat sie's aus Neigung; wahrscheinlicher aber ist es, daß sie nur von jenem beklagenswerten Drange geleitet wurde, der endlich fast jedes Weib überkommt, wohl oder übel einem Manne dauernd anzugehören. Sie unterhielt einstweilen sich — und ihn durch Musiklektionen, deren sie viele hatte; an die Ausübung ihrer Kunst dachte sie nicht mehr. Aber die Erbschaftshoffnungen zerflossen in nichts, und der Baron, der dem Laster des Trunkes und des Spieles ergeben ist, brauchte Geld. Ludovica mußte es schaffen: durch Darlehen, die sie auftrieb, durch Geschenke, die sie erbettelte, und als es ihr nicht immer gelingen wollte, mißhandelte er sie — ja ging in seiner Niederträchtigkeit so weit, sie zwingen zu wollen, die letzten Reste ihrer Schönheit zu verkaufen. Das ertrug sie nicht. Heute morgens hatte er sie wieder fortgeschickt, eine Summe herbeizuschaffen — eine verschwindend kleine Summe: aber selbst ihre Schwester und ihr Schwager, welche der Unglücklichen bis jetzt, zwar ungern und mit Vorwürfen aller Art, aber dennoch in den äußersten Fällen stets geholfen hatten — verweigerten sie ihr diesmal. Sie mußte sich nicht nach Hause gewagt haben, mußte lange umhergeirrt sein — das übrige wissen Sie."

Wir schwiegen beide.

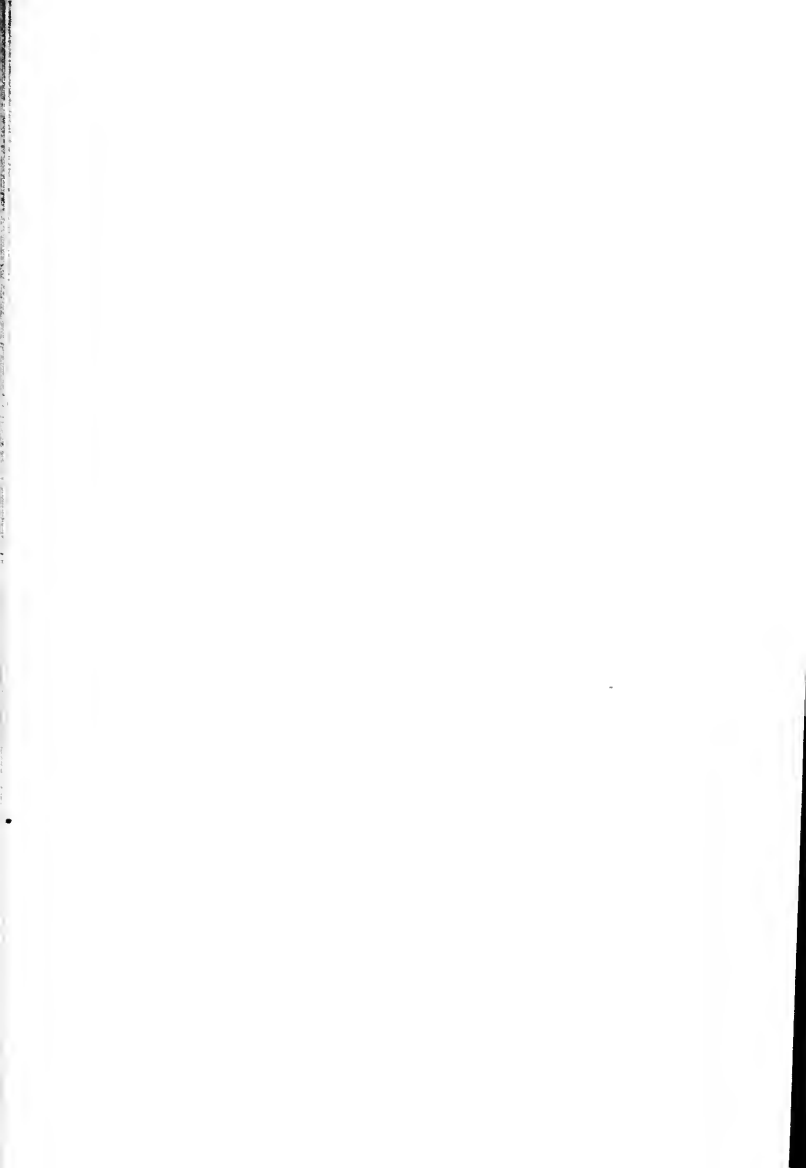
„Und nun sagen Sie mir", fuhr er fort, „wie es kam, daß dieses holde Geschöpf, ausgestattet mit allen Vorzügen ihres Geschlechtes, welche andere so vortrefflich zu verwerten wissen, sich an Unwürdige weggeworfen; wie es kam, daß sie in törichter Umkehrung der Verhältnisse für diejenigen zu sorgen bemüht war, welche für *sie* zu sorgen die Verpflichtung hatten —

bis sie, noch in jungen Jahren, ein so trauriges Ende nahm? Warum war sie nicht so klug und brav wie ihre Schwester Anna, die nun eine glückliche Gattin und Mutter ist? Warum war sie nicht so klug und schlecht wie ihre Schwester Mimi, die gegenwärtig als Chansonettensängerin die Welt durchreist und mit Gold und Diamanten überschüttet wird? W a r u m ! Das ist die große Frage, auf welche weder unsere Philosophen und Moralisten, noch die stelzbeinigen Theaterfiguren unserer modernen Dramatiker eine Antwort zu geben wissen — und die selbst dann nicht gelöst sein wird, wenn die Physiologen jeden Gedanken, jedes Wort, jede Tat auf die entsprechende Faser des Gehirns, auf diesen oder jenen zuckenden Nerv und auf die mehr oder minder vollkommene Funktion eines bestimmten Organs zurückzuführen imstande sein werden. Dann aber, wenn man erkennen wird, daß der Mensch nichts anderes ist, als eine Mischung geheimnisvoll wirkender Atome, die ihm schon im Keime sein Schicksal vorausbestimmen: dann wird man, glaube ich, auch dahinter gekommen sein, daß es, trotz aller geistigen Errungenschaften, besser ist, nicht zu leben!" —

Er war bei diesen Worten aufgestanden und reichte mir jetzt die Hand zum Abschied. Ich ging. Draußen schwieg die ausgedehnte Residenz in tiefem Schlafe. Die Gasflammen waren schon zur Hälfte ausgelöscht; düstere Schatten umhüllten die Häuser, und nur hier und dort schimmerte durch die Fenster mattes Licht. Wie viele Herzen mochten in dieser Stille voll Kummer und Verzweiflung schlagen! Wie viel Elend lag unter der flüchtigen Hülle des Schlummers verborgen! Ich schauderte. Das ganze Weh der Erde stieg vor mir empor; es wogte wie ein dunkles Meer, und obenauf schwamm mit blassem Antlitz und feuchten Locken die Leiche der Geigerin. —



Das Haus Reichegg.



Vorwort des Herausgebers.

Die Novelle, die schon in einem Brief an Marx vom 8. März 1869 unter dem Titel „Das Fräulein von Reichegg“ erwähnt wird, wurde 1875 zu Pfannberg in Steiermark vollendet und zuerst in dem illustrierten Familienblatt „Die Heimat“ von Carl von Vincenti in den beiden ersten Nummern des ersten Jahrganges 1876 (Seite 2—4 und Seite 14—19) veröffentlicht; diese Fassung liegt auch der ersten Auflage der „Novellen aus Österreich“ 1877 (Seite 245—277) zugrunde, wo sie nur eine leichte Überarbeitung erfahren hat. Erst in der zweiten Auflage der „Novellen aus Österreich“ 1894 (Seite 229—261) ist die Novelle auf Grund dieser beiden Drucke einer eingreifenden Umarbeitung unterzogen worden. Der alte Reichegg, der in den beiden ersten Drucken zum Freiherrn degradiert war, ist nun wieder, was er ursprünglich in der Handschrift war, ein Graf; seine Gemahlin, die in der „Heimat“ „einem alten, in erster Linie gefürsteten“ Grafengeschlecht angehört, entstammt nun einem alten Fürstengeschlecht; Rödern ist nicht mehr Graf und Rittmeister, sondern Baron und Attaché. Das mährische Landstädtchen, früher mit K... bezeichnet, wird nicht näher bestimmt. Mit unsäglicher Mühe, von der ein Dutzend später verworfene Handschriften zeugen, hat der Dichter hier erst den kunstreichen Rahmen um die Erzählung gelegt, indem er den Schluß der beiden ersten Fassungen frei für die Einleitung benützte und, den Ring schließend, das Ende wieder mit dem Anfang verknüpfte. Anstatt der gewöhnlichen Form der Erzählung, die er zuerst in Angriff nahm und bei der der kranke Freund den Zuhörer

abgeben sollte, wählte er bald die feinere der im Geist an ihm vorüberziehenden Erinnerungen. Und wenn ihm in den beiden ersten Drucken die Gräfin in Venedig noch am Arm des ebenso heruntergekommenen Rödern begegnete und der Ausspruch sich erfüllte: „er war ihr verfallen mit Leib und Seele!" (vergl. Band X, Seite 45), so ließ sie der Dichter später zuerst mit einem heruntergekommenen Maler, dann mit einem aus der Mode gekommenen Tonkünstler sich herumschleppen. Die mit so viel Mühe hergestellte Fassung ist denn auch die endgültige geblieben; sie hat in den zweibändigen Ausgaben der „Novellen aus Österreich" 1897 und 1904 (erster Band, Seite 214—242) nur mehr leise stilistische Abänderungen erfahren. Ein Nachdruck, der in dem Brünner „Hausfreund" erschienen sein soll, ist mir trotz allem Fragen und Suchen nicht zugänglich geworden.

Die Novelle hat, wie die Papiere des Nachlasses zeigen, nahe Beziehungen zu zwei späteren: Ginevra und Schloß Kostenitz. (Vgl. darüber Band IX, Seite 163 und 275.)

Das allgemeine Krankenhaus der Stadt G . . . . ist wie die meisten älteren Anstalten dieser Art ein düsteres, schwerfälliges Gebäude, das sich auf einem öden, entlegenen Platze befindet, wo eine Kirche, eine Kaserne und eine altertümliche Fronfeste seine nächste Umgebung bilden. An dem kahlen Mauergeviert ziehen sich lange Reihen halb erblindeter Fenster hin, und wenn man durch das wuchtige, gelb angestrichene Tor tritt, so gelangt man in einen mäßig großen, mit Bäumen und spärlichem Rasen bepflanzten Hof, wo bei günstiger Jahreszeit Kranke und Genesende, in lange Spittelröcke gehüllt, an der Luft sitzen oder gruppenweise mit kaum hörbaren Schritten und leisen Gesprächen auf und nieder wandeln. Der Anblick der hinfälligen, bresthaften Gestalten, das dämmerige Halbdunkel der Treppen und Korridore, die eigentümlich bewegte Stille, die aus den Krankensälen dringt — dies alles fällt dem Besucher mit ergreifender Wehmut aufs Herz und läßt ihn, ernster als sonst, über die Gebrechlichkeit des menschlichen Daseins nachsinnen, der auch er unterworfen ist. —

Diesen traurigen, die Seele beklemmenden Ort hatte ich im Sommer des Jahres 187* häufig aufgesucht, um eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen. Einer meiner ältesten und vertrautesten Freunde, welcher, angezogen von den landschaftlichen Reizen der Umgegend, in G . . . seinen wissenschaftlichen Bestrebungen lebte, war nämlich von einem körperlichen Leiden befallen worden, das, anfänglich nicht beachtet, immer heftiger und gefahrdrohender hervortrat. Häuslicher

Pflege und Fürsorge entbehrend, sah er sich endlich gezwungen, in der öffentlichen Heilanstalt Aufnahme zu suchen, wo man ihm ein abgesondertes, für ähnliche Fälle bereitgehaltenes Zimmer zur Verfügung stellte. Auf die Nachricht hiervon war ich also herbeigeeilt, um dem Einsamen tröstend, vielleicht auch hilfreich in diesen schweren Tagen zur Seite zu stehen, die bei seinen eigentümlichen Lebensschicksalen um so ernster und bedeutungsvoller erschienen. In seiner Jugend zu einem anderen Berufe bestimmt, hatte er später auf seiner Laufbahn, eine lange Reihe von Jahren hindurch, unzählige Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Und nun, da er endlich das Ziel seiner Bestrebungen erreicht, die langersehnte Anerkennung und Geltung gefunden: nun sollte der Vielgeprüfte an sich selbst erfahren, wie grausam oft das Geschick mit denjenigen spielt, die sich durch eigene Kraft emporgerungen. Denn schon während einer Reise durch Italien, die er, gehoben und begeistert von seinen ersten Erfolgen, mit mir gemeinsam unternommen hatte, waren ihm die ersten Anzeichen jener tückischen Krankheit fühlbar geworden, welche seine Kraft lähmen — und vielleicht für immer vernichten sollte. —

So brachte ich denn jetzt den größten Teil des Tages bei ihm in der düstern Krankenstube zu, in die nur selten ein freundlicher Sonnenstrahl fiel, und deren einziges Fenster auf einen kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Nebenhof hinausging, wo ein bemooster Steinbrunnen melancholisch plätscherte. Außer mir kamen nur wenige Besuche. Desto häufiger aber fand sich der Arzt ein, der meinen Freund mit großer Sorgfalt behandelte. Es war ein älterer, behaglicher Junggeselle. Seine vollen Wangen zeigten das Rot der Gesundheit, und um die Lippen spielte ein feinsinnlicher Zug; aber seine Stirn war frei und hoch, und seine Augen strahlten von Geist und Erkenntnis. Auf der Höhe des heutigen Wissens stehend und in seinem Fache ein leidenschaftlicher Forscher, hatte er sich

doch jene tieferen Gemütslaute bewahrt, die auf den Patienten so wohltuend wirken und der neueren ärztlichen Schule mehr und mehr abhanden kommen. Vor allem aber war es sein köstlicher Humor, der ein Gespräch mit ihm als wahren Genuß empfinden ließ; wie denn auch mein armer Freund in seiner Gegenwart fast ganz des quälenden Leidens vergaß und gleichsam neubelebt aufatmete.

Eines Morgens hatte ich wieder Himmel und Sonnenschein draußen zurückgelassen und die Anstalt betreten. Vor dem Tore war mir eine schwerfällige Kutsche samt einem alten, schwarzgekleideten Diener, der am Schlag lehnte, ins Auge gefallen, und als ich die Treppe hinanstieg, konnte ich im Hause ein außergewöhnliches feierliches Treiben wahrnehmen. In dem bekannten Zimmer angelangt, fand ich den Doktor am Bette, aber eben im Begriffe, sich zu verabschieden.

„So eilig, Bester?" fragte mein Freund. „Bleiben Sie doch noch ein wenig bei uns!"

„Geht nicht. Wir haben heute große Visite. Die Oberin der Schwestern, die hier den Dienst der Krankenpflege versehen. Aber erschrecken Sie nur nicht! Hierher wird sie sich wohl schwerlich verirren, obgleich ich Ihnen beiden wünschen möchte, sie kennen zu lernen. Eine ganz merkwürdige Persönlichkeit. Die Tochter des ehemaligen Staatsrates Reichegg. Auf sie ist jedoch das Sprichwort nicht anwendbar, daß der Apfel nahe zum Stamme fällt. Keine Spur von jener finsteren Bigotterie und starren Unduldsamkeit, durch welche sich ihr Vater einst eine so traurige Berühmtheit erworben. Sie ist vielmehr eine echte Frauenseele, voll Nachsicht und Menschenliebe — und jener Frömmigkeit, die einen bedauern läßt, daß man sie selbst nicht mehr besitzen kann. Und auch da oben" — er deutete mit dem Finger nach der Stirn — „sieht es ganz respektabel aus; es ist mir jedesmal ein Vergnügen, sie durch die Krankensäle geleiten zu können. Schade, ewig schade, daß sie Nonne geworden. Es ließe sich zwar annehmen, daß

sie der Alte bei seiner demütigen Hinneigung zur Kirche von Kind auf dazu erzogen — aber ich glaub's nicht. Wenn die Weiber ins Kloster gehen, steckt immer eine unglückliche Herzensgeschichte dahinter. Falls es Sie interessiert, sie zu sehen" — wandte er sich an mich — „so finden Sie sich in etwa einer Stunde unten im großen Hofe ein. Dort muß sie, wenn sie die Anstalt verläßt, an Ihnen vorüberkommen. Es wird Sie nicht reuen; solche Erscheinungen werden in unserer Zeit immer seltener."

Damit ging er und ließ mich allein bei dem Kranken zurück, der eine üble Nacht gehabt zu haben schien und müde die Augen schloß. Ich aber setzte mich ans Fenster und blickte vor mich hin. Die Worte des Doktors hatten in mir Erinnerungen geweckt — nähere und entferntere, und wie sie sich jetzt wechselseitig belebten und ergänzten, zog folgendes im Geist an mir vorüber.

I.

Es war um die Mitte der fünfziger Jahre, im Hochsommer, als ich, damals noch in Militärdiensten stehend, mit einer Abteilung meines Regiments in ein kleines mährisches Landstädtchen einrückte. Wir waren schon vor Tag aufgebrochen, hatten, während die Sonne immer heißer niederbrannte, über vier Meilen auf der staubigen Heerstraße zurückgelegt, und so begrüßten wir den freundlichen Ort, wo uns nach mehrtägigen Eilmärschen ein Ruhetag gestattet war, aufs freudigste. Ein Teil der Einwohnerschaft war uns ein gutes Stück entgegengekommen und schritt uns jetzt bei den lustigen Klängen unserer Musik voran. Reinlich und einladend lagen die Gassen da, viele Häuser von Bäumen beschattet oder mit netten Vorgärtchen versehen. Hier und dort lugte, halb versteckt, ein rosiges Mädchenantlitz hinter weißen Fenstergardinen hervor, und auf dem Marktplatze, wo wir hielten, zeigten sich stattliche

Gastwirtschaften, unseren ermatteten Leibern und verlechzten Kehlen Stärkung und Erquickung verheißend. Ich fühlte mich daher nicht sehr angenehm überrascht, als ich bedeutet wurde, daß mir und meiner Mannschaft zur Unterkunft ein Dorf angewiesen sei, welches noch eine Wegstunde entfernt lag. Selbst der Beisatz, der verheißend klingen sollte: daß ich für meine Person in einem gräflichen Schlosse Aufnahme finden würde, hatte eben nichts Tröstliches. War ich doch gewohnt, die Marschtage als ein willkommenes Aufatmen aus der Zwangsjacke des Garnisonsdienstes zu betrachten, um mich in fröhlicher Ungebundenheit meinen Neigungen überlassen zu können — und nun drohte mir eine vornehme Gastfreundschaft, die mich vielleicht zu einem steifen gesellschaftlichen Verkehr mit unbekannten, mir gänzlich ferne stehenden Menschen verpflichtete. Indessen galt es, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und so befahl ich meine Leute, die gleich mir verdrossen vor sich hinsahen, zum Abmarsch, indem ich die Trommel rühren ließ. Eine ziemlich breite Seitenstraße führte uns anfänglich in einen scharf abgegrenzten Fichtenbestand, und nachdem wir diesen bald durchschritten hatten, zog sie sich in mehrfachen Krümmungen zwischen weit ausgebreiteten Kornfeldern hin. Still brütete die Mittagshitze über der schnittreifen Frucht, und am Ende der sonnigen Fläche ragte aus verfallenen Strohdächern der Kirchturm des Dorfes empor, während uns das Schloß, auf einer mäßigen, dicht bewaldeten Höhe gelegen, hell und glänzend entgegenschimmerte.

Endlich hatten wir das Dorf erreicht, und ich war eben daran, einige letzte Befehle zu erteilen und die Mannschaft in ihre Quartiere zu entlassen, als ein wohlgekleideter, behäbig aussehender Mann auf mich zukam. Er gab sich, höflich grüßend, als Verwalter des Schlosses zu erkennen und hatte ein leichtes, mit kräftigen Braunen bespanntes Gefährt mitgebracht, das ich auf seine Einladung mit ihm und meinem Diener bestieg. Während er nun, an meiner Seite sitzend,

den Pferden die Zügel schießen ließ, und wir auf einem bequemen Parkwege die Höhe hinanrollten, fragte ich ihn, wer denn eigentlich der Eigentümer des Schlosses sei.

„Seine Exzellenz, der Herr Graf von Reichegg", antwortete er mit einer gewissen bescheidenen Wichtigkeit.

„Wie? Der Staatsrat Reichegg?" fuhr ich überrascht und betroffen fort.

„Allerdings. Seine Exzellenz sind auch gegenwärtig mit Gemahlin und Tochter hier anwesend."

Nun versank ich in ein nachdenkliches Schweigen; auf eine solche Begegnung war ich nicht vorbereitet gewesen. Der Graf gehörte zu den hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Im Staatsdienste und in der Schule Metternichs ergraut, stand er an der Spitze aller rückläufigen Bewegungen, die in Österreich nach dem Jahre Achtundvierzig wieder Platz gegriffen hatten. Seine feudalen und klerikalen Gesinnungen waren sprichwörtlich geworden, und man bezeichnete ihn allgemein als einen der Haupturheber des Konkordats, das man soeben mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen hatte. So konnte mir, obgleich ich mich damals um derlei Dinge nur sehr wenig kümmerte, weder sein Name, noch die hohe Stellung, die er im Staate einnahm, fremd sein. Überdies hatte ich ihn selbst bereits mehrmals in Wien gesehen, zumeist bei gewissen öffentlichen Feierlichkeiten, wo mir sein stolzes, finsteres Wesen, das er wie absichtlich zur Schau trug, stets sehr unangenehm aufgefallen war. Auch seine Gemahlin war mir nicht unbekannt; denn sie zählte zu den glänzendsten Frauengestalten der Residenz. Einem alten Fürstengeschlecht entstammend und von einer Schönheit, die infolge höchst eigentümlicher Verschmelzung des Hoheitsvollen mit dem Reizenden geradezu einzig genannt werden konnte, stand sie in dem Ruf, eine Art Messalina zu sein. Das Tagesgespräch wurde nicht müde, von ihren Abenteuern das Unglaublichste in Umlauf zu bringen; ja man bezeichnete sogar die Männer, welche sich, allen Schichten

der Gesellschaft angehörend, ihrer Gunst sollten erfreut haben. Trotzdem war sie nicht etwa der Gegenstand sittlicher Entrüstung; sie wurde vielmehr allgemein bewundert. Wenn sie, und zwar in der Regel allein, oder doch nur an der Seite ihres Gatten, der sich mit seinen weißen Haaren und den harten, unfreundlichen Zügen seltsam genug neben ihr ausnahm, im offenen Wagen durch die Alleen des Praters fuhr: da bildeten die Fußgänger, wie gebannt, nur eine dichtgedrängte Reihe, um sich an dem unvergleichlichen Adel und Liebreiz ihrer Erscheinung, an ihrer ebenso geschmackvollen als kostbaren Kleiderpracht, die auf das hohe Modetribunal des zweiten Kaiserreiches hinwies, zu entzücken, und vorwiegend war es gerade das weibliche Geschlecht, das mit ihr einen fast schwärmerischen Kultus trieb. Auch in der Oper und im Schauspiel waren aller Augen auf sie gerichtet, und ein deutlich vernehmbares Ah! befriedigter Erwartung ging durch das Haus, wenn sie, nachdem ihre Loge länger als sonst leer geblieben war, plötzlich an der Brüstung erschien. — Und *dieser* Frau, *diesem* Manne sollte ich nun als junger, kaum flügge gewordener Offizier, der sich niemals in der großen Welt bewegt hatte, entgegentreten! Es war ein in jeder Hinsicht beklemmender Gedanke, und ich schöpfte noch einigen Trost aus der naheliegenden Annahme, daß man mich vielleicht bloß der Sorge des Schloßverwalters überantworten und gar nicht an sich heranziehen würde. —

Inzwischen hatten wir die Avenue erreicht, wo ein mächtiger Springbrunnen im Sonnenschein stäubte und glitzerte. Der Verwalter lenkte den Wagen rückwärts um das Schloß herum, hielt vor einem niederen Seitentore und geleitete mich über eine vereinsamte Treppe in den Halbstock empor. Dort schloß er ein kühles, weitläufiges Gemach auf, wo ich schon alles zu meinem Empfange vorgerichtet fand. „Ich bitte, es sich hier bequem zu machen“, sagte er. „Wenn etwas fehlen sollte — diese Klingelschnur geht nach meiner Wohnung. Um fünf Uhr wird gespeist. Die Herrschaften erwarten Sie zu Tische. Dürfte

ich einstweilen um Ihre Karte bitten, um dieselbe Seiner Exzellenz überbringen zu lassen." Ich war also dem Geschicke verfallen. Widerstandslos übergab ich dem Manne die Karte und schritt, nachdem er sich entfernt hatte, im Zimmer auf und nieder, wobei ich gedankenlos die Landschafts- und Schlachtenbilder in der Art Salvator Rosas betrachtete, die an den Wänden hingen. Dann trat ich ans nächste Fenster. Es ging auf das wohlgepflegte Parterre des Schloßparkes hinaus, in dessen Mitte ein hochstämmiger Rosenflor seine duftige Pracht entfaltete. Nachdem ich eine Zeitlang in das funkelnde Farbengemisch von Blumen und Rasen, von Himmel und Baumwipfeln hineingeblickt hatte, nahm ich etwas von den bereitstehenden Erfrischungen und streckte mich endlich auf ein bequemes Sofa hin, zuvor noch meinem Diener auftragend, sich in einer Stunde wieder bei mir einzufinden. Ich gedachte, ein wenig zu schlummern; aber war es nun Übermüdung oder innere Erregung — es wollte mir nicht gelingen. Während ich mich so eine Weile unruhig hin und her bewegte, vernahm ich, wie über mir ein Flügel angeschlagen wurde. Nach einem kurzen, ernsten Präludium begann eine klangvolle Altstimme ein Lied zu singen, in dem ich alsbald, der Melodie und dem deutlich vernehmbaren lateinischen Texte nach, ein geistliches erkannte. Mit jener tiefen, leidenschaftlichen Inbrunst, welche die katholische Kirchenmusik kennzeichnet, drangen die Töne in den Park hinaus und verzitterten mit leisem Widerhall in der lautlosen Luft des Nachmittags. Das Lied war zu Ende; noch einige Akkorde auf dem Klavier, dann wie ein nachzuckendes Gefühl die Wiederholung des Schlusses — und es herrschte wieder die frühere Ruhe. Seltsam ergriffen lag ich da und lauschte noch immer. Endlich sah ich nach der Uhr; die Stunde war fast abgelaufen. Ich sprang auf, und als ich einen Blick durch das Fenster tat, gewahrte ich, wie unten eine hochgewachsene, schlanke Mädchengestalt langsam den kleinen Rosenwald umschritt. Sie trug ein weißes Kleid, dem ein dunkles Band als Gürtel diente; ihre Gesichtszüge

konnte ich nicht ausnehmen; aber ihr blondes Haar schimmerte mir wie helles Gold entgegen. Jetzt blieb sie vor einem Bäumchen mit weißen Rosen stehen, und nachdem sie eine davon gepflückt hatte, schlug sie langsam, das Haupt zur Blume in ihrer Hand niederneigend, einen Seitenpfad ein, der sie bald meinen Blicken entzog. Während sie verschwand, war es mir, als hätte sie die Rose an die Lippen gedrückt. —

Mittlerweile hatte sich mein Diener eingefunden, und da bereits die vierte Stunde heranrückte, so galt es, mit raschem Entschlusse den Dingen entgegenzugehen, die da kommen sollten. Ich kleidete mich um und ließ anfragen, ob mich Seine Exzellenz empfangen wolle. Eine bejahende Antwort erfolgte bald durch einen Diener des Hauses, der mich in das obere Stockwerk und über einen langen, mit Jagdtrophäen gezierten Gang nach dem Zimmer des Grafen geleitete. Dieser erhob sich bei meinem Eintritt am Schreibtische, wo er eben gearbeitet zu haben schien, und trat mir in aufrechter Haltung einen Schritt, aber nicht mehr, entgegen. „Es freut mich stets," sagte er mit fester, etwas bedeckter Stimme, nachdem ich einige passende Worte gesprochen und mich auf einen Wink von ihm niedergelassen hatte, „wenn ich einen kaiserlichen Offizier in meinem Schlosse beherbergen kann. Um so mehr aber heute, als mir" — er warf einen Blick auf meine Karte, die neben zerstreuten Papieren auf dem Tische lag — „der Name, den Sie führen, seit langem bekannt ist. Ich entsinne mich nämlich", fuhr er fort, indem er mich aufmerksam und forschend ansah, „aus der Zeit, da ich als junger Mann unter der Regierung des Kaisers Franz in Staatsdienste trat, mit Vergnügen eines höheren Vorgesetzten gleichen Namens."

„Das dürfte mein Großvater gewesen sein."

„Gewiß; und ich gebe mich wohl keiner Täuschung hin, wenn ich in Ihren Zügen eine gewisse Ähnlichkeit mit den seinen zu erblicken glaube. Der lebhafte alte Herr steht mir noch ganz deutlich vor Augen. Ein wahres Muster eines loyalen, pflicht-

getreuen Staatsdieners, wenn auch sein Wirken über ein bloß bureaukratisches nicht weit hinausging. Es war damals“, setzte er nach kurzem Schweigen nachdenklich hinzu, „eine Zeit voll unerhörter, erschütternder Bewegungen. Die französische Revolution hatte die ganze Weltordnung umzukehren gedroht, und nun machte der Korse Europa zittern. Vor allem war es Österreich, auf dessen Erniedrigung, auf dessen Untergang er es abgesehen hatte. Aber im Rate der Vorsehung war es anders beschlossen. Dynastie und Staat sind aus all diesen äußeren Gefahren nicht minder siegreich und glänzend hervorgegangen, als aus den fluchwürdigen Umsturzbestrebungen, die man jüngster Zeit in allen Teilen der Monarchie zu bekämpfen und — zu vernichten hatte. Und so wird sich der Spruch bewahrheiten: Austria erit in orbe ultima — durch den Schutz des Allmächtigen, seiner heiligen Kirche — und kraft unserer ruhmvollen Armee.“

Mir wurde ganz unheimlich zumute. In das eherne Antlitz des Grafen war bei diesen Worten ein erschreckend finsterer und grausamer Zug getreten, und es schien, als wollte er jetzt und jetzt seine hagere, aber kräftig gebaute Gestalt, wie einem unsichtbaren Feinde gegenüber, zum Angriffe emporrichten. Unwillkürlich kehrte sich mein Blick von ihm ab und der zwar schlichten, aber bezeichnenden Ausstattung des Gemaches zu. Zwischen zahlreichen Bücherschränken stand ein einfacher Betschemel mit einem kleinen Kruzifix aus Ebenholz. An den Wänden sah man, sorgfältig gruppiert, in Lithographien die Bildnisse des Herrscherpaares, der Marschälle Windisch-Grätz und Radetzky, dann der Fürsten Metternich und Schwarzenberg, sowie anderer hervorragender weltlicher und geistlicher Würdenträger. Auf dem Schreibtische jedoch, seltsam genug, hatte der Graf neben einem Miniaturporträt seiner Gemahlin und dem etwas verblaßten eines hellockigen Kindes den Büsten Schillers und Goethes einen Platz eingeräumt. Er bemerkte, daß ich jetzt nach meiner flüchtigen Rundschau das Auge auf ihnen haften ließ, und sagte etwas milder: „Das waren zwei große, gewaltige

Geister, und ich bin stets in Gesellschaft ihrer Werke." Dabei wies er auf einen der Bücherschränke, die ihm zunächst standen. „Aber man darf sich von ihren Ideen nicht fortreißen lassen; denn Phantasie und Wirklichkeit sind zweierlei."

Er hatte seine Rede noch nicht beendet, als sich leise eine Seitentür öffnete und jene hohe Mädchengestalt, die ich früher vom Fenster aus gesehen, auf der Schwelle erschien. Sie blieb, als sie meiner ansichtig ward, einen Augenblick betroffen stehen, faßte sich jedoch allsogleich und schritt mit würdiger Haltung auf den Grafen zu, dessen Antlitz sich plötzlich wundersam erhellte und den Ausdruck tiefster Zärtlichkeit annahm. Ich hatte mich erhoben. „Meine Tochter Raphaela", sagte der Graf, indem er mit seiner vertrockneten Hand kosend über das Haar der Eingetretenen strich, das jetzt in seiner reichen, blendenden Fülle fremdartig von den ernsten, fast schroffen Gesichtszügen abstach. Sie sah ganz ihrem Vater ähnlich. Das war dieselbe eckige Stirn, dieselbe weit und scharf geschwungene Nase; auch ihr Kinn war stark vorgeschoben. Nur der Mund erschien voller und weicher, und die Augen strahlten im reinsten Blau des Himmels.

„Wo ist Mama, mein Kind?" fuhr der Graf schmeichelnd fort.

„Ich glaube, sie ist mit Egon im Salon", antwortete sie mit tiefer wohlklingender Stimme, die mich überzeugte, daß ich auch die Sängerin des Liedes vor mir hatte.

Die Brauen des Grafen zogen sich leicht zusammen. Dann wandte er sich an mich und sagte förmlich: „Wenn es Ihnen gefällig ist, will ich Sie jetzt meiner Gemahlin vorstellen."

Er öffnete eine zweite Seitentür, und während seine Tochter voranging, durchschritten wir eine Flucht von reichausgestatteten Gemächern, bis wir endlich in den Salon gelangten. Mein Atem stockte ein wenig, als ich den weiten, dämmerigen Raum betrat, hinter dessen herabgelassenen Portieren der Altan des Schlosses lag. Auf einer niederen Ottomane, weit zurückgelehnt, saß die Dame des Hauses in leichten, schimmernden Ge-

wändern; neben ihr, in einem Fauteuil, ein junger Mann, der eine bequeme Halbuniform trug und, da er sich bei unserem Eintritt erhob, durch seinen auffallend hohen Wuchs überraschte. Die Gräfin empfing mich, ohne ihre Lage zu verändern, freundlich vornehm und half mir sogleich mit einigen aufmunternden Worten über die erste Befangenheit hinweg. Dann wies sie flüchtig auf den jungen Mann und sagte: „Unser Vetter, Baron Rödern."

„Rittmeister außer Dienst — und Attaché ohne Attachement", setzte der Graf, während der Erwähnte und ich uns gegenseitig verneigten, wie scherzend hinzu; aber seine Stimme klang scharf.

„Desto besser!" lachte der Baron, indem er einen prächtigen Reitstock, den er in der Hand hielt, nachlässig hin und her schwenkte. „Man kommt noch immer früh genug ins Joch — und ich liebe die Ungebundenheit."

Die Gräfin warf einen raschen Blick auf ihn; dann zog sie mich angelegentlich in ein Gespräch, dieses und jenes, das eben nahelag, ergreifend und eine Zeitlang festhaltend. Dabei hatte ich nun Gelegenheit, mich mehr und mehr in den Zauber ihrer Schönheit zu versenken. Was ich schon einst aus der Ferne an ihr hatte bewundern können: der volle und doch geschmeidige Wuchs, das lichte, von dunklen Haaren, wie von einer nächtigen Wolke umflossene Antlitz, die großen, langbewimperten Samtaugen — das alles trat mir jetzt in seiner ganzen Pracht entgegen, während zugleich die feinsten und individuellsten Reize sichtbar wurden. Um den zarten, rosigen Mund spielte, während sie sprach, ein entzückendes Lächeln, und dabei zitterten und zuckten ihre weiten Nasenflügel manchmal ganz eigentümlich, was ihren Zügen bei aller Weichheit einen höchst energischen Ausdruck verlieh. Wie sie so in nachlässiger Haltung vor mir saß und mit der perlmutterartig schimmernden Hand den Fächer gegen den wogenden Schnee ihrer Brust bewegte, da fühlte ich, welche bestrickende, verführerische Macht in dem Wesen dieser Frau

lag, die über die eigentliche Jugend längst hinaus war und, wie ich bemerken konnte, schon zu allerlei kleinen Verschönerungskünsten griff. Im Vergleich mit ihrer von farbigster Lebensfülle gesättigten und durchleuchteten Erscheinung, wie sie nur Rubens und Murillo vereint hätten darstellen können, erschien die aufgeschossene, schmalschultrige Raphaela mit ihrem herben, eintönigen Antlitz wie eine Gestalt von Lukas Cranach.

Diese aber war inzwischen an ihren Vetter herangetreten und stand jetzt mit ihm in leiser Unterhaltung begriffen, wobei sich jedoch der junge Mann sehr zerstreut und innerlich abwesend zeigte. Endlich überreichte sie ihm mit einem vollen, innigen Blick die Rose, die sie im Parke gepflückt und später im Gürtel getragen hatte. Er nahm die weiße Blume gleichgültig in Empfang, beroch sie flüchtig und befestigte sie dann an der Brustseite seines Rockes.

Ein Kammerdiener trat leisen Schrittes ein und meldete, daß das Diner serviert sei. Ich bot der Gräfin den Arm; Rödern führte Raphaela, und wir gingen zu Tische, wo auch eine französische Gouvernante mit blutlosen Zügen und gesenkten Augen erschien. Das Mahl ging rasch vonstatten. Rödern war sehr heiter und gesprächig, fast ausgelassen. Er neigte sich oft und höchst vertraulich zur Gräfin, scherzte in ungezwungener, gleichsam überlegener Weise mit ihrem Gatten, der dabei auffallend an sich hielt und nur manchmal die Brauen runzelte, wenn der junge Mann mit leichtfertiger Ironie öffentliche Persönlichkeiten oder politische Ereignisse besprach. Selbst an die Gouvernante richtete Egon in nicht allzu reinem Französisch einige Stichelreden, die mit leicht abwehrendem Schweigen hingenommen wurden. Nur Raphaela beachtete er wenig, obgleich ihm diese ihre volle Aufmerksamkeit zuwandte und sogar zweimal sein Glas mit Bordeaux füllte, davon er reichlich und mit Behagen trank, so zwar, daß sich sein hübsches, fast mädchenhaftes Gesicht höher und höher färbte.

Die Tafel war aufgehoben; die Französin hatte sich laut-

los entfernt, und man nahm nun den Kaffee auf dem Altane, wo sich eine prachtvolle Fernsicht über die weite Ebene bis zu den duftverschwommenen Höhen der Sudeten auftat. Nach einer Weile sagte Rödern, man solle doch jetzt einen Gang durch den Park unternehmen. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall; wir schritten also die breite Freitreppe hinunter und immer tiefer in die stillen, wechselvollen Anlagen hinein. Die Sonne war bereits im Sinken. Goldig lagen ihre letzten Streiflichter über den Wipfeln; große Amseln flogen vor uns auf, und durch die Luft quoll der süße Geruch des Jasmins. Nach und nach wurden die Pfade steiler, und endlich standen wir vor einem großen Teiche, hinter dem schweigend und dunkel der Wald aufragte. Zahllose Wasserpflanzen schwammen auf der blaugrünen Fläche; zwei Schwäne zogen dazwischen ihre stillen Kreise; am Ufer war ein wohlgebauter Kahn befestigt.

„Wer hat Lust, mit mir auf dem Teiche zu fahren?" rief Rödern, der mit der Gräfin Arm in Arm vorausgegangen war.

„Ich nicht", sagte diese, indem sie sich von ihm losmachte. „Sie treiben es zu toll, mein Lieber. Es hat das letztemal wenig gefehlt, so wären wir beide ins Wasser gefallen."

„Kann ich nicht schwimmen?" erwiderte er übermütig. „Ich hätte Sie auf meinen Armen ans Land getragen."

„Schön; aber ich pflege um diese Zeit nicht zu baden."

Inzwischen hatte sich ihm Raphaela leise genähert.

„Wenn es dir recht ist, Egon," sagte sie, „so will ich mit dir fahren; ich werde dir zeigen, wie ich rudern kann."

„Was? Du?" rief er halb erstaunt, halb spöttisch, während die Gräfin ihre Tochter mit eigentümlichen Blicken ansah.

„Ja", entgegnete Raphaela ernst. „Du hast letzthin gesagt, daß wir Frauen es niemals würden erlernen können, und so übe ich mich seit einer Woche jeden Morgen darin — wenn ihr noch alle zu Bett seid."

„So!" lachte er. „Ich dachte, du säßest da über dem Thomas a Kempis. Nun, wir wollen sehen; zeige deine Kunst!"

„Wenn Raphaela rudert,“ warf die Gräfin hastig ein, „dann bin ich auch dabei. Aber Sie müssen vernünftig sein, Egon.“

So begaben sich die drei in das zierliche Fahrzeug, und wirklich stieß Raphaela, nachdem sie die Ruder mit fester Hand ergriffen hatte, leicht und sicher vom Ufer.

„Bravo! Sehr gut“, rief Rödern. „An dir ist ja ein Gondolier verloren.“

„Da sehen Sie unsere ländlichen Vergnügungen“, sagte der Graf, mit dem ich jetzt langsam am Rande hinging. „Wir führen hier ein sehr zurückgezogenes, gleichförmiges Dasein; Baron Rödern allein bringt etwas Leben und Bewegung in unseren kleinen Kreis. Denn meine Tochter ist trotz ihrer Jugend sehr ernst und still und sitzt am liebsten bei ihren Büchern oder am Klavier.“

Ich bemerkte hierauf, daß ich, allem Anscheine nach, die Komtesse kurz nach meinem Eintreffen habe singen gehört.

„Haben Sie?“ erwiderte er mit väterlichem Stolz. „Nicht wahr, eine prachtvolle Stimme, wenn auch noch nicht völlig entwickelt. — Sie ist überhaupt ein einziges Kind!“ fuhr er fort, indem er mit jenem Ausdruck tiefster Zärtlichkeit, der mich früher so überrascht hatte, nach dem Kahn blickte. „Der Himmel hat mir einen Sohn versagt, aber mit *dieser* Tochter reichen Ersatz gewährt. Sie war bis jetzt“, wandte er sich mit herablassender Vertraulichkeit an mich, „in dem Erziehungsinstitute für adelige Fräulein in L.... Eine ausgezeichnete Anstalt, die sie als vorzüglichste Schülerin verlassen hat. Es ist erstaunlich, welche ausgebreiteten Kenntnisse sie besitzt; offen gestanden, ich fühle mich ihr gegenüber oft unwissend. Freilich verdankt sie vieles, ja das meiste nur sich selbst und ihrem unermüdlichen Fleiße. Und dabei — welch ein Gemüt! Die Hingebung und Zärtlichkeit, die Güte und Frömmigkeit selbst! Wie gesagt, ein einziges Kind! Möge sie glücklich werden!“ fügte er, vor sich hinblickend, mit einem leisen Seufzer bei. Doch so, als hätte er mich zu tief in sein Herz blicken lassen, rückte er sich

plötzlich in seiner stolzen Haltung zurecht, und der gewöhnliche harte, finstere Zug trat allmählich wieder in sein Antlitz.

Inzwischen aber hatte es Rödern nicht über sich gebracht, „vernünftig" zu bleiben. Nachdem er sich eine Zeitlang ruhig verhalten, pflückte er eine Wasserlilie, steckte sie der Gräfin ins dunkle Haar und nahm dann den Platz Raphaelas ein, worauf er sogleich anfing, allerlei gewagte Ruderkünste zu versuchen. Dabei geriet das Schifflein in ein höchst bedenkliches Schwanken, und als er endlich, seine Ausgelassenheit mehr und mehr entfesselnd, trotz der Bitten und Abmahnungen Raphaelas, trotz der Angstrufe ihrer Mutter, in raschen, immer engeren Wendungen einen Schwan verfolgte, der mit zornigen Flügelschlägen fauchend vor dem Kiele herschoß, da war es in der Tat Zeit, daß sich der Graf ins Mittel legte und mit herrischem Tone befahl, ans Land zu stoßen. So erreichte man zuletzt doch wohlbehalten das Ufer und trat nun vereint, jedoch ziemlich einsilbig, beim rötlichen Scheine des Abends den Rückweg an.

Vor dem Schlosse kehrte sich der Graf zu mir und sagte gemessen: „Sie dürften sich ermüdet fühlen und es vielleicht vorziehen, den Tee auf Ihrem Zimmer zu nehmen. Wir wollen Sie nicht länger halten."

Ich verneigte mich schweigend. Dann nahm ich von den übrigen Abschied und zog mich zurück. Obgleich ich in der Tat der Ruhe bedürftig war und auch alsbald zu Bette ging, hielten mich doch, indem ich unwillkürlich den Eindrücken des Tages nachhing, fragende Gedanken und leise Schauer der Seele noch lange wach. Endlich schlief ich ein.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich erwachte. Frisch und würzig drang der Duft des Morgens mit dem Gezwitscher der Vögel durch die geöffneten Fenster herein, und ich machte mich fertig, meinen dienstlichen Verpflichtungen im Dorfe nachzukommen. Über diesen ging ein Teil des Vor-

mittags hin; nunmehr aber sollte ich mich nach dem Städtchen begeben, wo ich weitere Befehle und Anordnungen für morgen entgegenzunehmen hatte. Da ich voraussah, daß man mich dort an den Offizierstisch ziehen und so bald nicht wieder loslassen würde, so erschien es mir geraten, mich schon jetzt bei dem Herrn des Schlosses zu verabschieden. Ich fand ihn diesmal sichtlich zerstreut und verstimmt; vielleicht durch den Inhalt mehrerer Briefe, die eben mit der Post gekommen zu sein schienen und erbrochen auf dem Schreibtische lagen. „Ich bedauere," sagte er obenhin, „daß Sie heute nicht mehr unser Gast sein können. Setzen Sie Ihren Marsch glücklich und wohlbehalten fort! — Es wird auch den andern leid tun, Sie nicht mehr zu sehen. Meine Frau ist ausgeritten — und meine Tochter weilt jetzt bei ihren Studien." Dabei machte er eine leichte Bewegung, als wollte er sagen: Sie sind entlassen. Aber nach kurzem Bedenken blickte er mich freundlicher an und fuhr mit einer gewissen Wärme fort: „Es war mir in der Tat eine Freude, Sie kennen gelernt zu haben. Leben Sie wohl!" Und er reichte mir die Hand, die ich, unwillkürlich zögernd, mit der meinen berührte.

Ich empfand es wie eine Erleichterung, als ich die Tür hinter mir hatte, und wohlgemut wanderte ich dem Städtchen zu, wo ich alles in fröhlicher Bewegung fand. Denn man hatte uns zu Ehren die Anstalten zu einem Feste getroffen, das schon früh am Nachmittage mit einem lärmenden Preisschießen begann und später in einen ländlichen Ball überging.

Auch ich hatte daran teilgenommen, hatte mich länger, als ich beabsichtigte, verweilt, und so war bereits die Nacht schwül und dunkel auf die Gefilde herabgesunken, als ich den Saal der Schießstätte verließ und mit pochenden Schläfen den Rückweg antrat. Kein Laut regte sich in den Fichten; schwer und betäubend schlug mir der Duft des Kornes entgegen, das jetzt die aufgesogene Glut des Tages ausstrahlte; am Horizont zuckte von Zeit zu Zeit ein fahles Wetterleuchten.

Schweigend, in nächtlicher Ruhe lag endlich das Schloß vor mir; nur einige wenige Fenster waren noch erleuchtet. Ich fand das kleine Tor unverschlossen und begab mich in mein Zimmer. Da der Abmarsch um drei Uhr morgens stattfinden sollte, so warf ich mich nur halb entkleidet auf das Sofa, wo ich mich einem leichten Schlummer überließ. Plötzlich erwachte ich; es war wie taghell im Zimmer. Erschreckt richtete ich mich empor, ich glaubte schon weit in den Morgen hinein geschlafen zu haben. Aber es war nur der Mond, der sich inzwischen am Himmel erhoben hatte und mit seinem milden Lichte das Gemach durchflutete. Ich blickte nach der Uhr; sie wies eine Stunde nach Mitternacht. Was sollte ich nun beginnen? An Schlaf und Ruhe war nicht mehr zu denken; ich beschloß daher, die Zeit bis zum Aufbruche im Parke zu verbringen, dessen mondbeglänzte Wipfel mich wundersam anlockten. Rasch kleidete ich mich völlig an, warf einen leichten Mantel über — und bald knisterte der feine Kies der Wege unter meinen Tritten. Kein Blatt regte sich; in hellem Tau schimmerte der Rasen, und geisterhaft leuchteten die Blumen hinter den Laubgängen auf, die mich immer tiefer in ihre Windungen zogen, bis mir endlich der Teich glitzernd und flimmernd entgegensah. Mit weitgeöffneten Kelchen lagen die Wasserlilien im feuchten Glanze, kaum unterscheidbar von dem Gefieder der Schwäne, die auf einer kleinen Insel schliefen und träumerisch die Flügel regten, während hin und wieder aus der Tiefe kurze geheimnisvolle Laute heraufdrangen.

Nachdem ich das schlummernde Wasserreich langsam umschritten hatte, trat ich in ein nahes Boskett, in welchem ich eine Bank vermutete und auch wirklich zwischen zwei hohen Platanen am Sockel einer Najade aus Sandstein antraf. Und als ich jetzt unter den schweigenden Wipfeln saß und dem leisen Weben der Nacht lauschte, da wurden die Bilder der letzten zwei Tage wieder in meinem Geiste lebendig. Ich sah die Gestalten der Schloßbewohner vor mir bis auf den kleinsten, feinsten Zug:

den stolzen, finsteren Grafen, das schöne, blühende Weib mit den dunklen Samtaugen, das ernste blonde Mädchen — und den jungen Mann, der so ausgelassen den Kahn auf der stillen Wasserfläche gelenkt hatte....

Da glaubte ich mit einem Mal ferne Tritte zu hören. Ich hatte mich nicht getäuscht; sie kamen näher und näher — und schon klangen bekannte Stimmen an mein Ohr, zwar gedämpft, doch deutlich vernehmbar in der Stille der Nacht.

„Ich sage dir nur, daß sie dich liebt!"

„Wenn auch. Meine Schuld ist es nicht; du weißt, mit welcher Gleichgültigkeit ich ihr stets begegne."

„Das ist wahr; aber mich dauert das arme Kind. Sie hat viel von ihrem Vater, nimmt alles ernst und schwer, selbst kleine, unbedeutende Dinge. Sie kann nicht vergessen; ich fürchte, dieser Eindruck wird ihr fürs Leben bleiben."

„Ah pah! Mädchenträume! Sie wird sich schon zurechtfinden; ihr Sinn ist ohnedies mehr aufs Überirdische gerichtet. Ich jedoch halte mich an die volle, blühende Wirklichkeit!"

„Du liebst mich also?" Und die Stimme der Gräfin klang weich und zärtlich.

Es erfolgte keine Antwort; aber eine Stille trat ein, durchweht von den stürmischen Hauchen und Küssen einer langen, leidenschaftlichen Umarmung.

Zitternden Herzens preßte ich die Lippen zusammen. Ich hatte den günstigen Augenblick, mich zu entfernen, versäumt — und nun stand die Gräfin mit Rödern in der Nähe des Bosketts; die leiseste Bewegung, ein Odemzug mußte meine Anwesenheit verraten.

„Und wie lange wirst du mich lieben, Flattersinn?" klang es endlich.

„So lange ich atme!" klang es berauscht entgegen.

„Gedenke deiner Worte!" stieß jetzt die Gräfin mit wildem, fast unheimlichen Flüstern hervor. „Ich lasse dich auch nicht mehr: du bist mir verfallen mit Leib und Seele!"

Es war zu vernehmen, wie sie ihn umschlang; dann setzten sich die Schritte der beiden wieder in Bewegung. Ich erstarrte. Wenn sie jetzt in das silberberieselte Dunkel traten — die Folgen waren undenkbar! Aber sie lenkten unter zärtlichem Geflüster rechts ab und kehrten in einem Bogen nach dem Schlosse zurück. Je ferner, je schwächer ihre Tritte klangen, desto leichter, desto freier fühlte ich mich; als es jedoch wieder ganz still geworden war, da griff mir ein scharfes, eisiges Weh ans Herz. Ich war damals noch jung und kannte die Untiefen des Lebens bloß vom Hörensagen; sie waren für mich bis jetzt wesen- und bedeutungslos geblieben, wie die Gerüchte, welche ich früher über die Gräfin vernommen. Nun aber, wo das, was ich, ohne es mir selbst einzugestehen, schon halb erraten hatte, plötzlich greifbar enthüllt vor mir lag, da war es mir, als hätt' ich in einen Abgrund geblickt. Die Begriffe von Gatten- und Mutterliebe, von Recht und Pflicht, von Treue und Gewissen — alle diese Stützen, die bisher das Dasein so wohlgefügt und harmonisch vor meinen unbefangenen Blicken aufrecht erhalten hatten, brachen mit einem Male zusammen, und nur ein ekler Sumpf, ein grauenvolles Chaos blieb zurück. —

Endlich entriß ich mich der Stelle, suchte meinen schlafenden Diener auf und begab mich in das Dorf hinunter, wo ich noch vor der Zeit Reveille schlagen ließ. Und fort zog ich in den grauenden Tag hinein, das Schloß, seine Menschen und ihre Schicksale hinter mir zurücklassend.

II.

Jahre waren dahingegangen. Das Leben, immer ernster und vielgestaltiger mit strengen Forderungen an mich herantretend, hatte sich mir in seiner wahren Bedeutung enthüllt, und ich dachte kaum mehr meines kurzen Aufenthaltes im Schlosse Reichegg. Aus den öffentlichen Blättern hatte ich zwar entnommen, daß der Graf mit dem Tode abgegangen sei. Durch die Zeitereignisse gestürzt, den Untergang alles dessen erlebend,

was er begründen half, war ihm bei dem großen Wandel der Dinge nichts übriggeblieben, als zu sterben. Auch hatte ich nach dem Feldzuge des Jahres sechsundsechzig in den Verlustlisten einen Major Egon Baron Rödern als tot verzeichnet gefunden. Von der Gräfin und Raphaela jedoch vernahm ich nichts mehr. Neue Verhältnisse hatten neue Erscheinungen in den Vordergrund gestellt; die schöne, einst so gefeierte Frau war vergessen und blieb mit ihrer Tochter verschollen — für diejenigen wenigstens, die mit ihren Kreisen nicht in Berührung kamen. — —

Da traf es sich, daß ich bei einem kurzen Aufenthalte in der Lagunenstadt vor einem Kaffeehause des Markusplatzes saß. Es war noch ziemlich früh am Tage, und nur wenige Menschen beschritten die prächtigen Quadern, auf welche die Sonne hell und glänzend niederschien. Plötzlich zeigte sich, von der Stadtseite kommend, unter den Arkaden ein vornehm aussehendes Paar in Reisekleidern; ein Herr und eine Dame, die Arm in Arm einhergingen. In dem ersteren erkannte ich sofort einen aus der Mode gekommenen Wiener Tonkünstler, der einst als Virtuose glänzende Erfolge zu verzeichnen gehabt hatte und von den Frauen sehr gefeiert worden war. Auch die Dame mutete mich nicht völlig fremd an; diesem hohen Wuchse, diesen stolzen und doch geschmeidigen Gliederbewegungen mußte ich schon irgendwo begegnet sein. Als mir die beiden näher gekommen waren, trat ein Blumenmädchen mit erhobenem Korbe auf sie zu. Die Dame blieb stehen, hielt ihren Begleiter, der vorbeischreiten wollte, am Arme fest — und nun zuckte ich zusammen: ich hatte mit einer dem Erschrecken verwandten Empfindung die Gräfin erkannt! Ihr Antlitz konnte zwar, trotz der weißen Schminke, die darüber lag, noch immer schön genannt werden, aber alles Milde und Liebliche, das früher so sehr entzückte, war daraus verschwunden, und ein herrschsüchtiger, rücksichtsloser, durch das herannahende Alter gereizter und erbitterter Wille hatte sich mit verletzender Schärfe in jedem einzelnen

Teile ausgeprägt. Einen noch traurigeren Anblick bot der Mann an ihrer Seite dar. Er war auffallend rasch gealtert, seine Haltung erschien nachlässig und gebückt, während in seinen nicht unedlen Zügen ein unsäglich öder, trostloser Ausdruck von stummer Duldung und verbissenen Qualen lag, der zu seinem früheren selbstbewußten Auftreten in peinlichem Widerspruche stand und die traurigsten Vermutungen wachrief. Mit scheuer, verdrossener Lüsternheit blickte er von der Seite nach dem jungen, großäugigen Geschöpfe, das, ein dünnes Korallenschnürchen um den bräunlichen Hals, vor der Gräfin stand. Er schien froh zu sein, als diese endlich eine Anzahl kleiner Sträuße ausgewählt und mit unangenehmem Lächeln mehrere Silbermünzen in den Korb des Mädchens geworfen hatte. —

Ich konnte mich nicht enthalten, den beiden in einiger Entfernung bis auf die Riva zu folgen, wo sie eine Gondel heranwinkten. Sie stiegen ein und ließen sich hinausrudern in die blaue, schimmernde Wasserfläche, wie von einem dunklen Sarge umschlossen. Es waren zwei Tote. — —

Langsam kehrte ich über die Piazetta wieder zurück. Düster und schweigend lagen die alten Paläste da und wehten mich in ihrer verfallenden Pracht mit den Schauern der Vergänglichkeit an. — Wie lange war es her, da umflatterte noch das schwarzgelbe Banner Österreichs den weitausblickenden Turm, und unter den mächtigen Säulenhallen wogte das bewegte, glänzende Leben verhaßter Fremdherrschaft auf und nieder. Nun war Venedig frei — aber auch stiller, einsamer, öder geworden. Und wie hatte sich dieser Wandel vollzogen! Langsam, schrittweise, doch unaufhaltsam, trotz aller Gegenbestrebungen. Erschien es doch wie tragische Ironie, als man zuletzt ratlos die Erfüllung in die Hand des Mannes legte, der damals an der Seine über das Los der Völker entschied! Unwillkürlich mußte ich des toten Grafen und seiner stolzen Überzeugungen gedenken; es war mir, als ginge sein Schatten neben mir her, scheu und finster. — Und seine Tochter? Wo weilte sie? Hatte sie sich,

wie Rödern damals vorausgesetzt, zurechtgefunden, oder war sie ein einsamer Fremdling geblieben in dieser Welt voll Irrtum und Schuld; in dieser Welt, wo nichts Bestand hat, als der Schmerz, und selbst das Höchste, Bedeutsamste allmählich vergeht und verweht, als wäre es nie gewesen? — — —

Und nun hatte mir die Zeit, die alles enthüllt und selbst das Getrennteste nach und nach zusammenführt, auch diese Frage beantwortet....

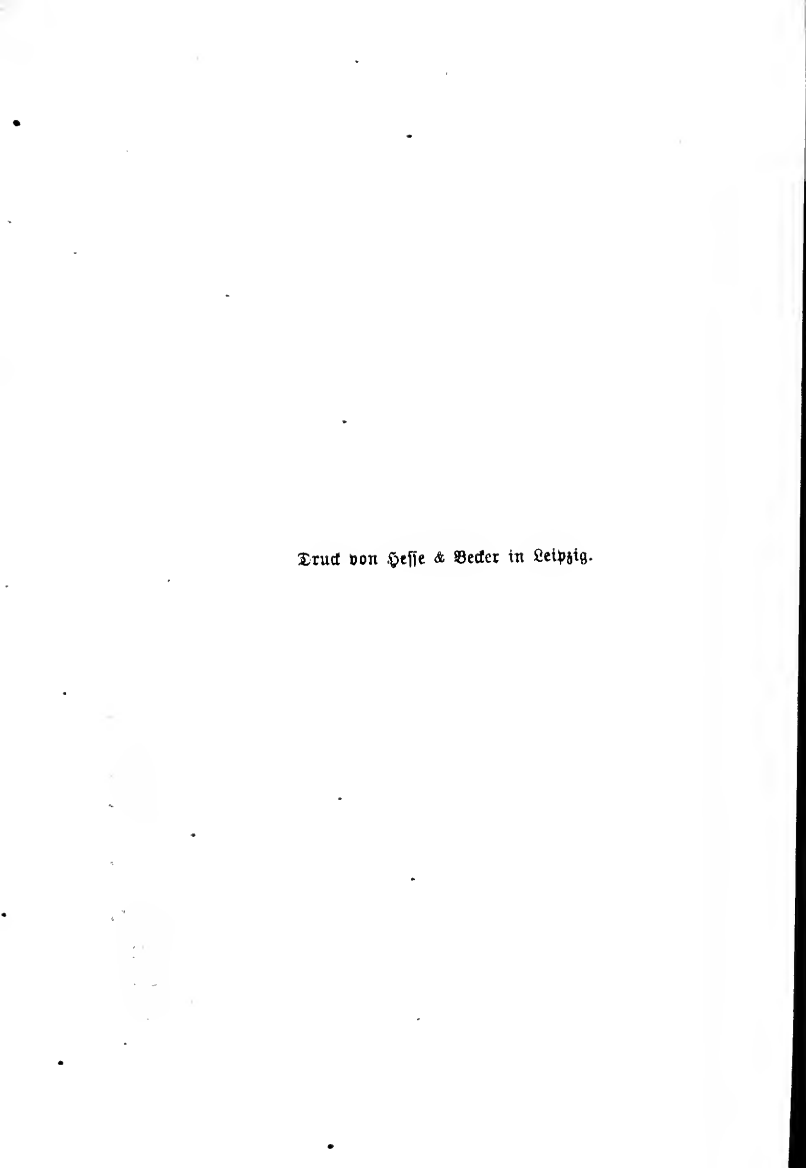
* * *

„Du bist heute sehr schweigsam", sagte der Kranke, der inzwischen wieder die Augen aufgeschlagen hatte. „Was hast du?"

„Nichts — ich werde es dir später mitteilen. Jetzt will ich mir die Oberin ansehen, von der uns der Doktor erzählt hat."

Damit verließ ich das Zimmer und begab mich in den Hof hinunter, wo sich bereits eine Schar von Kranken beiderlei Geschlechtes, wohl in gleicher Absicht, eingefunden hatte. Wir mußten uns lange gedulden. Endlich kam sie, von einer jüngeren Ordensschwester, dem Direktor der Anstalt und den Ärzten begleitet, die Treppe herunter. Ruhig und würdevoll, die ernsten blauen Augen vor sich hingerichtet, durchschritt sie die Reihen der Harrenden, mit leisem Senken des Hauptes dargebrachte Grüße erwidernd. Die Flucht der Jahre hatte ihrem Antlitz bis auf einige Fältchen um den Mund keinerlei Spuren eingedrückt, vielmehr erschien sie jetzt in erhabener, vergeistigter Schönheit, mit welcher die weiße Beguine, der dunkle Faltenwurf der Gewänder und das goldene Kreuz vor der Brust in ergreifendem Einklange standen.

Draußen wurde der Kutschenschlag geöffnet — und die Oberin fuhr durch das Menschengewühl belebter Gassen ihrem Kloster zu, das, wie ich später sehen konnte, am äußersten Ende der Stadt auf einer sanften, wipfelbeschatteten Anhöhe lag.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

